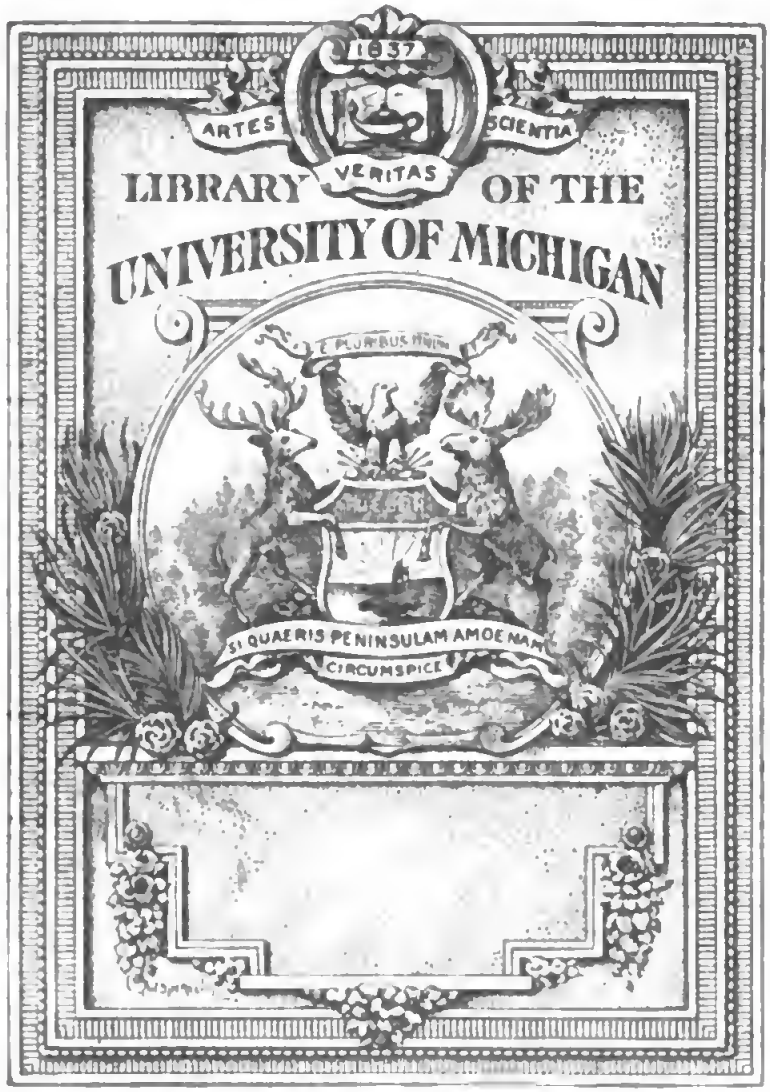
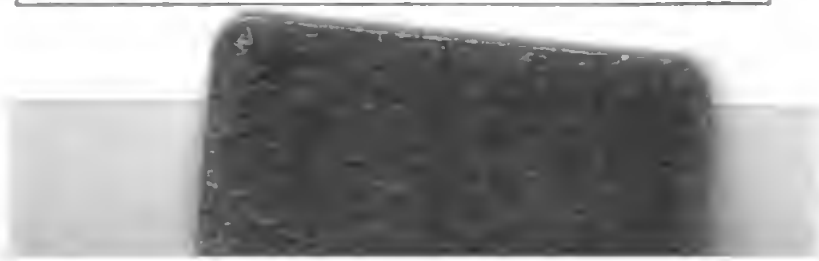
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



THE GIFT OF

Dr. T. L. Chetz.



Digitized by Google

830.6
B58

Digitized by Google

Digitized by Google

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1888.

Neunter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß des neunten Bandes.

	Seite
Vor dem Kampfe. Historischer Roman von P. E. v. Areg. (Fortsetzung u. Schluß.)	5
Die Augen Wischnu's. Roman von Hanns v. Spielberg	75
Verdächtigt. Novelle von L. Haidheim	119
Eine moderne Sibylle. Skizze aus der Geschichte der neueren Zeit. Von Max Voß	184
Gasthöfe und Hotels. Kulturgeschichtliche Skizze von Oskar Klaußmann	197
Unser Maikäfer. Ein Bild aus der Insektenwelt. Von J. Heimwahl	209
Im Lande des ewigen Frühlings. Bilder aus Ecuador. Von H. Berka	220
Zum Jubiläum der Gänseleberpastete. Beitrag zur Geschichte der Gastronomie. Von Gottfried Pfeuffer	232
Mannigfaltiges:	
Haudegen und Seelsorger	241
Die wahren Erfinder des Impfens	245
Verschiedene Ansichten	246
Das Testament eines Rechenmeisters	246
Ein Kampf mit einem Tiger ꝛc.	249
Erdesser	251
Kaiser Wenzel	252
Das „Aber“	253
Eigenthümlicher Grund	253
Goethe als Theaterdirektor	253
Ein verlorener Brief	254
Eine Antwort des kleinen Abbé	256
Ein Schreibfehler, der die Wahrheit sagt	256

Vor dem Kampfe.

Historischer Roman

von

P. E. v. Areg.

(Fortsetzung u. Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Einundzwanzigstes Kapitel.

Als sie auf dem Schloßhofe aus den Sätteln sprangen, war der Erste, der ihnen entgegen kam, Herr v. Rochefort selbst.

Niemand von der Familie hatte während der Nacht die Augen geschlossen. Die Sorge um das Schicksal des jungen Mannes hatte den Schlaf verscheucht. Und nun war er wieder da, lebend, gesund, unversehrt.

Der Schloßherr schloß ihn mit väterlicher Zärtlichkeit in seine Arme. „Gelobt sei Gott, daß Sie wieder bei uns sind," sagte er. „Es wäre ein bitterer Vorwurf für die letzten Jahre meines Lebens gewesen, wenn ich mir hätte sagen müssen, daß Sie bei der Vertheidigung meines Besitzes in die Hände jener Wüthenden gefallen seien und mit Ihrem jungen Leben unseren Sieg hätten bezahlen müssen. Wir mußten den Versuch wagen, Sie zu retten, bevor es zum Aeußersten kam, und Ihr Freund war von dieser Nothwendigkeit so fest überzeugt, daß er selbst sich

Digitized by Google

ſogleich erbot, das Werk Ihrer Befreiung in ſeine eigene Hand zu nehmen."

„Daß Ihr Leben in der Gewalt dieſer Bande ernſtlich bedroht ſei," ſetzte Gaſton hinzu, der mit ſeinen beiden Begleitern dem Wiederſehen zwiſchen Herrn v. Rochefort und Eugène beiwohnte, „darüber konnten wir uns keinem Zweifel überlaſſen. Kaum hatten wir deshalb den Sturm auf das Schloß abgeſchlagen, und kaum ſahen wir uns von der Gegenwart des Feindes befreit, als wir uns aufmachten, um Ihnen Hilfe zu bringen."

„Wie ſoll ich Ihnen Allen danken für die thatkräftige Hilfe, die Sie mir gebracht haben?" verſetzte Eugène. „Wiſſen Sie, man bedrohte mich dort mit einem ſchimpflichen Tode, mit dem Tode durch den Strick! Dieſen Morgen ſollte ich ſterben. Jetzt würde man ſich wohl bereit machen, die Exekution zu vollſtrecken, wenn Sie nicht gekommen wären! Es iſt alſo nichts weniger als mein Leben, das ich Ihnen danke, und ich werde dieſer Schuld eingedenk bleiben, ſo lange als ich dieſes mir von Ihnen neugeſchenkte Leben führe."

Er ſchüttelte Gaſton mit großer Bewegung die Hand und drückte auch die Rechte der beiden anderen Männer, die mit ihm gekommen waren. Der Förſter Rambert war es, und ein junger Forſtmann, welche ſich mit Gaſton gemeinſchaftlich zu ſeiner Befreiung aufgemacht hatten.

„Laſſen Sie ſich von dem Gewichte Ihrer Dankbarkeit nicht erdrücken," erwiederte Gaſton mit Freundlichkeit. „Wir haben die feſte Ueberzeugung, daß Sie für Jeden von uns mit der gleichen Entſchloſſenheit eingetreten wären,

Digitized by Google

wenn wir uns in einer ähnlichen Patſche befunden hätten, und dieſes Bewußtſein gibt uns Allen den beſten Dank für unſeren wohlgelungenen Streich."

„Ich brauche Sie wohl nicht zu verſichern, Herr d'Alembert," ſagte der Schloßherr, „daß auch die weiblichen Mitglieder der Familie in großer Angſt und Sorge um Sie waren; ſie werden ein heißes Verlangen haben, Sie zu ſehen. Ich will ſogleich zu ihnen gehen und ihnen die Freudenbotſchaft bringen, daß Sie uns wieder gegeben ſind. Zaudern Sie nicht zu lange, mir zu folgen; man wird Sehnſucht haben, Sie wiederzuſehen."

Er ging nach dem Schloſſe zurück; aber Eugène's Augen überflogen die Fenſter des Oberſtockes, die nach dem Hofe gingen. Und ſiehe, an einem derſelben ſtand die ſüße Geſtalt ſeiner Gabriele; mit dem Ausdrucke ſeligen Glückes trafen ihre Augen die ſeinen, dann hob ſie die Blicke zum Himmel, als wolle ſie dem Herrn der Heerſchaaren danken für die Gnade, die ihr dieſer Augenblick brachte, und verſchwand.

Eugène legte ſeinen Arm in den Gaſton's und zog ihn nach der Halle. Die Anderen folgten.

„Vor allen Dingen," ſagte er, „erzählen Sie mir die Ereigniſſe, die zwiſchen meiner Gefangennahme und Ihrem Erſcheinen draußen im Lager der Feinde liegen, denn meine Erinnerungen reichen nur bis zu dem Augenblick, als mich der Schlag des Knüttels zu Boden warf; was nachher kam, iſt mir vollkommen fremd."

„Der letzte Angriff auf das Schloß," verſetzte der Gascogner, „war von erheblich gefährlicherer Art, als die vor-

ausgehenden, das wird Ihnen noch erinnerlich ſein aus dem heißen Kampfe, der ſich um den Beſitz des Walles entſpann und bei dem Ihre Tapferkeit von allen dabei Betheiligten ganz beſonders gerühmt wird. Allein ſo wild ſie uns auch beſtürmten, denn es kam auch auf der anderen Seite des Schloſſes zum Kampfe, ſo wenig erreichten ſie. Die beiden Feuerwagen, welche uns urſprünglich dem Untergang nahe zu bringen ſchienen, erwieſen ſich weniger gefährlich, als die Aufrührer wohl gehofft hatten; ſobald die obere leicht gehäufte Strohſchicht niedergebrannt war, ſanken die Flammen raſch zuſammen, denn die unten feſt aufeinander liegenden Schichten brannten nicht mit der gleichen Lebhaftigkeit, wie die lockeren oberen, ſondern glimmten nur. Es war offenbar, daß die Aufrührer auf dieſe Thatſache nicht gerechnet hatten, ihr Muth ſank raſch, als ſie bemerkten, daß ihre Vorausſetzungen ſie im Stiche ließen. So zogen ſie ſich denn auch bald zurück. Allein wenn wir uns den Sieg auch diesmal zurechnen durften, er war ſchwer genug erkauft. Zwei von den Unſeren waren todt, acht ſchwerer oder leichter verwundet; aber dieſe Alle zu weiterem Kampfe unfähig."

„Das iſt der fünfte Theil der ſtreitbaren Männer! Noch ein ſolcher Sieg und wir ſind verloren!"

„Solchen Erwägungen haben auch wir uns nicht verſchloſſen, und ich ſelbſt habe Herrn v. Rochefort den Vorſchlag gemacht, ſogleich um Hilfe nach Evreux zu ſchicken. Der Bote iſt noch mitten in der Nacht aufgebrochen; im Laufe des Vormittags iſt Antwort beſtimmt zu erwarten."

„Der Himmel gebe, daß mit ihr gleichzeitig die Bürger-

garde zu unſerer Unterſtützung erſcheint, denn wir haben von denen da draußen ſicherlich eine baldige Fortſetzung der Feindſeligkeiten zu erwarten. Aber nunmehr, da ich erfahren habe, was hier vor ſich ging, laſſen Sie mich auch wiſſen, ich bitte Sie, was zu meiner Befreiung geſchah."

„Ich ſpreche nicht gern von dem, was ich ſelbſt that," verſetzte der Gascogner, „allein es wird bald erzählt ſein. Rambert als derjenige, der die Gegend am beſten kannte, hatte die Führung übernommen; er führte uns, ſobald wir den Park hinter uns hatten, ſeitwärts von der Straße durch den Wald. So gelangten wir in kurzer Zeit in die Nähe des Lagers der Aufrührer. Das Dunkel des Waldes verbarg uns vor allen ſpähenden Blicken, die Beleuchtung des Platzes durch ein einziges Feuer war übrigens ſo ſpärlich, daß wir ohne jede Befürchtung vor Entdeckung uns ſo nahe heranſchleichen konnten, daß wir einen vollkommenen Ueberblick über das Ganze gewannen. Nach Ihnen freilich blickten unſere Augen lange vergebens; wir gaben uns der Vermuthung hin, daß man Sie in einer der Hütten des Dorfes als Gefangenen bewache. Da tauchte Ihre Geſtalt plötzlich im Scheine des Feuers auf, man führte Sie zu dem Alten, offenbar dem Führer der Banden, der in unmittelbarer Nähe des Holzſtoßes ſtand. Was dort verhandelt wurde und was das, die Verhandlung wiederholt begleitende Gebrüll zu bedeuten hatte, verſtanden wir freilich nicht, aber zwei Worte drangen bis zu uns, wohlgeeignet, unſere Befürchtungen auf die äußerſte Spitze zu treiben, der wilde Schrei: Hängt ihn! Wir

ſahen dann, daß Sie in jenen Schuppen gebracht wurden, ſahen Ihren Wächter vor der Thüre ſich niederlegen. Nun, und das Uebrige wiſſen Sie ja."

Eugène ſtreckte Gaſton beide Hände entgegen.

„Keinen Dank weiter, wie Sie es wollen," ſagte er, „nur ein Händedruck, der Ihnen ſagen ſoll, daß ich Ihr Freund bis zum Tode bleibe."

Die Fortſetzung ſeiner Rede unterbrach der Kammerdiener, der meldete, daß die gnädige Frau trotz der frühen Morgenſtunde Herrn d'Alembert zu ſehen wünſche.

Die Herrin des Schloſſes ging Eugène mit allen Zeichen einer außerordentlichen Liebenswürdigkeit entgegen.

„Ein Verlorener und Wiedergefundener," ſagte ſie im herzlichſten Tone, Eugène die Hand bietend, die dieſer an ſeine Lippen zog, indem er ſich verbeugte, „dem Himmel ſei Dank, daß Sie uns wieder gegeben ſind! Erlaſſen Sie mir die Beſchreibung, welchen Eindruck die Nachricht, daß man Sie weggeſchleppt hatte, auf mich und meine Tochter gemacht hat! So kurz die Zeit auch iſt, ſeit der wir uns kennen, ſo gut haben Sie verſtanden, es dahin zu bringen, daß wir Sie ganz als zu uns gehörig betrachten!"

Gabriele trat hinter der Mutter hervor, auch ſie wollte einige Worte der Freude ſagen über die Errettung des Freundes. Als ſie aber ſo vor ihm ſtand und in ſeine treuen Augen blickte, vertrieb ſein Anblick mit einem Male allen den Jammer, den ſie in der Nacht ſeinetwegen empfunden, und die Macht der Liebe kam über ſie mit all' der Gewalt, die ein ſtarkes Herz ertragen kann. Sie ver-

Digitized by Google

gaß in diesem einzigen Augenblick alle Rücksichten, sie sah nur den Freund, den Geliebten vor sich, den Mann, welchem ihr Herz gehörte.

Mit einem Aufschrei des höchsten Entzückens warf sie sich an seine Brust, schlang ihre weißen Arme um seinen Hals und küßte ihn auf das Zärtlichste.

„Aber Gabriele!“ rief die Mutter.

„Mein Kind, Du vergißt Dich!“ sagte Herr v. Rochefort streng.

Aber die holde Kleine hörte nicht auf die ermahnenden Worte der Eltern, nur eine tiefe Gluth überfluthete sie bis hinab zu dem weißen Nacken, sie verließ ihre Stelle am Herzen des Geliebten nicht, sondern barg ihr Haupt weinend an seiner Brust.

Nach einer längeren stummen Pause richtete Eugène sie sanft und langsam in die Höhe, faßte ihre Hand mit der seinen und trat mit ihr vor Herrn v. Rochefort.

„Das Uebermaß der mit Beharrlichkeit zurückgehaltenen Gefühle, gnädiger Herr,“ sagte er, „hat soeben durch einen unwiderstehlichen Ausbruch ein Herzensgeheimniß entschleiert, das noch nicht so weit gereift war, daß wir es früher zu Ihrer Kenntniß hätten bringen können. So verräth es ein Zufall und setzt mich dadurch in die Lage, Ihnen, gnädiger Herr, in Gegenwart Ihrer Frau Gemahlin einzugestehen, daß ich Ihre Tochter liebe und von ihr wieder geliebt werde. Wenn wir Beide Sie jetzt zu bitten wagen dürfen, daß Sie dieser unserer Neigung Hindernisse nicht in den Weg legen, sondern durch Ertheilung der elterlichen Billigung liebevolle Förderung angedeihen lassen wollen,

ſo ſage ich mir im Voraus, daß nicht Rückſichten auf mich ſelbſt, ſondern nur die Liebe der Eltern zu dem Kinde Sie bewegen kann, für unſere Bitte ein Entgegenkommen zu gewähren."

Herr v. Rochefort blickte während dieſer Worte wiederholt auf ſeine Frau, um aus ihren Mienen ſchließen zu können, was ſie wohl von dieſer ihm unglaublich ſcheinenden Sache halte; allein dieſe hielt beharrlich die Augen zu Boden geſchlagen, was vollkommen verhinderte, daß er ſich über ihre Anſicht zu vergewiſſern vermochte. Auf ſeinem Geſichte drückte ſich die peinlichſte Verlegenheit aus, als er endlich antwortete: „Sie ſehen mich in der That nicht wenig überraſcht, Herr d'Alembert, über das, was ich ſoeben habe anhören müſſen. Eher hätte ich an des Himmels Einſturz geglaubt, als daran, daß ein Aufenthalt von wenigen Tagen bei uns in Ihnen und in meiner Tochter ein Gefühl zeitigen könne, welches, wie Sie ſich bei ruhiger Ueberlegung Beide wohl im Voraus ſagen mußten, durchaus keine Ausſicht hat, die Billigung der Eltern zu finden. Selbſt auf die Gefahr hin, daß ich Ihnen, dem Pflichten der Dankbarkeit mich verbinden, mit meinem Worte wehe thue, kann ich hiervon nichts zurücknehmen, allein ich fühle deutlich, daß dies hier nicht der Ort iſt, an dem eine Angelegenheit, welche unter ernſten Männern abgemacht werden muß, beſprochen werden kann. Ich bitte Sie deshalb, mich nach meinem Arbeitszimmer zu begleiten, während meine Gattin den Verſuch machen mag, ob es ihr nicht gelingt, ihrer Tochter den Kopf zurechtzuſetzen."

Digitized by Google

Das waren Worte, die wohl geeignet waren, die heißen jungen Herzen, die da ſo laut neben einander pochten, zu erkälten und niederzuſchlagen. Gabriele brach in lautes Weinen aus und warf ſich ſchluchzend an die Bruſt der Mutter, Eugène blickte ihr mit ſtarrem Auge nach.

Er war Mannes genug, die Schwäche, die ihn beſchleichen wollte, zu unterdrücken; aber die begrabene Hoffnung, die er vor ſich liegen ſah, drückte ſchwer auf ſein Herz. Er verbeugte ſich gegen Herrn v. Rochefort, um ihm anzudeuten, daß er bereit ſei, ihm zu folgen, denn die Beklemmung, die von dem eben vorübergegangenen Auftritte noch über ihn ausgegoſſen lag, ließ die Worte nicht über ſeine Lippen.

Die beiden Herren verließen das Zimmer. Als ſich die Flügel der Thür hinter ihnen geſchloſſen hatten, wandte ſich Frau v. Rochefort an die Tochter.

„Aber ich bitte Dich, Gabriele, wie kannſt Du uns hier eine ſolche Scene bereiten! Du, die einzige Tochter des Hauſes Rochefort, haſt Dich ſo weit vergeſſen, hinter dem Rücken Deiner Eltern ein Liebesverhältniß anzuſpinnen, und biſt dreiſt genug, Dich vor ihren Augen einem Abenteurer an den Hals zu werfen, über deſſen Vergangenheit und Zukunft uns jeder, ſelbſt der geringſte Anhaltspunkt fehlt? Wohin iſt es mit Dir gekommen, Mädchen? Hat man Dich im Kloſter zu derartigen Extravaganzen angehalten?“

„O ſprich in Liebe zu mir, meine Mutter, nicht im Zorn,“ erwiederte das weinende Mädchen. „Was iſt denn ſo Uebles dabei, daß wir Beide uns lieb haben?“

Digitized by Google

„Du vergißt ganz, mein Kind, daß man in unſeren Kreiſen Verbindungen nicht nach einer einmal wild auftauchenden Neigung, ſondern nach beſtimmten Grundſätzen, welche beiden Theilen eine glückliche und zufriedene Zukunft verſprechen, abzuſchließen pflegt. Es bedarf nicht der Wahl der Kinder, um eine ſegensreiche Ehe zu begründen; der Wille der Eltern hat die entſcheidende Stimme. Aus dieſem Grunde, der Dir völlig entgangen zu ſein ſcheint, war mir der heutige Auftritt beſonders peinlich, Gabriele, und um ſo peinlicher, weil Dein Vater und ich bereits geſtern über Deine Hand verfügt haben, ohne daß Dir ſelbſt hiervon bis zu dieſem Augenblicke irgend etwas bekannt geworden iſt.“

„Es iſt unmöglich, Mutter, ſage mir, daß es nicht ſein kann! Wie, Du könnteſt über das Herz Deines Kindes verfügen, von dem Du weißt, daß es einem Anderen gehört? Könnteſt Du wirklich ſo grauſam ſein, Dein armes Kind ſo unglücklich zu machen? Ich werde gewiß ſterben, wenn Ihr mich zu einer anderen Verbindung zwingt!“

„Du ſprichſt mit aller Ueberſchwänglichkeit der Jugend, ohne Dir für Deine Worte die nothwendige reifliche Erwägung zu gönnen. In ganz gleicher Weiſe biſt Du auch mit der Einleitung dieſes Liebesverhältniſſes verfahren, das uns heute auf einmal wie ein Blitz aus heiterem Himmel überraſcht. Ich würde es noch immer erklärlich finden, wenn Deine Wahl auf einen Mann gefallen wäre, der Dir nach Herkommen und Beſitz ebenbürtig wäre. Aber ich bitte Dich, Gabriele, Du haſt ja gerade auf dieſe

beiden Dinge, die bei einer Entſcheidung über Deine Zukunft als unbedingt zwingend erachtet werden müſſen, nicht das allergeringſte Gewicht gelegt! Ueber die Perſönlichkeit Deines Anbeters will ich kein Wort verlieren, auch nicht über die Art ſeines Auftretens, denn ich geſtehe Dir gern zu, daß ich nichts Tadelnswerthes an ihm finde; allein er iſt, das mußt Du Dir doch wahrhaftig ſelbſt ſagen, nichts als ein fahrender Abenteurer mit einem adeligen Namen, ohne Beſitz und Reichthum."

„Aber, Mama, wir lieben uns ja ſo ſehr, daß Keines von dem Anderen laſſen kann! Sollte das nicht zu unſerem Glücke mehr als genügen? Und wenn er arm iſt, ſind wir nicht reich genug, um ihn das niemals merken zu laſſen? Soll eine ſo heiße Neigung denn ganz ohne alle Hoffnungen bleiben?"

„Du würdeſt heute von mir erfahren haben, Gabriele, für wen Dein Vater Dich zur Gemahlin beſtimmt hat, auch wenn dieſer Zwiſchenfall nicht eingetreten wäre, der nunmehr überhaupt als für immer beſeitigt von mir betrachtet werden wird. Hätte ich doch geſtern Abend zu Dir geſprochen, ich hätte uns dieſe unangenehme Stunde erſpart! So höre mich denn. Der Marquis v. Rambonillet wirbt um Deine Hand. Er iſt noch unverheirathet, wenn er auch gerade kein Jüngling mehr iſt; ſein Adel iſt einer der älteſten, ſeine Beſitzungen die reichſten weit und breit in der Umgegend. Nach reiflichſter Erwägung aller der Vortheile, welche dieſe Parthie uns bietet, hat Dein Vater beſchloſſen, dem Herrn Marquis Deine Hand zuzuſagen. Er wird, ſobald es möglich iſt,

ſelbſt kommen, um ſich Dir vorzuſtellen und das Jawort zu empfangen."

„Ich werde niemals einen Anderen heirathen," rief die weinende Gabriele, „niemals, Mama! Nehmt mir den Geliebten, brecht mir das Herz, ſtürzt mich in's Unglück, ich will ſtill halten; aber einen Anderen heirathen, niemals!" —

Während dieſe Unterredung im Gemach der Hausfrau vor ſich ging, waren die beiden Männer nach dem Arbeitszimmer des Schloßherrn gegangen und hatten ſich dort niedergelaſſen.

„Ich will meinen Erörterungen," hob Herr v. Rochefort an, „zunächſt die Bitte um Verzeihung vorausſchicken, für den Fall, daß ich genöthigt bin, Dinge zu berühren, die ſich nicht mit den zarteſten Händen anfaſſen laſſen. Unter dieſer Vorausſetzung, mein Herr, muß ich Ihnen ganz offen geſtehen, daß ich mich Ihrer Werbung um die Hand meiner Tochter durchaus nicht günſtig erweiſen kann. Ich ſtehe auf dem Standpunkte des Vaters, nicht des Geliebten, wie Sie; mein Herz iſt kühl und mein Verſtand rechnet, aber ſo ſehr ich mich auch bemühe, bei dieſem Exempel ein richtiges Facit heraus zu bekommen, ebenſo ſehr ſehe ich ein, daß mir das niemals gelingen wird, weil die allernothwendigſten Vorausſetzungen dazu fehlen: die Gleichmäßigkeit der Verhältniſſe, des Ranges und des Beſitzes."

„Zu meinem aufrichtigen Bedauern kann ich Ihnen in keiner Beziehung widerſprechen, gnädiger Herr; denn ich muß einräumen, daß ich ein armer Edelmann bin, ohne

Beſitz oder Rang, der das Glück nicht mit ſich bringt, ſondern es ſucht. Wir ſind nicht immer die Herren von Gefühlen, welche über uns hereinbrechen, ſonſt würde ich bei rechtzeitiger Erwägung der angeführten Thatſachen mich wohl ſo weit zu bändigen verſucht haben, daß ich vermieden hätte, mich Ihrer Tochter wieder zu nahen. Denn unſere Liebe iſt nicht erſt ſeit meinem Aufenthalte bei Ihnen groß geworden, ſie hat ſchon geglüht, als Gabriele noch als Schülerin in dem Kloſter der Karmeliterinnen in Paris war. Daß wir dort unſeren Herzen keine Feſſeln anlegten, iſt verzeihlich, wir waren damals noch ein Paar glückliche Kinder, die nichts darnach fragten, welche Anſprüche das Leben uns künftig auflegen würde."

„Ich ſehe aus Ihren ruhigen Worten, daß Sie ſich einer verſtändnißvollen Auffaſſung der unangenehmen Angelegenheit nicht verſchließen. Ich bin darüber um ſo mehr erfreut, als ich Ihnen nicht verſchweigen darf, daß ich über die Hand meiner Tochter bereits ſo gut wie verfügt habe, und daß alſo ſchon deshalb von ihr an eine anderweite Heirath nicht gedacht werden kann, ſelbſt wenn einer ſolchen die von uns gemeinſchaftlich erörterten Bedenken nicht im Wege ſtünden."

„Sie beabſichtigen die Hand Ihrer Tochter zu vergeben, ohne ſie um ihre Neigung zu fragen? Darf ich den Namen des Glücklichen wiſſen, der Gabriele beſitzen ſoll?"

„Es iſt der Herr Marquis v. Rambonillet!"

„Ein Name mir ſo unbekannt, als ihrem Herzen fremd. — Arme Gabriele!"

„Ich ſetze voraus, mein Herr, daß Sie die ſoeben von uns erörterten Thatſachen mit demjenigen Gleichmuth aufnehmen werden, welche der Cavalier zu zeigen weiß, ſobald er vor dem Unabänderlichen ſteht. Und nunmehr laſſen Sie es meine nächſte Sorge ſein, Ihnen die gewünſchte Offizierſtelle bei den Lanciers zu verſchaffen, damit Sie Befreiung erlangen aus dieſen Wirren, in die Sie zum Theil meine eigene Schuld geſtürzt hat. Denn früher laſſe ich Sie nicht von mir, bis ich eine Gewähr für Ihre glückliche Zukunft erlangt habe!“

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Der Bote, den man in der Nacht nach Evreux geſchickt hatte, kam im Laufe des Vormittags zurück. Allein wenn man ſchon aus dem Umſtande, daß er Niemanden mitbrachte, auf einen unerwünſchten Ausgang ſeiner Sendung ſchloß, ſo war man durch die Nachrichten, die man von ihm hörte, in allen Hoffnungen auf Hilfe von der Stadt aus betrogen.

Es war in Evreux ſelbſt zu ſtürmiſchen Straßenſcenen gekommen, das Volk hatte ſich zuſammengeſchaart und eine Plünderung der Bäckerläden vorgenommen. Das war bei der allgemein herrſchenden Noth nun zwar an und für ſich nur eine Verzweiflungsthat zur Stillung des Hungers, aber wer konnte eine Verantwortung dafür übernehmen, daß es bei dieſen Ausſchreitungen bleiben, daß man nicht weit Schlimmerem in aller Kürze ausgeſetzt ſein würde? Die Stadt unter ſolchen Verhältniſſen von einem großen Theile ihrer Vertheidiger entblößen, ſchien dem Maire ein

außerordentlich bedenkliches Unterfangen. Er gab deshalb anheim, ſich zunächſt nach einer Hilfe von anderwärts umzuſehen; ſollte ſich die Bewegung beruhigen, dann erſt ſtellte er in Ausſicht, daß man die geforderte Unterſtützung bringen werde.

Dieſe Nachrichten wirkten äußerſt niederſchlagend auf die Geſammtheit der Schloßbewohner. Kam es zu einem nochmaligen Angriffe, ſo war mit Beſtimmtheit vorauszuſetzen, daß durch die unvermeidlichen Verluſte die Zahl der Vertheidiger ſo weit zuſammenſchwinden werde, um die fernere Behauptung des Schloſſes unmöglich zu machen.

So blieb nur die letzte Hoffnung auf das rechtzeitige Erſcheinen Edmond's und der Lanciers; denn die übrigen Städte, von denen man noch hätte Hilfe begehren können, lagen alle in ſolchen Entfernungen, daß der Aufſtand mit dem Untergange oder der Flucht der Bewohner des Schloſſes Rochefort längſt ihr Ende erreicht haben mußte, bevor Hilfe herankommen konnte. Allein was Edmond zurückzukehren abhielt, war Allen ein Räthſel.

Der Tag verſtrich wider Erwarten ohne nennenswerthe Ereigniſſe. Was nach der Flucht Eugène's in den Minen geſchehen ſein mochte, darüber erfuhr man im Schloſſe nichts. Kein Lebenszeichen von den Arbeitern ließ ſich bemerken.

Auch als der Abend kam und Förſter Rambert ſeine gewohnte Patrouille unternahm, lauteten die Nachrichten, die er mitbrachte, äußerſt beruhigend. Nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil von Arbeitern war von ihm auf dem Platze vor dem niedergebrannten Pächterhauſe geſehen

worden, die Uebrigen ſchienen die Nachtruhe in den Hütten des Dorfes aufgeſucht zu haben.

So war alſo für dieſe Nacht auf einen Angriff wahrſcheinlich nicht zu rechnen. Alle hörten dieſe Nachricht mit Freude, denn die Anſtrengungen beim letzten Kampfe und die lange Entbehrung der Ruhe hatten unter den Vertheidigern eine ſo große Ermüdung hervorgebracht, daß Schlaf das dringendſte Bedürfniß war, das ſich zu erkennen gab.

Man traf alſo die unvermeidlichſten Maßregeln für die Sicherheit und ſchickte Alles, was dabei entbehrlich war, zur Ruhe.

Ohne jede Störung verlief die Nacht und auch der neue Tag brachte keine Aenderung der Lage, wohl aber friſche Hoffnung. Denn heute oder morgen konnten ja die Lanciers kommen und dann mußte Alles gut werden.

Nur Eugène war nicht froh. Er dachte daran, daß der Tag nahe, der ihn von der Geliebten auf immer trennen würde. Ach, er hatte ſein Lieb nur gefunden, um es auf immer zu verlieren! Mit welchen Gefühlen des Glückes war er hierher gezogen und mit welchen mußte er an ſein Scheiden denken! Nichts blieb ihm, wenn er fortging, als die Erinnerung an das ſüße Kind, das er in ſeinen Armen gehalten, als es ihm ſagte, es liebe ihn. Sie jetzt bald in den Armen eines Anderen zu wiſſen, war ein Gedanke, der ſein Herz erbeben ließ und ihn faſt zur Verzweiflung trieb.

Und heute mußte er ſogar den verhaßten Nebenbuhler mit eigenen Augen ankommen ſehen. Denn der Marquis

v. Rambonillet hatte Eile mit ſeiner Werbung. Gegen Mittag erſchien er, von einer wohlbewaffneten Dienerſchaar begleitet, auf Schloß Rochefort.

Herr v. Rochefort ging ihm bis hinab in die Halle entgegen, empfing ihn mit der überhöflich-ceremoniellen Etikette der Zeit und geleitete ihn perſönlich in den Salon, während Diener vorausliefen, um die Thürflügel zu öffnen.

Nachdem man die üblichen Begrüßungen in der artigſten Weiſe ausgetauſcht und Platz genommen hatte, räuſperte ſich der Marquis und begann mit ſeiner Werbung vorzurücken.

„Was mich zu Ihnen führt, Herr v. Rochefort," hob er an, „iſt Ihnen bereits bekannt. Mein Bevollmächtigter war vor mehreren Tagen bei Ihnen, um Sie über meine Wünſche zu unterrichten, und die Antwort, die er mir von Ihnen brachte, war zwar noch keine zuſagende, aber vorläufig doch eine vollkommen befriedigende. Sie ſehen mich infolge dieſer Antwort jetzt hier bei Ihnen, um meine Werbung um die Hand von Fräulein Gabriele v. Rochefort perſönlich zu wiederholen, und ich hoffe, daß mein Anliegen bei Ihnen auf keinerlei weitere Bedenken ſtößt."

„Ich weiß die Ehre zu ſchätzen, Herr Marquis," entgegnete der Schloßherr, „welche durch dieſen Ihren Antrag meinem Hauſe widerfährt. Ich will Ihnen aber gleich von vornherein nicht vorenthalten, daß ich durch dieſe Werbung einigermaßen überraſcht worden bin und zwar aus zwei Gründen, die ich Ihnen darzulegen nicht unterlaſſe. Erſtens iſt meine Tochter Gabriele noch ſehr jung, ja ich möchte faſt ſagen zu jung, um ſchon jetzt an den

Digitized by Google

Ernſt eines ehelichen Bündniſſes zu denken; zum Anderen aber hat es eigentlich nicht in meiner Abſicht gelegen, ſie hier in unſerem ſchönen Frankreich zu verheirathen, denn ich ſtehe im Begriffe, dieſes Land zu verlaſſen, Herr Marquis."

„Das ſind allerdings zwei Bedenken, auf deren letzteres ich nicht vorbereitet war, weil mir daſſelbe neu iſt. Laſſen Sie uns den Verſuch machen, ob es uns nicht gelingt, trotz derſelben eine Einigung zwiſchen uns anzubahnen."

„Es liegt durchaus nicht in meiner Abſicht, dieſelben in einer Weiſe hinzuſtellen, als ob ſie Ihren Abſichten überhaupt im Wege ſtehen ſollten. Ich erwähne ihrer nur, damit Sie ſogleich die Motive erkennen mögen, wenn Sie bei meinen weiteren Worten nach ſolchen ſuchen ſollten."

„So laſſen Sie mich Ihnen entgegenhalten, daß die Jugend Ihrer Fräulein Tochter doch nur in Berückſichtigung gezogen werden kann, ſoweit es ſich hier um eine Verbindung mit einem älteren Manne handelt. Allein derartige Ehebündniſſe ſind heutzutage und unter Perſonen unſeres Standes etwas ſo Gewöhnliches, daß Sie mir füglich die Mühe erſparen könnten, mich des Weiteren darüber auszulaſſen."

„Ich will Ihnen hierin nicht widerſprechen, Herr Marquis, und gleichzeitig andeuten, daß ein etwas längerer Brautſtand über dieſe Klippe uns leicht hinwegführen würde."

„Darüber würde zu ſprechen ſein, wenn ich Ihnen auch offen geſtehe, daß es durchaus in meinen Wünſchen

liegt, die neue Gebieterin bald auf Schloß Rambonillet einzuführen. Was aber die von Ihnen betonte Abſicht anbelangt, Frankreich zu verlaſſen, ſo ſehe ich in der That nicht ein, wie dieſelbe darauf einwirken ſoll, daß Sie Fräulein Gabriele hier nicht verheirathen wollen. Denn die Tochter wird vorausſichtlich auch in der Fremde nicht im Hauſe der Eltern bleiben, ſondern ſich verehelichen, und ob dies dann in Ihrer unmittelbaren Nähe geſchehen wird, bleibt immerhin fraglich."

„Gewiß, Herr Marquis, allein die Rückſichten auf dieſen Umſtand kommen auch nicht in Betracht. Ich fürchte vielmehr die Gefahren, denen der Adel in allernächſter Zeit in unſerem armen Frankreich ausgeſetzt iſt, und die uns ſchon jetzt von allen Seiten umlauern. Wir genießen ſoeben eine Probe davon in dem Aufſtande unſerer Minenarbeiter, und dieſe Probe iſt bitter genug, um uns nicht nach einer Fortſetzung lüſtern zu machen. Vor ſolchen Gefahren, Herr Marquis, möchte ich meine Tochter bewahrt ſehen."

„Mein Gott, man revoltirt hier und da im Lande, und auch meine Bauern haben begonnen, die Fäuſte zu ballen, das iſt wahr. Aber ſollen wir uns durch dieſe Zeichen der Unzufriedenheit etwa einſchüchtern laſſen, Herr v. Rochefort? — Nimmermehr! Man wird dieſe Banden zu Paaren treiben und den Edelmann in ſeinen Rechten ſchützen! Was könnte ſonſt geſchehen?"

„Mögen Ihre Anſichten ſich bewahrheiten, Herr Marquis, ich will es wünſchen, wenn ich auch nicht daran zu glauben vermag. Halten Sie alſo dafür, daß Ihre Lage

hier eine ungefährliche iſt, ſo will ich nicht dagegen ſein, wenn meine Tochter ſie mit Ihnen theilt."

„So wären alſo der Aufſtellung des Heirathsvertrages weitere Bedenken nicht im Wege?"

„Meinerſeits keine. Sie werden es berechtigt finden, wenn meine Rechtsfreunde in Paris dieſen Vertrag mit Ihrem Bevollmächtigten vereinbaren, denn es iſt ſelbſtredend, daß ich darin meiner Tochter alle ihre Rechte wahre. Die Höhe des Heirathsgutes wird bei der gleichen Gelegenheit feſtzuſetzen ſein, und Sie können ſich überzeugt halten, daß ich dabei in keiner Weiſe geizen werde. Die Rocheforts ſind jeder Zeit in der Lage geweſen, ihre Töchter angemeſſen ausſtatten zu können."

„Unſere Verhandlungen neigen ſich raſcher ihrem Ende zu, als ich bei Beginn derſelben erwarten durfte. Meiner Bitte, mich nunmehr bei den Damen einzuführen, werden Sie unter ſolchen Verhältniſſen gewiß willfahren."

„Ich bin genöthigt, noch auf einen Umſtand zu kommen, den ich, ſo unbedeutend er auch an und für ſich iſt, dem Herrn Marquis deshalb nicht vorenthalten möchte, weil es leicht möglich wäre, daß es zwiſchen Ihnen und meiner Tochter darüber zu einer Ausſprache kommen könnte."

„Es iſt alſo eine Sache, die mit meiner zukünftigen Braut in Verbindung ſteht?"

„Gewiß. Es iſt ſeit wenigen Tagen ein junger Edelmann hier bei mir im Hauſe, den nichts als ein Zufall hierher geführt hat. Ohne daß weder ich noch meine Gemahlin die geringſte Ahnung davon hatten, iſt zwiſchen dieſem jungen Mann und meiner Tochter ein kleines

Liebesverhältniß entſtanden, worüber es geſtern zwiſchen uns zur Ausſprache gekommen iſt. Ich brauche Sie wohl nicht zu verſichern, daß ich nicht verfehlt habe, den jungen Mann in die ihm gebührenden Schranken zurückzuweiſen und daß ſeine demnächſtige Entfernung von uns in Ausſicht ſteht."

„Wie heißt der Herr?"

„Eugène d'Alembert."

„Ha, dieſer —!" Der Marquis brach ab und kämpfte offenbar einige Augenblicke mit ſeiner Beſtürzung. „Verzeihen Sie, Herr v. Rochefort," fuhr er dann fort, „die Kühnheit dieſes jungen Mannes hat mich faſt in Harniſch gebracht. Indeſſen, es iſt offenbar eine Kinderei, nichts anderes. Solche kleine Liebeleien machen alle jungen Mädchen durch, gerade wie die Kinder die Maſern!"

„Ich bin erfreut, Sie dieſe Angelegenheit, der ich ſelbſt nicht das geringſte Gewicht beilege, im richtigen Lichte auffaſſen zu ſehen."

„Begraben wir die ganze Geſchichte durch die alsbaldige Entfernung des jungen Herrn und verlieren wir dann kein Wort weiter darüber; nunmehr aber, wenn es Ihnen beliebt, Herr v. Rochefort, zu den Damen!"

Dieſelben waren in großer Toilette, wie ſie die Feierlichkeit des Vorganges erforderte, Gabrielens Augen waren von Thränen geröthet und ihr Geſicht bleich, ſie hatte ſich zuerſt entſchieden geweigert, ſich den Marquis vorſtellen zu laſſen, und nur das energiſche Zureden der Mutter hatte ſie endlich dazu bewogen. Trotz der Bläſſe ihres Geſichtes war ſie hinreißend ſchön in dem reichen Schmucke, und die

Augen des Marquis glänzten, als er die süße Gestalt, die vor ihm stand, betrachtete.

„Ich bin entzückt, gnädige Frau," begann der Marquis zu Frau v. Rochefort gewandt, „über die Aufnahme, welche mein Antrag Seitens Ihres Herrn Gemahls gefunden hat, und gebe mich der gewissen Erwartung hin, daß seine Zustimmung im Wesentlichen Ihren Einflüssen zu verdanken ist. Ich weiß sehr wohl die Ehre zu schätzen, welche mir durch die Annahme desselben widerfährt und werde nicht ermangeln, durch die That zu beweisen, wie sehr es mir mit meinen Worten Ernst ist."

„So empfangen Sie denn aus meiner Hand Ihre künftige Gemahlin, Herr Marquis," versetzte der Hausherr, indem er seine Tochter bei der Hand nahm und sie zu dem Marquis führte, „der Himmel möge Ihrer Verbindung seinen Segen nicht vorenthalten."

Gabriele ließ es stumm geschehen, daß der Vater sie zu dem unwillkommenen Freier führte, allein sie zog ihre Hand zurück, als Herr v. Rochefort diese in die ausgestreckte des Marquis legen wollte.

Letzterer bemerkte dies nicht, oder stellte sich wenigstens so, als ob er es nicht bemerkte. Artig sagte er, sich vor Gabrielen verneigend: „Ich hätte nimmermehr geglaubt, daß die Natur so viel Liebreiz und Schönheit in einer einzigen Person zu vereinigen vermöchte, als ich hier in Ihnen, mein gnädiges Fräulein, in der That vor meine staunenden Augen gestellt sehe. Verzeihen Sie, wenn der Zauber Ihrer Erscheinung mir die Zunge bindet und mich zu einem unberedten Stümper macht;

desto heißer erglühen in meinem Herzen die Gefühle der Liebe für Sie."

Sie hob den Kopf, blickte auf und sah ihn mit Augen an, die sonst so mild strahlen konnten und heute so kalt und entschlossen blickten.

„In mir regt sich nichts von derartigen Gefühlen," antwortete sie mit einer Stimme, welche ihre abweisenden Worte bestätigte, „ich stehe Ihnen vollkommen kalt und unbewegt gegenüber, Herr Marquis. Ich sah Sie noch nie, ich kenne Sie nicht und habe auch niemals Verlangen getragen, Sie kennen zu lernen. Meine Eltern wollen mich zu dieser Heirath zwingen, die ich verabscheue; wenn Sie ein Mann sind, Herr Marquis, der das Herz auf dem rechten Flecke trägt, so erkennen Sie aus meinen Worten, daß Ihnen aus der Erfüllung Ihrer Wünsche kein Glück ersprießen kann, und stehen Sie von einem Vorhaben ab, dessen Ausführung mir das Herz brechen würde."

„Ich bitte Sie, auf die Ueberschwänglichkeiten dieses Mädchenherzens kein Gewicht zu legen, Herr Marquis, und die Angelegenheiten mit unseren Verabredungen als abgeschlossen zu betrachten," sagte Herr v. Rochefort, seine Tochter mit einem zornigen Blicke messend.

„Der Liebreiz des gnädigen Fräuleins," erwiederte der Marquis, „hat mich bereits in viel zu schwere Fesseln geschlagen, als daß ich versuchen könnte, mich ihnen wieder zu entwinden. So finde ich gleichzeitig eine genügende Entschuldigung dafür, daß ich Ihrer Aufforderung, von meiner Werbung abzustehen, nicht genüge, denn man kann von einem Manne nur verlangen, daß er das thue, was

man ihm thun zu können nicht selbst menschenunmöglich macht. So werden Sie es sich wohl gefallen lassen müssen, mein gnädiges Fräulein, daß ich den Platz behalte, den ich als Bittender zu Ihren Füßen eingenommen habe, indem ich mich von der Hoffnung nähre, daß Ihr hartes Herz sich durch den günstigen Einfluß der Zeit doch noch erweichen lassen wird."

„Ihre Worte klingen wie Spott, Herr Marquis, und werden niemals im Stande sein, den von Ihnen gewünschten Einfluß auf mich hervorzubringen," entgegnete das Mädchen. „Erfahren Sie denn auch, warum ich vor einer Verbindung mit Ihnen zurückschaudere: ich liebe einen Anderen, und keine Macht der Welt wird sein Bild aus meinem Herzen reißen!"

„Herr v. Rochefort, mein gnädiges Fräulein, hat mir bereits eine Mittheilung über den gleichen Gegenstand gemacht. Glauben Sie nicht, daß ich um geschehener Dinge willen Ihnen jemals einen Vorwurf machen werde. Wir haben uns bereits über die Mittel geeinigt, die geeignet erscheinen, Sie von dieser kleinen Verirrung des Herzens zu befreien, und wir werden nicht säumen, sie in Anwendung zu bringen."

„Versuchen Sie, was Sie wollen, Herr Marquis, meiner Liebe werden Sie mich nicht untreu machen. Ich habe Ihnen gesagt, was ich Ihnen sagen mußte; mit Spott haben Sie alle meine Worte zurückgewiesen. So hören Sie denn meine letzte Erklärung: niemals werde ich Ihre Gattin werden und wenn ich vor dem Altare nein sagen müßte!"

Digitized by Google

Sie hob ſtolz den Kopf, blickte ihn mit Verachtung an, wandte ihm den Rücken und verließ das Zimmer.

„Sie iſt krank," ſagte die Mutter.

„Man wird ſie zur Vernunft zu bringen wiſſen," ließ ſich Herr v. Rocheſort vernehmen.

„O nein, keine Gewaltmaßregeln," ſagte der Marquis, „das widerſpräche durchaus meinen Abſichten. Ich glaubte in der That nicht, daß ſich dieſe kleine Schwärmerei ſo tief eingefreſſen haben könnte, als es ſcheint. Allein trotz alledem wird das verabredete Mittel der Entfernung des Störenfriedes ſeine günſtige Einwirkung nicht verfehlen. Laſſen wir inzwiſchen den Vertrag aufſetzen, alles Andere wird ſich finden."

Er empfahl ſich entzückt über ſeine Erfolge, wie er ſagte. Der Schloßherr geleitete ihn die Treppe hinunter.

Als ſie unten in der Halle ſtanden, ſagte der Marquis: „Ich werde meinen Beſuch nach Ablauf von acht Tagen wiederholen. Unſer ſcheuer Vogel wird dann ſchon etwas kirre geworden ſein. Und, was ich noch beſonders hervorheben wollte, wenn Ihnen der Boden hier zu heiß werden ſollte, Herr v. Rocheſort, und Sie ſich entſchließen wollten, den Wohnſitz hier wenigſtens auf einige Zeit aufzugeben, ſo vergeſſen Sie nicht, daß Schloß Rambonillet Ihnen eine Gaſtfreundſchaft entgegenbringen wird, wie ſie zuvorkommender Ihnen von Niemanden gewährt werden kann." —

Als ob man mitten im tiefſten Frieden lebe und niemals einer Gefahr Seitens der aufrühreriſchen Arbeiter ausgeſetzt geweſen ſei, verlief der Tag und der Abend. Es ſchien, als ſeien die Empörer für immer zurückgeſchreckt,

und Gaſton fand ſich daher bereit, die Wache während der erſten Hälfte der Nacht dem Freunde zu überlaſſen und ſich zur Nachtruhe zurückzuziehen.

So ſaß denn Eugène, als Mitternacht herannahte, unten in der Halle, nur von einer der Zahl nach geringen Wachtmannſchaft umgeben, welche genügte, um die von Viertelſtunde zu Viertelſtunde regelmäßig ausgeführten Patrouillengänge zu machen.

Er hatte Niemanden, mit dem er ſich unterhalten konnte, ſo hing er denn ſeinen Gedanken nach. Er hatte Gabriele heute nicht geſehen, man hielt ſie vor ihm verborgen, indem Frau v. Rochefort ſelbſt bei Anlaß des Mittageſſens in der unverfänglichſten Weiſe äußerte, ihre Tochter befinde ſich unwohl.

War es ein Wunder, daß man ihm ihren Anblick nicht gönnte? Ach, und wenn er nur ein einziges Mal in ihre Augen hätte ſchauen dürfen, welches Glück wäre das für ihn geweſen! Aber daran war jetzt nicht mehr zu denken, das heiße Sehnen in ſeiner Bruſt mußte ausgelöſcht, das wilde Pochen ſeines Herzens niedergedrückt werden, er hatte alle ſeine Rechte an ſie verloren, heute war ſie einem Anderen verlobt worden!

Er hatte den Mann geſehen mit dem ſchon ergrauten Haare und den abgelebten Zügen, deſſen Augen ſo tückiſch blicken und deſſen Mundwinkel ſo höhniſch zucken konnten. Alſo das war der Mann, der beſtimmt war, ihre ſüße Geſtalt künftig an ſeinem Herzen zu halten, und den Liebesthau von ihren Lippen zu trinken!

Glühend vor Zorn ſprang er auf. Seines Bleibens

Digitized by Google

war hier nicht länger! Er mußte fort! Nur ſo konnte er Ruhe zu finden hoffen, Ruhe für ſein armes Herz. Morgen wollte er alle Anſtalten treffen zum Aufbruch! Wozu länger zögern, wozu eine Qual verlängern, die ſchon ſo unerträglich war? Er fühlte, daß ſeine Kräfte zu Ende gehen würden. Morgen ſollte es geſchehen. Morgen wollte er ſcheiden — auf ewig!

Unter ſolchen Gedanken kam Mitternacht heran.

Plötzlich kam es Eugène vor, als ob ein Feuerſchein durch die Spalte der Thür dringe.

Er ſprang empor und riß die Thür auf.

Ein wildes Gebrüll empfing ihn und Feuer ſchlug in ſeine Augen.

Die Empörer hatten ſich herangeſchlichen und Pechkränze auf die Dächer der Stallungen und zum Theil auch auf das Dach des Schloſſes geworfen.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

„Auf, auf!“ ſchrie Eugène, indem er die Klinge aus der Scheide riß und mit der Handvoll Leute, die ihn eben umgaben, an den Wall ſtürzte.

Auch das Schloß belebte ſich in kurzer Zeit; das Gebrüll der Feinde hatte jedes ſchlafende Ohr geweckt, und der Feuerſchein, der zu jedem Fenſter hereindrang, machte im Augenblicke den Erwachenden das Gefährliche der Lage klar.

In wenigen Minuten ſtand Alles, was Waffen tragen konnte, in der Halle.

Gaſton war der Erſten einer, der erſchien; wenige Augenblicke ſpäter folgte ihm Herr v. Rochefort.

Der Feind hielt ſich vollkommen außer Schußweite. Dort am Rande des Gehölzes ſtand er, in dunklen Haufen von dem Scheine der Flammen erleuchtet, unthätig, ohne ſich zu rühren, auf die wachſende Gluth blickend, die von einem friſchen Winde lebhaft angefacht wurde.

Wozu ſich auch neuen Verluſten durch die Schüſſe der Belagerten ausſetzen? Man hatte einen Feind in's Schloß geſchickt, gegen den keine Flintenkugel half; man wollte zuſehen, ob ſie drinnen mit ihm fertig zu werden verſtanden, und erſt, wenn dies gelang, wollte man den Sturm wagen, falls das Feuer es nicht ſelbſt beſorgte, die Bewohner aus den von ihnen behaupteten Räumen zu treiben.

Eugène, der ſtatt des zuerſt erwartenden Angriffes die Feinde in ihrer unthätigen Stellung verharren ſah, überließ das Kommando am Walle dem Förſter Rambert und trat zu dem Schloßherrn und Gaſton, welche Rath haltend in der Halle ſtanden.

Es mußte zuerſt der Verſuch gemacht werden, ob man des Feuers Herr werden könne, darüber war Niemand im Zweifel. Aber als ſie eilenden Fußes zu den Dachräumen emporſtiegen, gewannen ſie ſogleich die Ueberzeugung, daß jeder derartige Verſuch vollkommen zwecklos ſein werde. Das Dach brannte an zwanzig verſchiedenen Stellen; wo auch immer einer der brennenden Pechkränze hingefallen war, hatte es Feuer gefangen. Wollte man hier mit Löſcharbeiten beginnen, ſo reichte die Menge der vorhandenen Hände in keiner Weiſe aus, ſelbſt wenn man von einer Vertheidigung ganz abgeſehen hätte, und das wäre ja von keinem anderen Reſultate begleitet geweſen, als

daß man den einen Feind bekämpfte, um in die Hände des anderen zu fallen.

Was blieb unter ſolchen Verhältniſſen übrig, als die Flucht? Gaſton war der Erſte, der mit aller Beſtimmtheit darauf hinwies.

„Wenn wir hier bleiben und den Kampf weiterführen wollen," ſagte er zu dem Schloßherrn, als ſie wieder nach der Halle niedergeſtiegen waren, „ſo wird das uns Männern vielleicht einen nicht unrühmlichen Tod, denen, deren Sicherheit uns anvertraut iſt, aber unzweifelhaft Schande und Untergang bringen."

„Mein Weib, mein Kind!" ſtöhnte Herr v. Rochefort.

„Nur in der Flucht liegt die einzige Rettung!" rief Eugène, den die Angſt um die Geliebte in eine unſagbare Aufregung verſetzte, „bringen wir die Frauen in Sicherheit!"

„Vor Allem müſſen wir uns davon Ueberzeugung verſchaffen, ob wir von allen Seiten eingeſchloſſen ſind oder nicht," ſetzte Gaſton hinzu. „Denn in dieſem Falle iſt auch die Flucht ein gefährliches Unternehmen, weil wir auf derſelben ſogleich in's Handgemenge gerathen werden. Beſichtigen wir die Lage und faſſen wir ſodann einen Entſchluß. Jeder Augenblick bringt uns dem Verderben näher."

Damit ſchritt er auf den Hof hinaus.

Eugène folgte ihm, und Beide beſichtigten vom Hofthore aus das vor ihnen liegende Terrain.

Es waren einzelne kleine Abtheilungen aufgeſtellt, welche die Vorgänge im Schloßhofe zu beachten ſchienen, die helle Flamme geſtattete, ſie ohne Mühe zu erkennen. Aber ihre Zahl war ſo gering, daß ſie offenbar dem Angriff

einer wohlbewaffneten Schaar, die plötzlich aus dem Hofthore herausbräche, nicht mit einiger Aussicht auf Erfolg Widerstand zu leisten vermochten. Freilich konnte man ihnen von der anderen Seite des Schlosses jeden Augenblick zu Hilfe eilen; allein hatte man einmal das Freie gewonnen, so war die Gefahr dann schon zum größten Theile überwunden.

Die Freunde gingen zu dem Schloßherrn zurück und berichteten, und einstimmig beschloß man, zu fliehen.

Herr v. Rochefort stieg hinauf, die Frauen herabzuholen, nachdem er sie von der Nothwendigkeit der Flucht überzeugt hatte.

Während Gaston auf der Hinterseite des Schlosses das Feuer auf den Feind eröffnen ließ, das diesem thatsächlich bei der großen Entfernung nur wenig Schaden zufügen, wohl aber in der Ueberzeugung befestigen konnte, daß man einen Angriff erwarte und diesen mit allen Mitteln zurückzuweisen entschlossen sei, eilte Eugène zu den Pferden, die bereits von der Stalldienerschaft aus den brennenden Ställen herausgeführt worden waren. Er ließ sie alle hinter dem großen Wagenschuppen, der noch vom Feuer nicht ergriffen war, zäumen und satteln, die Wagenpferde wurden in der Remise selbst vor einem leichten Wagen gespannt, der vier Sitze bot für die beiden Frauen vom Hause und ihre beiden Kammerfrauen.

Es blieben noch dreißig Pferde übrig, von denen allerdings nur ein kleiner Theil eingeritten war, aber wer konnte jetzt darnach fragen?

Die Dienerschaft sollte beritten gemacht werden, soweit

die Pferde reichten; das Forſtperſonal und wer von der Dienerſchaft kein Pferd erhalten konnte, ſollte dem Wagen zu Fuß nachfolgen, aber nur bis zu einer im voraus beſtimmten Entfernung vom Schloſſe, dort ſollten ſie ſich zerſtreuen.

Dieſe Vorbereitungen nahmen nur den Zeitraum einer Viertelſtunde in Anſpruch, ſo lange unterhielt man auch das Feuer auf den Feind.

Eben als der Schloßherr die Damen, welche von ihren Kammerfrauen begleitet waren, die Treppe herunter führte, brach der Dachſtuhl praſſelnd zuſammen. Eine Rauchwolke wälzte ſich von oben die Treppenflucht herunter in die Halle; es war die höchſte Zeit.

Frau v. Rochefort warf noch einen Blick auf die Räume, in denen ſie ſo viele glückliche und heitere Tage an ſich hatte vorübergleiten ſehen, dann barg ſie weinend ihr Geſicht hinter dem Taſchentuche.

Gabriele war dicht verſchleiert, kein Zug ihres Geſichtes war zu erkennen, ſie ſchritt lautlos dahin mit ſicherem Fuße, als ſei ſie für Alles abgeſtorben, was um ſie her vorging.

Die Frauen ſtiegen in den Wagen, die Männer zu Pferde. Dann wurde plötzlich das Hofthor aufgeriſſen.

Eugène, hoch zu Roß, den blanken Degen in der Fauſt, war der Erſte, der hinausſprengte. Ihm nach quoll der Haufe der Reiter und Bewaffneten, in ihrer Mitte der Wagen mit den Frauen.

Der Feind war offenbar überraſcht, denn die aufeſtellten Poſten wichen, augenſcheinlich einen Angriff be-

Digitized by Google

fürchtend, ſchleunig zurück. Sobald ſie aber bemerkten, daß es ſich um eine Flucht handle, kamen ſie eilig wieder zum Vorſchein.

Einige Schüſſe fielen, ohne den Abziehenden Schaden zu thun. Der größte Theil der Arbeiter lief eilends nach der Hinterſeite des Schloſſes, um den Gefährten die willkommene Nachricht zu bringen.

Mit einem Freudengeſchrei, das bis zu den Fliehenden drang, wurde die Botſchaft empfangen. Man dachte nicht an Verfolgung, man dachte nur an Beute.

Wer ſich von den auf der Straße nach Evreux dahin Ziehenden umwandte, konnte ſehen, wie die brennenden Räume des Schloſſes ſich mit den beutegierigen Haufen der Arbeiter füllten.

— — — — — — — — — — — —

„Das war eine Errettung aus Gefahr, die an das Wunderbare grenzt," ſagte Herr v. Rochefort zu Eugène, als der Wagen, der eine Viertelſtunde in geſtrecktem Trabe vorwärts gefahren war, an einer Abbiegung des Weges hielt, um die in langſamerem Tempo Nachfolgenden zu erwarten.

Der gleiche Ort war zur Trennung der Fußgänger von den Reitern beſtimmt, von hier aus ſollten die Forſtleute in ihre Wälder zurückkehren.

„Daß die Empörer uns haben entſchlüpfen laſſen, ohne uns ernſtliche Hinderniſſe in den Weg zu legen, iſt mir unbegreiflich," verſetzte der Angeredete.

„Sie waren auf einen derartigen Entſchluß von unſerer Seite nicht gefaßt und überlegten klüglich, daß ihnen bei

einer gegen uns gerichteten Verfolgung die aufgeſtapelten Vorräthe des Schloſſes entgehen würden, welche die größte Anziehungskraft auf ſie ausübten. Denn wenn ſie uns gefolgt wären, ſo würden die von ihnen ſelbſt angezündeten Flammen Alles verzehrt haben, bevor ſie zurückgekehrt wären, und die Plünderung und die Beute nur einem Theile der Ihrigen zu überlaſſen, während der andere zu unſerer Verfolgung aufbräche, das gönnte Einer dem Anderen nicht, und deshalb blieben ſie lieber Alle bei einander."

Herr v. Rocheſort kehrte zu dem Wagen zurück, um ſich nach dem Befinden der Damen zu erkundigen; Eugène blieb auf ſeinem Platze in angemeſſener Entfernung von demſelben halten; er durfte nach keinem Blicke von den ſüßen Augen, die darin weilten, mehr verlangen: die, welche er liebte, gehörte einem Anderen.

Gaſton kam herangeſprengt, auf Herrn v. Rocheſort zu.

„Sie bekamen Feuer," ſagte Letzterer. „Iſt Jemand verwundet?"

„Nein, kein Einziger, gnädiger Herr," erwiederte der Gascogner, „ſie ſind zu ungeſchickt in der Handhabung der Feuerwaffen. Jetzt thun ſie ſich gütlich an Ihrem Eigenthum und an den guten Weinen in Ihren Kellern, von denen jeder werth iſt, eine Cavalierskehle hinunterzulaufen. So geht es mit den guten Dingen dieſer Welt; nicht alle kommen an dem eigentlichen Orte ihrer Beſtimmung an."

„Sie haben Ihre gute Laune trotz der Schrecken der Nacht nicht verloren, mein Herr, ich gratulire Ihnen dazu. Es gilt jetzt feſtzuſtellen, ob wir unſerem Plane, nach Evreux uns zu wenden, treu bleiben, und darüber wünſche ich

Ihren Rath zu hören, denn da man uns gestern schon die Nachricht brachte, daß das Volk dort die Bäckerläden geplündert hat, so ist am Ende mit dem Versuche, uns in Evreux in Sicherheit zu bringen, weiter nichts erreicht, als daß wir aus dem Regen in die Traufe kommen."

„Wie rasch sich die Ausschreitungen des Volkes zu steigern vermögen," versetzte der Gascogner, „dafür haben wir das beste Beispiel an den Vorgängen in Rochefort, gnädiger Herr. Wenn Ihnen also ein anderer Zufluchtsort offen steht, als Evreux, so möchte ich mich entschieden dafür aussprechen, diesen aufzusuchen, vorausgesetzt natürlich, daß Sie das erforderliche Vertrauen in dessen Sicherheit setzen."

„Der Marquis v. Rambonillet bot mir die Gastfreundschaft seines Schlosses für den Fall an, daß mir Rochefort zu heiß werden sollte. Dieser Umstand ist nun thatsächlich eingetreten, und so wäre auch eigentlich der Augenblick gekommen, um von jener Einladung Gebrauch zu machen, zumal er mich versicherte, daß er von seinen Bauern nichts fürchte."

„Aber ich möchte doch dem gnädigen Herrn zu bedenken geben, daß wir auch bei dem Herrn Marquis nichts weiter haben werden, als ein freiliegendes Schloß, das allen Angriffen zugänglich ist."

„Gewiß, Rambonillet ist keine Festung. Es ist auch gerade die unpassendste Zeit, dorthin aufzubrechen, wenn wir ankommen, wird Alles noch im tiefen Schlafe liegen. Lassen Sie es uns deshalb zunächst in Evreux versuchen, es ist ja ohnehin nur ein kleiner Umweg, den wir zu

Digitized by Google

machen haben, wenn wir die Stadt berühren, bevor wir nach Rambonillet gehen."

Man trennte ſich von den Forſtleuten und von der unberittenen Dienerſchaft, und gleichzeitig ſtellte Herr v. Rochefort auch den Uebrigen frei, ihn zu verlaſſen, wenn ſich ihnen günſtigere Ausſichten böten, als ein Ausharren bei ihm jetzt in Ausſicht ſtellte. Sobald die Ruhe wieder hergeſtellt wäre, ſolle Jeder ſeine Stelle wieder offen finden.

Eine kleine Anzahl der Diener, die verheirathet waren und ihre Familien auf den in der Nähe des Schloſſes liegenden Dörfern untergebracht hatten, machte von dieſer Erlaubniß Gebrauch.

So war denn der kleine Zug ſchon erheblich zuſammengeſchmolzen, als ſich über dem Morgennebel, der auf Evreux zu liegen ſchien, der ſtolze und ſchlanke Thurm der Kathedrale ſichtbar zeigte.

Aber was man urſprünglich für eine Nebelwolke gehalten hatte, erwies ſich beim Näherkommen als eine mächtige Rauchwolke, durch welche die Flammen zuckten; es brannte in der Stadt.

Das war ein ungünſtiges Anzeichen, und es ſollte als ein ſolches gar bald noch weitere Beſtätigung finden. Sie waren noch nicht fünfhundert Schritte auf der Straße vorwärts gekommen, als ihnen ein Trupp Weiber und älterer fliehender Bürger aus der Stadt entgegen kam. Ihre Nachrichten ſtellten die in Ausſicht genommene Zuflucht in der Stadt ſogleich als etwas Unausführbares hin; das Volk hatte am Abend vorher eine Plünderung aller Kaufläden in der Stadt unternommen, bei dieſer Gelegenheit

Digitized by Google

auch einige größere Gewehr- und Waffenlager beraubt, und war so über die sich ihm entgegenstellende Bürgergarde hergefallen, welche nach einem heftigen Zusammenstoße geworfen und zerstreut worden war. Im Augenblicke war ein wirres Durcheinander in der Stadt, Alles hatte den Kopf verloren. Es blieb also nur die Zuflucht in Rambonillet übrig.

Man brach dahin auf, indem man die Stadt seitwärts umging. —

Wenn Herr v. Rochefort angenommen hatte, er werde auf dem Schlosse des Marquis Alles noch tief in den Federn finden, so sah er sich in dieser Voraussetzung durchaus getäuscht.

Reges Leben herrschte sowohl auf dem Schloßhofe, als im Schlosse selbst. Allem Anscheine nach wurden Veranstaltungen zu einer Abreise getroffen. Wenn es der Marquis war, für den diese Vorbereitungen gemacht wurden, so war also auch hier auf eine gastliche Aufnahme nicht zu rechnen.

Mochte der Marquis durch die Dienerschaft davon Kenntniß erhalten haben, daß schon so frühzeitig Besuch angekommen war, oder hatte er selbst das Eintreffen des kleinen Zuges beobachtet, er kam selbst, um den Damen beim Aussteigen behilflich zu sein und die Herren in's Schloß zu begleiten.

Er erfuhr bei dieser Gelegenheit Ausführliches über die letzten Ereignisse in Rochefort, und aus welchen Gründen man sich entschlossen habe, seine Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen.

Digitized by Google

„Ich ſollte durch die Vorgänge, die Sie mir eben ſchildern, Herr v. Rochefort," ſagte er, „eigentlich in keinerlei Verwunderung geſetzt werden, denn ich habe ſeit geſtern hier ſo ſtaunenswerthe Dinge erlebt, daß mich eigentlich nichts mehr überraſcht. Und doch muß ich Ihnen geſtehen, daß es mir, ſo angenehm Ihr Erſcheinen mir perſönlich iſt, nicht wenig Bedauern erregt, weil Sie unglücklicher Weiſe hier genau in dieſelben Verhältniſſe hinein gerathen, welche Sie von dort vertrieben haben. Folgen Sie mir, ich bitte Sie, meine Herrſchaften, im Salon werde ich Ihnen über alles Weitere mit Vergnügen Rede ſtehen."

„Wenn Ihnen unſere Gegenwart, Herr Marquis, irgend welche Unbequemlichkeiten verurſachen ſollte," erwiederte Herr v. Rochefort, als er hinter ſeinem Wirthe die Treppe hinanſtieg, „ſo bitte ich Sie dringend, mir dies nicht zu verſchweigen. Wir ſind nur gekommen, weil Sie die Güte hatten, uns einzuladen; bringen es die Verhältniſſe mit ſich, daß wir Ihnen augenblicklich läſtig ſind, ſo werden wir unſeren Stab weiter ſetzen."

„Ich kenne meine Pflichten als Cavalier zu genau, als daß hiervon auch nur entfernt die Rede ſein könnte," antwortete der Marquis, während ſie vorſchreitend in dem Salon angekommen waren.

„Haben Sie die Güte, Platz zu nehmen, meine Damen," fuhr er fort, „in dieſen Räumen, die ſich mit mir freuen, daß ein ſo edler Beſuch uns dieſe Ehre erweiſt. Verzeihen Sie, daß die verwittwete Marquiſe v. Rambonillet, welche ſonſt die Güte hat, die Honneurs meines Hauſes zu machen,

im Augenblicke mit ihrer Toilette noch nicht so weit vorgeschritten ist, um ihrer Pflicht genügen zu können."

„Die einzige Bitte, welche wir Ihnen vorzutragen haben, Herr Marquis," antwortete Frau v. Rochefort, „ist die, daß Sie die Güte haben, uns einige Zimmer anweisen zu lassen, wohin wir uns zurückziehen können. Meine Tochter und ich sind von den Schrecknissen dieser Nacht in so hohem Grade angegriffen, daß wir nothwendiger Weise einige Zeit der Sammlung bedürfen."

Der Marquis gab sofort die erforderlichen Befehle, und die Damen verschwanden.

Nunmehr erst fand Herr v. Rochefort Gelegenheit, seine beiden Begleiter dem Marquis vorzustellen. Letzterer begann beim Anblicke Eugène's sehr unruhig zu werden; er nahm sogleich die Unterhaltung mit einer sich deutlich an ihm ausprägenden nervösen Unruhe wieder auf, die erkennen ließ, daß er sich durch die Ankunft der Anderen vor Ereignisse gestellt fühlte, welchen er kurz vorher durch seine beabsichtigte Abreise sich hatte entziehen wollen.

„Ich erlaubte mir, Ihnen schon vorher anzudeuten, Herr v. Rochefort," sagte er, als sie sich niedergelassen hatten, „daß die Stunde keine glückliche ist, die mir die Ehre gibt, Sie bei mir zu sehen. Ereignisse sind hier seit kaum Tagesfrist eingetreten, auf die ich in keiner Weise gerechnet hatte, und ich fürchte, Sie sind nur dem Aufruhr auf Ihrem heimathlichen Besitze entflohen, um ihm hier auf's Neue in die Hände zu fallen."

„Daß auch hier bei Ihnen, Herr Marquis, der Aufruhr sein Haupt erheben könnte, darauf war ich nach

Digitized by Google

Ihren Mittheilungen von neulich allerdings nicht vorbereitet."

„Und doch ſtehen wir unmittelbar vor einem Ausbruche. Hören Sie, was geſchehen iſt. Mein Geſchäftsträger, der Advokat Frontignac, war geſtern hier, um mir in einer geſchäftlichen Angelegenheit Vortrag zu halten. Er verließ mich gegen Abend in der Abſicht, bei einigen zahlungsfaulen Bauern im Dorfe längſt fällige Pachtgelder einzutreiben. Bei dieſer Gelegenheit iſt er überfallen und ermordet worden. Wir wüßten vielleicht noch heute nichts davon, wäre das Maulthier, das er für gewöhnlich reitet, nicht am Abend leer in den Schloßhof gekommen. Das ließ mich Unheil ahnen; ich ſelbſt nahm eine Handvoll bewaffnete Diener mit, um mich im Dorfe nach dem Reiter umzuſehen. Mitten in der Dorfgaſſe fanden wir die Leiche, ſie war auf eine entſetzliche Weiſe verſtümmelt. Ich ſelbſt wollte ſogleich nach den Thätern forſchen, und drang mit meinen Begleitern in die verſchiedenen Hütten, allein wir fanden überall einen Widerſtand, auf den wir nicht gefaßt geweſen waren. Im Handumdrehen hatte ſich um uns ein Haufe wüthender und drohender Bauern verſammelt, der von Minute zu Minute wuchs, ſo daß wir froh ſein mußten, uns noch nach dem Schloſſe zurückziehen zu können. Sie riefen uns drohend nach, daß ſie heute kommen würden, um ſich die Rache zu holen für die tauſendfachen Bedrückungen, die ſie erlitten. Ich hatte von dieſem erſten Zuſammenſtoße genug, um mich nicht nach einem zweiten zu ſehnen, und deshalb ſahen Sie, meine Herren, die Vorbereitungen zu meiner Abreiſe, als Sie kamen."

Digitized by Google

„So werden wir alſo den Kampf haben," verſetzte Gaſton, der es als etwas vollkommen Selbſtverſtändliches betrachtete, daß der Marquis jeden Gedanken an ſeine beabſichtigte Abreiſe aufgab, nachdem er ſie als Gäſte aufgenommen und ſo den Damen den nöthigen Schutz gewährt hatte, „geſtatten Sie mir, Herr Marquis, daß ich mich mit meinem Freunde um die Vertheidigung bekümmere."

„Ich kann Ihnen dieſe beiden Herren als ſehr geſchickt in derartigen Dingen empfehlen, Herr Marquis," ließ ſich Herr v. Rochefort hören.

„Haben Sie ſchon Vorbereitungen getroffen, welche einer Vertheidigung des Schloſſes einige Ausſicht auf Erfolg verleihen?" fragte Gaſton.

„Mein Gott, nein," verſetzte der Marquis, „Sie werden das natürlich finden, weil ich an meine Abreiſe dachte. Ich habe nur die verwittwete Marquiſe veranlaßt, welche ſonſt einen Pavillon in der Nähe des Schloſſes bewohnt, ihren Wohnſitz in dieſem ſelbſt aufzuſchlagen."

„So laſſen Sie uns ohne Säumen an's Werk gehen, wir, die wir heute zu Ihnen geſtoßen ſind, repräſentiren eine kleine Truppe von fünfundzwanzig waffenfähigen Männern; wenn wir die Dienerſchaft des Schloſſes dazu bewaffnen, werden wir immerhin ein ſtattlicher Haufe ſein," ſagte Gaſton.

Noch war nicht das Geringſte geſchehen. Die Dienerſchaft wurde zuſammengerufen. Man ſtellte den Leuten die Nothwendigkeit vor, ſich ihrer eigenen Haut zu wehren, und ſie verſtanden, was ſie ſollten, wenn man auch nur

Digitized by Google

eine geringe Begeisterung für den zu erwartenden Kampf sah. Man leerte die Rüstkammer, und bei dieser Gelegenheit zeigte sich zu Gaston's Mißvergnügen, daß von Munition so gut wie nichts vorhanden war.

Man war eben im Begriff, sich nach der Außenseite des Schlosses zu begeben, um sich über etwaige Vertheidigungsmaßregeln zu verständigen, als Alle mit einem Male bemerkten, daß es zu derartigen Vorbereitungen bereits zu spät sei. In hellen Haufen kamen viele Hunderte von Bauern die Anhöhe heraufgezogen, auf der das Schloß stand.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Jetzt galt es, einen schnellen Entschluß zu fassen. Gaston dachte einen Augenblick daran, den weiten eingegrenzten Vorraum, der vor dem Schlosse lag, in die Vertheidigungslinie hineinzuziehen, allein er gab den Gedanken fast ebenso schnell wieder auf, als er ihm gekommen war. Nur ein zierliches Eisengitter, zwischen schlanken Säulen aus Granit aufgerichtet und reich mit vergoldeten Spitzen und Arabesken geschmückt, schloß diesen Raum von dem vorliegenden Terrain ab, und es wäre Thorheit gewesen, von einem hier entstehenden Kampfe etwas Anderes, als eine Niederlage zu erwarten; das mehr zur Zierde, als zum Schutze aufgestellte Gitterwerk mußte schon mit Rücksicht auf die geringe Anzahl der zur Abwehr Bereiten jedem energischen Anpralle nachgeben, und drangen die Feinde über die niedergeworfene Einfriedigung in den inneren Raum, so war es sehr fraglich, ob man so viel

Digitized by Google

Zeit übrig haben würde, um die eigenen Leute zu sammeln und sich mit ihnen in das Schloß zurückzuziehen, bevor auch die Gegner die Thorfahrt gewännen. Es galt also, sich allein auf die Vertheidigung des Schlosses selbst zu beschränken.

Schloß Rambonillet war ein sehr großes, weitläufiges Gebäude, das mit seinen Flügeln einen kleinen inneren Hof umschloß. Die Fenster des Unterstockes lagen alle über Manneshöhe über dem Erdboden, es war also fast unmöglich oder doch wenigstens kaum wahrscheinlich, daß man durch diese einzudringen versuchen würde. So blieb als Angriffspunkt nur die Thorfahrt übrig, zu der man von allen Seiten bequem gelangen konnte.

Das zweiflügelige Thor selbst war aber leider zu einem stärkeren Widerstande nicht eingerichtet, denn wenn es auch aus festem Eichenholze bestand, so waren die Füllungen desselben doch allenthalben mit Schnitzwerk versehen und durchbrochen, so daß die Hiebe einer von kräftiger Hand geführten Axt hier bald argen Schaden verursachen konnten. Doch nach einem derartigen Mangel zu fragen, dazu war augenblicklich nicht die geringste Zeit.

Das Thor wurde deshalb geschlossen und so gut versichert, als es eben möglich war. Die Fenster in der Nähe des Portals wurden mit den besten Schützen besetzt, die man unter der Reihe der Vertheidiger vorfand.

Gaston und Eugène standen an einem der hohen Fenster des Flures, die nach dem Vorplatze vor dem Schlosse hinaussahen, und blickten auf die Gegner, die von allen Seiten heranzogen. Offenbar hatte man es nicht

mehr mit den Bauern von Rambonillet allein zu thun; alle benachbarten Dörfer ſchienen Aufforderungen erhalten zu haben, ſich dem Aufſtande anzuſchließen, und keines hatte geſäumt, wenigſtens mit der Hefe ſeiner Bewohner der Aufforderung zu folgen.

„Es wird ein heißer Tag heute werden," ſagte Eugène, indem er auf die Schaaren der Anrückenden deutete, „ein heißerer Tag, als wir, die dem Feuer in der Nacht glücklich Entflohenen, uns auf unſerer Flucht träumen ließen. Haben Sie Zuverſicht, daß wir dieſem Angriff widerſtehen?"

„So lange ich den Degen in der Hand habe, hoffe ich," erwiederte der Gascogner; „allein ich verſchweige mir gleichzeitig nicht, daß unſere Lage eine ſehr ernſte iſt. Sehen Sie dieſe Maſſen, die uns bedrohen, wie ſie ſich von Minute zu Minute vergrößern, und noch immer quellen ſie auf allen Seiten aus der Erde hervor, als wären es Pilze. Es ſind ihrer genug, daß ſie uns zu erdrücken vermögen, ſelbſt wenn ſie vollkommen unbewaffnet kämen."

„Sie werden hier erfahren, daß Muth und Entſchloſſenheit auch die Ueberzahl beſiegt. Denn es gibt nur zwei Wege für uns, darüber ſind wir Beide wohl außer allem Zweifel, entweder wir ſiegen, oder wir ſterben!"

„Es gibt kein Drittes," verſetzte Gaſton ernſt, indem er die Hand des Freundes ergriff und drückte. —

„Es war mir eine beſondere Genugthuung," ſagte inzwiſchen Herr v. Rochefort zu dem Marquis, mit dem er an einem Fenſter auf der anderen Seite der Thür ſtand und auf die Anrückenden ſchaute, „daß ſich während des

ganzen Kampfes, der auf Rochefort wüthete, meine Dienerschaft äußerst treu und zuverlässig erwiesen hat."

„Sie haben sich dem Beispiel angeschlossen, das ihnen der Gebieter gab, als er treu für seine gute Sache einstand," erwiederte der Marquis, „Leute dieses Schlages verstehen nicht zu überlegen, was sie thun müssen, um das Vortheilhafteste für sich zu erreichen, sondern sie folgen wie eine Heerde Schafe dem Leitthiere, dem Beispiel, das man ihnen gibt."

„Ich will wünschen, daß Ihre Leute heute die gleiche Zuverlässigkeit erweisen, denn wir werden sie brauchen; was ich da draußen heranrücken sehe, das scheint seinen Besuch hier mit ziemlich ernsten Absichten verbinden zu wollen."

„Was die Zuverlässigkeit meiner Leute betrifft, so wüßte ich nicht, warum ich auf diese weniger bauen sollte, als Sie auf die der Ihrigen, Herr v. Rochefort; sie sind hier in der Furcht vor dem Gebieter gehalten worden und haben gelernt, seine Befehle als etwas zu betrachten, dem unter allen Umständen gehorcht werden muß."

„Das mag ausreichen, so lange sie bei der Vollziehung der ihnen übertragenen Befehle nicht in Leibes- und Lebensgefahr gerathen; ob es sich auch im letzteren Falle bewährt, darüber werden uns die nächsten Stunden belehren."

Während dieses Gespräches hatte der Marquis wiederholt scharf nach Eugène hingesehen, der ruhig auf der entgegengesetzten Seite stand, ohne daß er eine Ahnung davon hatte, er bilde den Gegenstand der so anhaltenden Beob-

achtung. Und das Geſicht des Marquis erbleichte bei der wiederholten Prüfung der Züge Eugène's mehr und mehr und nahm eine gewiſſe erdfahle Färbung an, während eine fieberhafte Aufregung ſich ſeiner zu bemächtigen ſchien. —

Die Dienerſchaft ſtand im Flur hinter den Herren. Mehr nach vorwärts, in einer kleineren Gruppe zuſammen, waren die Diener des Hauſes Rochefort aufgeſtellt; die Waffen in der Hand und jene unerſchütterliche Ruhe zur Schau tragend, welche auch eine nur kurze Erprobung im Kampfgewühle gewährt, erwarteten ſie die Dinge, die da kommen ſollten.

Die Dienerſchaft des Marquis bildete eine erheblich größere Abtheilung, die mehr rückwärts ſtand. Auch ſie waren Alle wohlbewaffnet, aber in dieſem Haufen fehlte die Ruhe, welche ihre Kameraden ſo wohl kleidete; unruhig ſchwankten ſie hin und her und leiſes Geflüſter ſchallte durch ihre Reihen, allerdings ſo gedämpft, daß ihre Worte für ihre Ohren allein hörbar waren.

„Glaube ja nicht," ſagte ein unterſetzter, ſtarker Mann zu ſeinem neben ihm ſtehenden Gefährten, „daß ich ſo dumm ſein werde, für dieſen Marquis meine Haut zu Markte zu tragen. Er wird ſchon ſehen, was paſſirt, wenn ſie erſt herein ſind, und ſie davon abzuhalten, iſt er ja vollkommen außer Stande. Ich gönn's ihm von Herzen, wenn ſie ihm gehörig die Haut ſchaben!"

„Sprich nicht ſo laut, man könnte Dich hören," entgegnete der Andere. „Man weiß ja noch nicht, wie die Geſchichte ausgeht, und ſo iſt es immer klüger, man hält

mit dem, was man eigentlich denkt, als vorſichtiger Mann hinter dem Berge."

„Laß Dich nicht auslachen, Jean, mit ſolchen Albernheiten; wie ſoll denn die Geſchichte anders auslaufen, als wie es in Rochefort und in Evreux geſchehen iſt: die Reichen werden zuſammengetreten von den Armen, und ihre Neſter verbrannt. Ich bin wahrhaftig der Letzte, der ſich dem widerſetzen wollte! — Ich habe lange genug den Diener dieſes Hundes geſpielt. Als ich ihm vorgeſtern ein Paar Stiefel verkehrt zum Anziehen hinſtellte, hat er mich mit der Reitpeitſche über den Kopf gehauen. Da, Du kannſt den Hieb noch ſehen. Das habe ich ihm nicht vergeſſen, und heute wird ſich ſchon eine Gelegenheit finden, es ihm zu zeigen. Sie haben mir nicht umſonſt eine geladene Flinte gegeben, aber wenn ſie etwa glauben, das Blei in ihr ſolle den Bauern gelten, ſo haben ſie die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Sobald die Bauern herein ſind, ſchlag' ich mich auf ihre Seite, und wer ein ehrlicher Kerl iſt, der thut, wie ich!"

„Gut, laß uns bei den Anderen ein wenig herumhorchen, ob ſie ſich uns anſchließen wollen." —

Während man im Flur des Schloſſes die Annäherung der Gegner erwartete, waren dieſe nach und nach zu einer überraſchenden Menge draußen angeſchwollen. Es mochten mehr als tauſend Männer ſein, die ſich vor der Einfriedigung angeſammelt hatten. Ihre Bewaffnung beſtand meiſt aus Senſen, Dreſchflegeln, Miſtgabeln, Beilen und Aexten. Es gab auch Einzelne unter ihnen, die Gewehre trugen, aber ihre Anzahl war nur gering.

Digitized by Google

Aber was kam es hier überhaupt auf die Bewaffnung an! Die Maſſe war es allein, die man fürchten mußte, und ſie war groß genug, um das Häuflein, das drinnen ihrer harrte, um ihr Widerſtand entgegenzuſetzen, beim erſten Anlaufe zu vernichten.

Das ſagten ſich die Freunde mit einem Händedrucke, als ſie ſahen, wie mit einem Male Bewegung in die Maſſe kam, die ſich vor dem Gitter angeſammelt hatte.

Alle hatten draußen vor dem Gitter Halt gemacht, als ob dieſe ſchwache, zierliche Einfriedigung thatſächlich im Stande wäre, ſie aufzuhalten. Allein es war nicht das Gitterwerk, was ſie zum Stillſtande brachte, ſondern der Gedanke, daß eine Ueberſteigung oder Niederwerfung desſelben den Beginn der Feindſeligkeiten bezeichne, und daß dieſer Schritt, einmal vorwärts, niemals wieder rückwärts gethan werden könne.

Da kam jene Bewegung unter die Maſſe, die man im Schloſſe bemerkt hatte; man hob einen Mann über die Köpfe der Anderen empor und dieſer begann eine kurze, aber wie es ſchien, zündende Rede an die um ihn herum Stehenden zu richten.

Ein tauſendſtimmiges wildes Geſchrei antwortete, als er geendet hatte, und faſt gleichzeitig begann die Maſſe ſich in den Vorplatz zu ergießen. Zuerſt erklommen ſie Thor und Gitter und ſprangen dieſſeits herab; bald aber wurde ihnen dieſes Emporſteigen zu beſchwerlich: ein eng geſchloſſener Trupp wälzte ſich gegen das Thor; ein Krach, es brach zuſammen. Faſt im gleichen Augenblicke drängten ſich einzelne Abtheilungen gegen die verſchiedenen Theile

Digitized by Google

des Gitters; überall wurde es umgeriſſen und durch die Oeffnungen wälzte ſich der ganze große Haufe auf den Vorplatz und über denſelben der Rampe zu.

Sie machten durchaus keinen Verſuch, den Eintritt in's Schloß durch eine Verhandlung zu erzielen oder eine Kapitulation unter Bedingungen zu erlangen, die nur ihnen genehm wären. Wozu verhandeln, wo man die Macht hat, zu zwingen? Sie wußten, Alle, die in dieſem Schloſſe waren, blieben ihnen verfallen, und ſie wollten Keinen lebend von dannen laſſen.

Sie überflutheten die Rampe, wie wenn die Wellen des Meeres einen Deich durchbrechen, die vorn ſtanden, wurden bald von den hinten Stehenden gegen Thor und Mauer gedrängt.

Man ſchrie nach Aexten, um das Thor einzuſchlagen, denn man war nicht ſo vorſichtig geweſen, darauf zu achten, daß die Vorderſten mit dieſen nothwendigen Werkzeugen ausgerüſtet wären.

Allein indem man ſich bemühte, von hinten her dieſem Uebelſtande abzuhelfen, begannen die Vertheidiger auf die eng aneinander geſchobene Menge auf der Rampe aus den Fenſtern Gewehrfeuer zu eröffnen, in der Hoffnung, ſie dadurch vielleicht vom Thore zurückzutreiben.

Die Wirkung der auf ſo kurze Entfernung und unter eine ſo dichte Maſſe geſandten Kugeln war gräßlich. Das Wehgeſchrei der vielen Verwundeten vermiſchte ſich mit dem Wuthgebrüll der Menge, aber ſie wichen nicht um einen Fuß breit zurück, nur wilder drängten die Hinteren vorwärts, mit gewaltigem Schlage fielen die Aexte auf

Digitized by Google

das eichene Thor und splitternd flog das Holz auseinander.

Als Gaston sah, daß das Gewehrfeuer den Belagerten keine Hilfe brachte, ließ er dasselbe einstellen und sammelte seine Leute alle im Flur. Man hatte noch so viel Schüsse, um es versuchen zu können, die Angreifer durch eine Salve zurückzutreiben, wenn das Thor fiele.

Er wandte sich an Herrn v. Rochefort und ersuchte ihn, alle im Hause befindlichen Frauen durch den Marquis in ein möglichst festes und nur mit einem einzigen Zugange versehenes Zimmer des Schlosses bringen zu lassen, auf das man sich vertheidigend zurückziehen könne, um so die Möglichkeit zu gewinnen, so lange zu fechten, als man den Arm erheben könne, die Leben zu vertheidigen, die man zu schützen übernommen.

Immer dröhnender fielen die Hiebe der Aexte auf's Thor, immer mehr begannen die gewaltigen Flügel zu zittern und zu wanken.

Der Marquis war mit Herrn v. Rochefort nach dem Oberstock gegangen, um die Frauen aus ihren derzeitigen Gemächern zu entfernen und in einem einzigen zu vereinigen, das die größtmöglichste Sicherheit bot.

Gaston ermunterte noch einmal seine Leute.

„Schießt," sagte er, „sobald sie hereinbrechen, wenn das Thor gefallen ist, aber zielt gut und schießt gleichzeitig. Dann werft Euch mit dem Säbel in der Hand ihnen entgegen; wir werden sie schneller hinauswerfen, als sie hereingekommen sind."

Er hatte knapp das letzte Wort ausgesprochen, als das

Digitized by Google

Thor berſtend in Stücke ging und die noch in den Angeln hängenden Theile aufflogen. In demſelben Augenblicke dröhnte der Donner der Salve, aber Gaſton erkannte ſogleich, daß es kaum die Hälfte der Gewehre war, die er gehört hatte.

Die Maſſe ſtieß einen wilden Schrei der Wuth aus, aber ſie quollen nichtsdeſtoweniger durch die breite Thoröffnung, als ob ſie hereingepreßt würden.

Umſonſt warfen ſich ihnen die Vertheidiger entgegen, ſie wurden zurückgedrängt. Gaſton und Eugène, Seite an Seite und von denen umgeben, die ſie von Rochefort mitgebracht hatten, wehrten ſich mit aller Ausdauer und allem Muthe, deſſen ſie fähig waren. Allein nach kurzer Zeit ſahen Beide gleichzeitig das Vergebliche ihrer Anſtrengungen ein. Denn immer neue Feinde ſchienen aus dem Boden zu wachſen, ein Gefallener wurde durch zehn Lebende erſetzt. Auch bemerkte jetzt der Gascogner zu ſeinem Schrecken, daß die Leute des Marquis den Kampf aufgegeben und mit den Bauern gemeinſchaftliche Sache gemacht hatten, während von den Leuten des Herrn v. Rochefort kaum noch die Hälfte um die beiden Führer geſchaart ſtand. Die Uebrigen waren bereits gefallen, das kleine Häuflein der Ueberlebenden aber zurückgedrängt bis an den Fuß der Treppe, die in den Oberſtock führte.

Der Marquis mit ſeinem Gaſte erſchien oben auf der Treppe, ſie kamen, die blanken Degen in der Hand, einige Stufen herunter und winkten den Untenſtehenden, ſich nach oben zurückzuziehen.

Da fiel ein einzelner Schuß. Der Marquis griff nach ſeiner Bruſt und ſtürzte zuſammen.

Digitized by Google

Herr v. Rocheſort kam ihm zu Hilfe und verſuchte, ihn wieder emporzuziehen, allein ſeine Bemühungen waren vergeblich.

Zwei von den Leuten, die unten am Fuße der Treppe kämpften, ſprangen auf Eugène's Geheiß hinzu, ihrem Herrn beizuſtehen. Sie hoben den Verwundeten auf, trugen ihn die Treppe hinauf und ſchafften ihn nach den Anordnungen ihres Gebieters die Gallerie entlang durch verſchiedene zwiſchenliegende Thüren bis nach dem Raume, in welchem die Frauen einſtweilen in Sicherheit gebracht worden waren. Dort legten ſie ihn auf den Boden nieder. Er war bewußtlos und röchelte ſchwer.

Die Vertheidiger hatten ſich inzwiſchen immer weiter zurückziehen müſſen, der Kampf wogte bereits auf den Stufen. Herr v. Rocheſort erkannte daraus, daß man die Treppe in aller Kürze werde aufgeben müſſen.

In der Gallerie ſtand ein ſchwerer eichener Schrank, er befahl dieſen oben an die Treppe zu rücken und ſo zu ſtellen, daß man im Stande war, das Geräth mit einem ſtarken Drucke die Stufen hinabzuſtürzen. Er legte ſelbſt mit Hand an, und unter großer Anſtrengung gelang es, ſeinen Befehl auszuführen.

Gaſton ſah dieſe Vorbereitung mit Befriedigung; ſobald ſie vollendet war, gab er ſeinen Leuten ein Zeichen und eilte mit ihnen in langen Sprüngen die Stufen hinauf.

Einen Augenblick ſtutzten die Feinde, einen Hinterhalt fürchtend, dann ſtürmten ſie nach. Aber gleichzeitig ſtürzte der ſchwere Schrank auf die Anſtürmenden nieder, min-

Digitized by Google

deſtens ein Dutzend unter ſich begrabend und die Uebrigen mit ſich die Stufen hinunterreißend.

So gewann das kleine Häuflein der übrig gebliebenen Vertheidiger die Thür der Gallerie und verſchwand hinter derſelben.

Man athmete einen Augenblick auf. Dann war das Erſte, daß man zählte. Elf Köpfe betrug die Zahl der übrig Gebliebenen: drei Edelleute und acht Diener.

Jeder war verwundet, aber ſie achteten der Wunden nicht. Alle dampften von Schweiß, Blut und Anſtrengung. Sie brauchten einen Augenblick, um Athem zu ſchöpfen.

Und ſchon wieder dröhnten die Schläge der Aexte gegen die eichene doppelflügelige Thür.

„Wie viele Thüren ſind bis zum Ende?“ fragte Gaſton.

„Noch zwei außer der, die man ſoeben im Begriff iſt, zu erbrechen,“ antwortete Herr v. Rochefort.

„So mögen ſie ihre Kraft an dieſen beiden verſuchen, wir wollen uns hinter die letzte zurückziehen. Wenn wir nicht wenigſtens einige Minuten Zeit finden, uns zu erholen, ſo werden ſie über uns herfallen und uns zertreten.“

„Ich möchte nicht früher ſterben, als vor der letzten Thüre, hinter der Diejenigen verborgen ſind, um deren willen wir kämpfen,“ ſagte Eugène. „Es liegt ein ſüßer Troſt darin, faſt unter den Augen derer zu ſterben, für die man den Degen zog.“

„So ſei es,“ ſagte Herr v. Rochefort.

Die Thür begann zu wanken und wich. Die Wüthenden ſtürzten herein, ſchon frohlockend über den Sieg; aber

Digitized by Google

ſie fanden den Raum leer, die nächſte Thüre ſchloß ſich gerade hinter den freiwillig Zurückweichenden.

Und wieder begann die Arbeit der Aexte.

Das Geräuſch des Kampfes war deutlicher und deutlicher bei dem raſchen Vorrücken in dem Zimmer hörbar geworden, in dem ſich die Frauen befanden.

„Hören Sie es, wie ſie anrücken," ſagte die Marquiſe v. Rambonillet, indem ſie ihre noch immer feurigen Augen ergebungsvoll zum Himmel emporhob, „in wenig Augenblicken wird ſich unſer Schickſal entſcheiden."

„Ich ſterbe mit Ergebung," ſeufzte weinend Frau v. Rochefort, „ich weiß, daß mir mein Gemahl im Tode vorausgegangen iſt, denn nur über ſeine Leiche werden dieſe Wahnſinnigen ihren Weg in dieſes Zimmer ſich bahnen. Das Einzige, was mir das Sterben erſchwert, iſt, daß ich Dich nicht zu retten vermag, mein Kind, meine Gabriele! Daß auch Du dahinfahren ſollſt im ganzen Glanz Deiner Jugend, nachdem Dir kaum das Leben ſeine goldenen Thore geöffnet, iſt die ſchwerſte Prüfung, die meinem Mutterherzen widerfährt!"

„Weine nicht um mich, Mutter," verſetzte Gabriele, „warum um Deine Tochter klagen, die mit Freuden zu ſterben bereit iſt? Mir hat das Leben ſeinen größten Schatz gezeitigt, den es beſitzt: ich habe geliebt. Und auch er, den ich liebe, wird mir im Tode vorausgehen. So werden wir uns Alle dort wieder vereinigen, wo es weder Rang noch Reichthum gibt. Dort werde ich in Deine Arme eilen, mein Eugène!"

„Eugène heißt der Geliebte Deines Herzens, mein

theures Kind?“ ſagte die Marquiſe. „O, halte feſt an dieſem theuren Namen, an dem auch meine Seele hängt! Auch ich harre auf die Vereinigung mit meinem Sohne, der ihn trug; laßt uns mit einander beten, daß uns der Himmel gewähren mag, die geliebten uns Vorausgegangenen wiederzufinden.“ —

Auch die zweite Thüre brach zuſammen.

Mit dem Brüllen der Wuth ſtürzten die Feinde vorwärts, als ſie wieder auf die Vertheidiger des Schloſſes ſtießen.

Die Erſten bezahlten ihr Eindringen mit dem Leben. Ein Wall von Leichen baute ſich zwiſchen den beiden Parteien auf.

Ein Mann mit einer Senſe holte zu einem Schlage gegen Herrn v. Rochefort aus. Eugène ſah die Gefahr und warf ſich dazwiſchen. Allein der Hieb war zu gewaltig, als daß er ihn mit der Parade ſeines Degens aufzuhalten vermocht hätte. Die Klinge flog bei Seite, die Schärfe der Senſe traf ſeinen Kopf. Er ſtürzte.

„Hund,“ ſchrie der Gascogner, über den Gefallenen wegſpringend und ſeinen Degen dem Angreifer in's Herz ſtoßend.

Es war ſein letztes Wort. Die Schneide einer Axt fiel auf ſein unbedecktes Haupt und ſpaltete ihm den Schädel. Todt ſank er über dem lebloſen Körper des Freundes zuſammen.

Während ſie hier um Tod und Leben rangen, waren vor dem Schloſſe draußen die Trompeten der Lanciers erklungen, deren Regiment im geſtreckten Trabe die Anhöhe heraufgekommen war.

Digitized by Google

Die Hälfte der Reiter ſaß ab und rückte mit blankem Pallaſch in's Schloß, vor den ſcharfen Klingen flohen die Bauern, ſo ſchnell ſie ihre Füße zu tragen vermochten. Was nicht fliehen konnte, wurde niedergemacht.

Jubelnd lag Frau v. Rochefort in des Gatten und des Sohnes Armen, als die Befreier die Thür des Gemaches öffneten.

Aber Gabriele warf ſich in troſtloſem Schmerze auf den lebloſen Körper des Geliebten.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Vierzehn Tage nach dieſem ereignißreichen Morgen waren in einem dicht verhängten Zimmer des Schloſſes Rambonillet die beiden Aerzte, welche die Lanciers mitgebracht hatten, damit beſchäftigt, dem ſchwerverwundeten Marquis einen neuen Verband anzulegen.

Der Verwundete ächzte und ſtöhnte unter der Qual, die man ihm nicht erſparen konnte, aber ſein Bewußtſein war umflort, er fühlte nur, daß er Schmerz empfand, ohne daß er ſich Rechenſchaft zu geben vermochte, was mit ihm geſchehe oder wo er ſich befinde.

Herr v. Rochefort war bei der Anlegung des Verbandes zugegen; als die Aerzte damit zu Ende gekommen waren, hielt er ſie noch einige Minuten zurück und fragte, ob Hoffnung vorhanden ſei, den Verwundeten am Leben zu erhalten.

„So lange der Herzmuskel ſeine Schuldigkeit thut," verſetzte der eine der Aerzte, ein älterer Mann mit einem ſcharf geſchnittenen Geſicht, „darf der Arzt die Hoffnung

Digitized by Google

nicht fahren laſſen. Die Verwundung iſt eine ſehr ſchwere, die Kugel hat, durch die linke Bruſt eingedrungen, die Lunge durchſchlagen und iſt auf der Rückenſeite wieder herausgekommen. Nur eine ſo kräftige Konſtitution, wie ſie der Herr Marquis beſitzt, konnte einer ſo ſchweren inneren Verletzung längere Zeit widerſtehen. Da dies nunmehr vierzehn Tage lang der Fall geweſen iſt, ſo iſt die Möglichkeit, daß der Verwundete durchkommt, nicht in Abrede zu ſtellen."

„Es wird nichts verabſäumt werden, was zu ſeiner Pflege irgendwie nothwendig iſt," entgegnete Herr v. Rochefort, „allein da Sie mir dieſe günſtigen Verſicherungen über das Befinden des Schwerkranken zu geben vermögen, ſo darf ich wohl auch für den weniger ſchwer Verletzten auf eine mir gleich willkommene Nachricht rechnen?"

Und er wandte ſich nach der anderen Seite des Zimmers, wo dem Bette des Marquis gegenüber ein zweites aufgeſtellt war.

„O, ſeinetwegen ſeien Sie ganz ohne Beſorgniſſe, gnädiger Herr," ſagte der Arzt. „Hier unterſtützt die Jugend die Kunſt! Sie würden ihn heute bereits ſich munter auf ſeinem Lager bewegen ſehen, wäre nicht der außerordentliche Blutverluſt ſeiner Heilung ſo ſchädigend in den Weg getreten. Er war ja bereits zu den Todten gelegt, als das gnädige Fräulein darauf aufmerkſam machte, daß noch Leben in ihm ſei, was ſich dann bei einer nochmaligen Unterſuchung auch als zutreffend erwies. Sobald ſich das verlorene Blut nur einigermaßen erſetzt hat, und das wird vorausſichtlich nunmehr bald geſchehen ſein, wird ihm das

Digitized by Google

Bewußtſein zurückkehren, denn die Wunde iſt zwar ziemlich lang, aber doch nur eine Spaltung der Kopfhaut ohne eine ſchwere Verletzung der Schädeldecke."

Die Aerzte gingen. Herr v. Rochefort ſchob den Vorhang an dem Fenſter oberhalb des zweiten Bettes ein wenig zurück, ſo daß ein heller Lichtſtrahl auf daſſelbe fiel.

Eugène's Geſicht war ſehr bleich, und ſeine Augen geſchloſſen. Ein großes Pflaſter, am Hinterhaupt beginnend, lief über ſeinen ganzen Kopf und endete vorn an der linken Schläfe. Das war die Wunde, welche die Senſe ihm geſchlagen hatte, deren Hieb Herrn v. Rochefort galt.

„Mein Lebensretter," ſagte dieſer leiſe, als er an das Bett zurückgekehrt war. „Wäre Deine Hand nicht geweſen, ſo läge ich jetzt an jenes Tapferen Seite, der Dich rächen wollte, im kühlen Schoß der Erde. In welche eigenthümliche Lagen bringt uns doch das Schickſal. Beide, die da vor mir liegen, begehrten meine Schwiegerſöhne zu werden, und der, dem ich die Tochter abſchlug, dachte groß genug, dem Vater die wohlerwogene Entſcheidung nicht anzurechnen, nein, kühn warf er ſich dem feindlichen Stahle entgegen, der nach des Alten Haupt gezückt war. Die That iſt ebenſo tapfer als edelherzig! Werde ich ſie Dir vergelten können mit dem gleichen Maße, mit dem Du mir gemeſſen haſt, mein Sohn? Geben wir die Fügung in die Hand des Himmels, ſie mag uns führen!"

Leichte, leiſe Schritte kamen herein. Es waren die Frauen, die zurückkehrten, um die Pflege der Verwundeten wieder auf ſich zu nehmen, von der ſie nur der Beſuch der Aerzte zeitweilig vertrieben hatte. Bei dem Mangel

weiblicher Dienerſchaft im Schloß war ihnen der Poſten der barmherzigen Schweſtern ohne Weiteres zugefallen, allein Gabriele wäre wohl auch ohne dieſe Veranlaſſung nicht von dem Lager des Geliebten gewichen, der ſeine Rettung allein ihren Bemühungen verdankte.

Ein Band inniger Zuſammengehörigkeit war in den wenigen Tagen ihres Beieinanderſeins zwiſchen den drei Frauen fortgewebt worden, nachdem es die grauenvollen Ereigniſſe bei der Erſtürmung des Schloſſes geknüpft hatten. Es war ja auch nicht die Pflege der Verwundeten allein, bei der man ſich gegenſeitig thatkräftig unterſtützte und hierbei Gelegenheit zur weiteren Ausbildung der freundſchaftlichen Beziehungen fand, auch der große Hausſtand, den die Marquiſe plötzlich wieder unter ihre Verwaltung hatte nehmen müſſen, machte ihr die Unterſtützung von Seiten der Damen von Rochefort erwünſcht und lieb.

Das ganze Offiziercorps des Lancier-Regiments lag ſeit dem Tage ſeiner Ankunft im Schloſſe, und ein ſo großer Zuwachs von Gäſten machte Anſprüche an eine Bewirthung, die nicht immer leicht zu erfüllen waren. Die Reiter ſelbſt waren im Dorfe Rambonillet und in denjenigen benachbarten Ortſchaften, welche bei dem Sturme Zuzug geleiſtet hatten, einquartiert, und da man die Rädelsführer bei dem Aufruhr ſammt und ſonders gefangen zur Aburtheilung nach Rouen geführt hatte, ließ man die verführten Bauern ihre Theilnahme an der Empörung durch die Laſten der Einquartierung büßen, die ſich ihnen gegenüber in keineswegs liebenswürdiger Weiſe betrug.

Die Marquiſe trat zu Herrn v. Rochefort.

„Ah," ſagte ſie, „ich ſehe, daß Sie die Vorhänge ein wenig zurückgeſchoben haben, wird das Licht den Verwundeten nicht ſchaden? Laſſen Sie die Beleuchtung noch einige Augenblicke, wie ſie eben iſt, damit auch ich den jungen Mann einmal deutlich betrachten kann. Meine Augen ſind nicht mehr ſcharf genug, um ſeine Züge bei der fortwährend in dieſem Zimmer herrſchenden Dunkelheit erkennen zu können. Und doch möchte ich den Geliebten unſerer lieben Gabriele auch einmal von Angeſicht zu Angeſicht ſehen."

Sie trat an das Bett und richtete das Geſicht auf die hell erleuchteten Züge des Verwundeten. Da ſtieß ſie plötzlich einen wilden Schrei aus, preßte die Hände auf's Herz und ſank vor dem Lager in die Kniee.

Erſchrocken ſprangen Frau v. Rochefort und Gabriele herbei, um ſie wieder aufzurichten, denn ſie glaubten, daß die Marquiſe von einem Unfall betroffen worden ſei.

Aber dieſe wehrte ſanft jede Hilfeleiſtung ab, ſie hatte die Hände des jungen Mannes ergriffen und beugte ihr Geſicht über das ſeine, Thränen ſtürzten aus ihren Augen und machten ſeine Wangen naß.

„O mein Gott," ſchluchzte ſie, „laß es keine Täuſchung ſein, was meine Augen erblicken, laß es Wahrheit werden, was ich vor mir ſehe! Er iſt es, er muß es ſein! Er gleicht Zug für Zug ſeinem Vater. Es iſt mein Sohn, mein Eugène!"

„Sie ſind in großer Aufregung, Frau Marquiſe," ſagte Frau v. Rochefort, „und vielleicht laſſen Sie ſich auch durch eine zufällige Aehnlichkeit täuſchen, die der

junge Mann mit ihrem verſtorbenen Herrn Gemahl haben mag. Ich kann Sie verſichern, daß der vor Ihnen Liegende ein junger Edelmann aus Paris iſt, mit Namen Eugène d'Alembert, und daß er mit Ihnen in keinerlei verwandtſchaftlichem Verhältniſſe ſteht."

Die Marquiſe ſchüttelte den Kopf.

„Hier iſt nicht von einer bloßen Aehnlichkeit die Rede," ſagte ſie, „das iſt mein Gemahl, Hektor v. Rambonillet, Zug für Zug, wie er lebend neben mir wandelte und wie ich ihn im Sarge liegen ſah. Hier kann von einer Täuſchung keine Rede ſein. Aber, mein Gott, wer gibt mir den Beweis für das, was mir mein Herz ſagt, damit ich hinaustreten kann unter die Menſchen und ſagen, ſehet, das iſt mein Sohn! Denn Du biſt mein Kind, Deine Mutter fühlt es in ihrem Herzen!"

Und wieder beugte ſie ſich über das Geſicht des Schlummernden, und ihre Thränen bethauten ſeine Wangen.

Da, mochte es nun das Geräuſch der Stimmen ſein, das er hörte, oder mochten die heißen Tropfen aus den Augen der Mutter auf ſeiner Haut brennen, plötzlich begann der Verwundete Zeichen zu geben, als wolle er erwachen. Er dehnte die Glieder, warf den Kopf hin und her und verſuchte ſeine Hände aus denen der Marquiſe zu befreien. Aber dieſe hielt ihn feſt mit der Angſt der Mutter, als ob er ihr entfliehen könne. Dieſer Widerſtand, den er fand, ſchien belebend auf ihn einzuwirken; noch einmal dehnte er den ganzen Körper, dann ſchlug er langſam die Augen auf und blickte verwundert um ſich.

„Wo bin ich,“ ſprach er halblaut, als wäre er noch im Traume. „Wie iſt mir?“

Er hob die Hand empor, um ſich die über ſeine Stirn niederfallenden Locken zurückzuſtreichen, aber bei dieſer Bewegung glitten ſeine Finger über die Wunde und ſchmerzhaft zuckte er zuſammen. Und wie er die Augen wieder aufſchlug, fielen ſie auf die Marquiſe, die noch immer vor ſeinem Lager kniete. Verwundert ſtarrte er die fremde Frau an.

„Kennſt Du mich, mein Eugène, mein Sohn,“ fragte dieſe, „ſieh', Deine Mutter iſt es, die zu Dir ſpricht.“

Das Erſtaunen, das ſein Auge ausdrückte, wuchs.

„Nein,“ ſagte er, „ich habe keine Mutter mehr.“

„O mein Gott, nun zweifelt er ſelbſt, wie ſoll ich das ertragen,“ ſtöhnte die Marquiſe. „Wer gibt mir einen Beweis in die Hand, mit dem ich ihn überführen kann?“

Das Auge des Verwundeten glitt über ſie weg und fiel auf Gabrielen, die hinter ihr ſtand. Ein glückliches Lächeln überzog ſein Geſicht, leuchtenden Blickes ſagte er zu ihr: „Biſt Du bei mir, Du Engel meines Lebens? O, ich wußte, daß Dich Gottes Güte mir erhalten würde, als ich vor Deiner Thür fiel. Aber wie war es, meine Gedanken kehren zurück, ich hatte Dich verloren! Oder war es anders?“

Gabriele ſank an ſeiner Bettſtatt auf die Kniee und barg ihr Haupt auf den Kiſſen neben dem ſeinen; ſie wollte reden, aber das Uebermaß der Gefühle hielt ihr das Wort in der Bruſt zurück.

Bevor ſie die volle Gewalt über ihre aufgeregten Ge-

Digitized by Google

fühle wieder gewann, trat der Diener in's Zimmer und überbrachte ein Packet, das Seitens eines Gerichtsboten von Rouen soeben für die Marquise abgegeben worden war.

Diese nahm es in Empfang und übergab es sogleich Herrn v. Rochefort mit der Bitte, an ihrer Stelle den Inhalt desselben zu prüfen, sie habe ihres Wissens mit dem Gerichte in Rouen nichts zu thun.

Herr v. Rochefort begab sich mit dem Päckchen an das Mittelfenster und schlug dort, um für das Durchlesen des Inhaltes das nöthige Licht zu gewinnen, die Vorhänge zurück.

Eine große Welle hellen, goldigen Frühlingssonnenscheins ergoß sich in's Zimmer. Jeder Gegenstand in demselben war jetzt deutlich zu erkennen. So auch das Bett, auf dem der schwer verwundete Marquis v. Rambonillet lag.

Und er war es, der jetzt wieder leise zu stöhnen und zu klagen begann und sich im Bette hin und her warf. Dann hörten diese Schmerzenslaute plötzlich auf und er begann sich langsam zu strecken und schlug verwirrt die Augen auf. Und diese anfangs blöden Augen nahmen nach und nach ein Verständniß von dem an, was ihn umgab, und blieben an dem an's Fenster getretenen Herrn v. Rochefort haften.

„Lassen Sie mich hören, was das Gericht in Rouen von mir verlangt," sagte die Marquise.

„Man verlangt nichts von Ihnen, Frau Marquise," versetzte der Angeredete, „sondern man übersendet Ihnen Papiere, die sich unter dem Nachlasse des vor vierzehn Tagen ermordeten Advokaten Frontignac befunden haben und als Ihnen gehörig erkannt worden sind."

Digitized by Google

„Nachrichten von meinem Sohne!“ rief die Marquise.

„Hier ist zunächst das Taufzeugniß des Maurice Raoul Dangrée und ein Führungszeugniß für denselben während seines Aufenthaltes als Reitknecht auf Schloß Rambonillet.“

„Er muß es gewesen sein, der den Knaben rettete,“ rief die Marquise.

„Endlich enthält das Packet außer dem Todtenschein des Genannten noch ein letztes Schriftstück,“ fuhr Herr v. Rochefort fort, „das ich am geeignetsten wohl gleich vorlese.“

Und er las:

„Rouen, am 12. Oktober 1771.

Der Endesunterzeichnete, mit den kirchlichen Weihen versehene Diener des Herrn und Benediktinermönch zu Rouen, beurkundet, daß er am heutigen Tage, Nachmittags sechs Uhr, zu einem Sterbenden gerufen wurde, um diesen mit den heiligen Sakramenten zu versehen.

Nachdem diese heilige Handlung nach den Vorschriften der Kirche vor sich gegangen, bat der Sterbende, seine nachstehende Aussage zu Protokoll zu nehmen, rief Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geist zu Zeugen an, daß er nur die reine Wahrheit spreche, und ließ sich im Angesicht des Todes folgendermaßen vernehmen:

Ich, Maurice Raoul Dangrée, stand bis zur Mitte des Monats Oktober vorigen Jahres als Reitknecht in Diensten des Herrn Marquis Hektor v. Rambonillet auf der Herrschaft gleichen Namens.

Am 10. Oktober früh befahl mir mein Herr, daß ich ihn auf die Fuchsjagd begleiten solle und hieß mich gleich-

Digitized by Google

zeitig ihm den Rapphengst satteln, den er bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich zu reiten pflegte. Das Pferd warf den Reiter auf der Jagd ab, er brach das Genick und wir brachten einen Todten in's Schloß zurück. Der Schmerz um den Verlust des Gebieters ließ mir keine Ruhe im Stall unter meinen Genossen, ich ging hinaus in den Park, um mit mir selbst allein zu sein. Ich setzte mich dort auf eine Ruhebank, die von dichtem Gebüsch umgeben nur die Aussicht auf den Fluß gestattet, denn die Seine umspielt den Fuß des Parkes von Rambonillet. Unmittelbar in meiner Nähe, nur durch das kleine Gebüsch getrennt, lag das Boot, das die Herrschaft gewöhnlich zu ihren Wasserfahrten auf dem Strome benutzte. Ich hatte noch keine Viertelstunde in meine Trauer vertieft auf meinem Platze gesessen, als ich ganz in meiner Nähe lustige Kinderstimmen hörte, die sich mit den tiefen Tönen der Stimme eines Mannes mischten. Bald waren sie mir so nahe gekommen, daß ich verstehen konnte, was sie sprachen. „Kommt Kinder," sagte der Mann, und ich erkannte an der Stimme, daß es der Chevalier François v. Rambonillet war, welcher sprach, „wir wollen ein wenig auf dem Wasser fahren, das wird Euch Vergnügen machen." Jubelnd stimmten die Kinder ein.

Ich stand auf und bog das Gebüsch ein wenig auf die Seite, so daß ich das Boot sehen konnte. Der Chevalier bestieg es gerade. Ihm voraus war der achtjährige Knabe des Gärtners hineingesprungen, der ihn begleitete; auf dem Arme trug der Chevalier den kleinen Eugène v. Rambonillet. Er ging mit den Kindern bis an die Spitze des

Bootes, dort blieb er ſtehen. Plötzlich erhielt der Gärtnerjunge von ihm einen ſo heftigen Stoß, daß er lautlos über Bord ſtürzte, und im gleichen Augenblicke warf er dem Verſinkenden den Sohn meines Gebieters, den derzeitigen Marquis v. Rambonillet nach. Mir erſtarrte das Blut in den Adern, ich ſah den Chevalier mit gräßlich verzerrtem Geſichte ſich umblicken, als ob er ſich vergewiſſern wolle, daß Niemand die That geſehen, dann ſprang er mit einem mächtigen Satze aus dem Boote, das bei dieſer Gelegenheit umſchlug, und entfloh. Ich, ein guter Schwimmer von Jugend auf, warf die Jacke ab und ſprang in den Strom. Ich hatte die Stelle gut gemerkt, an welcher die Knaben verſanken, aber dreimal mußte ich untertauchen, bis ich ſo glücklich war, einen Körper zu erfaſſen. Ich ſchwamm an's Ufer und legte dort meinen Fund nieder; es war Eugène, der Sohn meines Gebieters, den ich gerettet hatte.'"

„O, mein Herr und Gott," rief die Marquiſe, die den Ausbruch ihrer Gefühle nicht länger zurückzuhalten vermochte, „ich wußte, daß Du das Vertrauen, das ein Mutterherz in Deine Allgüte ſetzt, nicht würdeſt zu Schanden werden laſſen! Komm an das Herz Deiner Mutter, mein Sohn! Alle Zweifel ſind gelöst! Ich habe mein Kind wieder!"

Thränenden Auges umſchlang ſie mit mütterlicher Zärtlichkeit Eugène, der ſelbſt weinend ſein Haupt an ihre Bruſt lehnte.

Auch Gabriele und Frau v. Rochefort waren weinend neben der glücklichen Mutter niedergeſunken.

Der Marquis, der ſich auf einem Arm halb aufgerichtet hatte, ſtarrte mit verzerrtem Geſichte und blödem Auge auf dieſe Gruppe. Aber er ſprach kein Wort.

„Laſſen Sie mich zu Ende leſen," ſagte Herr v. Rocheſort.

„‚Ich ſprang zum zweiten Male in den Strom, um auch das andere Kind zu retten; aber diesmal waren meine Bemühungen umſonſt, die Strömung hatte den Knaben bereits fortgeführt.

Als ich wieder aus dem Waſſer auftauchte und mich umſchaute, wäre ich vor Entſetzen beinahe kraftlos in die Wellen zurückgeglitten, denn dort im Gebüſch, wo ich den den Fluthen entriſſenen Körper Eugène's geborgen, erblickte ich den Chevalier François v. Rambonillet halb über das noch bewußtloſe Kind gebeugt und verzerrten Angeſichtes auf meine Bewegungen im Waſſer ſpähend. Eine ungeheure Furcht überfiel mich, als ich den Mörder über ſein Opfer gebeugt ſah; offenbar hatte ihn auf ſeiner Flucht vom Schauplatze des Verbrechens die Furcht überfallen, die That ſeiner Hände möchte nicht von dem von ihm in Ausſicht genommenen Erfolge begleitet geweſen ſein. Und er hatte ſich ja in dieſer Vorausſetzung auch nicht getäuſcht. Jetzt war der Knabe zum zweiten Male in ſeiner Hand, und ich mit ihm.

Als ich das Ufer betrat, winkte mich der Chevalier zu ſich heran und verlangte gebieteriſch, ich möchte den Leichnam, wie er ſich ausdrückte, wieder in den Fluß werfen. Aber ich weigerte mich mit aller Entſchiedenheit, warf mich zu Boden und umfaßte das Söhnchen meines Gebieters, denn ich hielt es nicht für unmöglich, daß der Chevalier

ſelbſt das zweite Verbrechen begehen könne, das er von mir forderte.

Es entbrannte ein Streit um das Leben des Kindes zwiſchen dem Chevalier und mir. Alle ſeine Gedanken und Pläne waren teufliſch. Er drohte, mich nach dem Schloß zu ſchleppen und dort als Thäter zu bezeichnen, wenn ich das Kind nicht in den Strom würfe. Allein dieſem Anſinnen widerſetzte ich mich mit aller Kraft, die mir zu Gebote ſtand. Und ſo zog er endlich andere Saiten auf. Er beharrte auf der Drohung, daß er mich als den der That ſchuldigen Verbrecher vor die Gerichte bringen werde, wenn ich ſeinen weiteren Befehlen mich nicht willig erweiſe, denn ihm, dem Edelmanne, werde man ſicherlich mehr glauben, als einem Reitknecht. Er bot mir gleichzeitig eine erhebliche Summe Geldes für meine Einwilligung. Ich ſollte mit dem Knaben entfliehen und die Verpflichtung übernehmen, nie wieder auf dem Marquiſate oder in deſſen Nähe zu erſcheinen.

Was ſollte ich thun? Die Furcht vor ſeinen Drohungen war es mehr, als das Geld, was mich einzuwilligen beſtimmte, ein Theilnehmer an dem Verbrechen zu werden. Ich bin nur ein ſchlichter und einfältiger Menſch, aber ich erwog doch im Augenblicke, daß nichts den Knaben vor einer teufliſchen Verfolgung ſeines Feindes beſſer zu ſchützen vermöchte, als wenn er dieſem vollſtändig aus den Augen gerückt werde. Selbſt wenn ich mich zum Opfer brachte, würde die zärtliche Fürſorge einer liebenden Mutter im Stande ſein, die Ränke und Umtriebe eines ſolchen Gegners, der ſelbſt vor der gräßlichſten Unthat nicht zurück-

Digitized by Google

bebte, auf die Dauer mit Erfolg zu begegnen? Ich mußte mir dieſe Frage entſchieden verneinen. Und das bewog mich endlich, einzuwilligen. Gott verzeihe mir die Schuld, mit der ich nunmehr vor ſeinen Richterſtuhl treten muß.

Ich floh mit dem Knaben und fand hier in Rouen ein Unterkommen, allein ſchon jetzt geht meine Kraft zu Ende und ich ſehe in jedem Augenblicke meiner Auflöſung entgegen. Der geiſtliche Herr, dem ich das Geheimniß über die Abſtammung des Kindes unter dem Siegel der Beichte anvertraue, und der das gegenwärtige Schriftſtück niederſchreibt, hat mir verſprochen, an meiner Stelle und in meinem Sinne für den Knaben weiter zu ſorgen, auch meine Ausſage über ſeine Abſtammung, um ihn vor neuen Anſchlägen ſeines unverſöhnlichen Feindes zu bewahren, ſo lange als Geheimniß unter dem Siegel der Verſchwiegenheit zu halten, bis jener Knabe mündig geworden iſt: ſo ſterbe ich beruhigt.

Gott lenke Alles, was mein geringer Verſtand vielleicht verſah, in ſeinem unerforſchlichen Rathſchluſſe zum Heile Aller! Amen.

† † †

Handzeichen des Maurice Raoul Dangrée.

Ich bin bei dem Sterbenden verblieben bis an ſein Ende, füge den Papieren, die ich über ſeine Perſonalien bei ihm vorfand, ſeinen Todtenſchein bei und werde dafür Sorge tragen, daß das mir anvertraute Geheimniß erſt in der Stunde zur Kenntnißnahme Betheiligter gelangt, die er ſelbſt zu dem Zwecke feſtgeſetzt hat.

Pater Bartolomäus
vom Orden des heil. Benedikt.'"

Digitized by Google

„Die treue Hand des Dieners hat meinen Sohn gerettet, dem ein verbrecheriſches Glied des eigenen Stammes nach dem Leben trachtete," ſagte die Marquiſe mit lauter Stimme.

„Er ſei verflucht, verflucht!" ſchrie der Marquis.

Das letzte Wort erſtarb in einem Gurgeln, ein Blutſtrom quoll aus ſeinem Munde, er fiel zurück und war todt.

Mit den nach Rouen zurückkehrenden Lanciers zog auch die Marquiſe, die Familie Rochefort und Eugène nach dieſer Stadt. Aber hier erwartete man nur die vollſtändige Geneſung des Letzteren, dann begab er ſich mit Herrn v. Rochefort nach Paris, um ſeine Anerkennung als Marquis v. Rambonillet vor dem großen Gerichtshofe zu betreiben. Dieſe Angelegenheit wickelte ſich raſcher ab, als man erwartet hatte. Sobald ſie erledigt war, erhielten zwei der erſten Advokaten der Hauptſtadt Auftrag, ſowohl die Beſitzungen des Herrn v. Rochefort, als die Eugène's zu verkaufen, denn Beide hatten den feſten Entſchluß gefaßt, den franzöſiſchen Boden zu verlaſſen. —

Alfred Eſton verließ trotz der dringenden Bitte ſeines Pflegeſohnes Paris nicht. Er wollte nicht von der Stelle ſcheiden, die ihm ſeiner wiſſenſchaftlichen Beſchäftigung halber ſo theuer war; er ſagte Eugène mit dem Segenswunſch Lebewohl, daß die Fahrt nach dem Glücke, auf die er ihn ausgeſandt hatte, ihm zu Heile gereichen möge, ſo lange er lebe.

Im Herbſte feierte man in Rouen die Hochzeit Gabrielens und Eugène's. Dann wurde die Reiſe nach Eng-

land angetreten, wo Eugène eine Baronie in Wales erwarb. Seine Ehe mit Gabriele v. Rochefort war reich an Glück und die Nachkommen derſelben leben noch heute.

Die vorſtehend erzählte Geſchichte begab ſich im Jahre 1787. Der Aufſtand der Bauern und Arbeiter, welche die Kataſtrophe in den beiden Familien herbeiführte, gehörte zu jenen kleineren Unruhen, von denen die Geſchichtsſchreiber mehr als dreihundert als Vorgänger der großen franzöſiſchen Revolution aufzählen. Erſt im Jahre 1789 brach der große Kampf los, der den Adel Frankreichs gleich einem Sturmwinde vom Boden wehte. Wohl denen, die ſo klug geweſen waren, zu begreifen, daß, wer ſich retten wollte, dies thun mußte vor dem Kampfe.

Ende.

Die Augen Wischnu's.

Roman

von

Hanns v. Spielberg.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Am Grabe des lebendig Todten.

Von Wahrheit einen Kern schließt jeder Irrthum ein.
Und jede Wahrheit kann des Irrthums Same sein.
Rückert, Weisheit des Brahmanen.

„Wir können nicht mehr weit vom Ziele sein," sagte der eine der beiden Reiter, die auf schmalem Gebirgspfade zum Thal des Kolerun herabritten. „Vor zehn Minuten kreuzten wir die Straße nach Ghatastapana."

„Und drüben taucht, wenn mich meine Augen nicht täuschen, die Spitze der kleinen Pagode auf, an der die Zusammenkunft stattfinden soll," erwiederte der Andere, nach unten deutend, wo sich wirklich etwas wie ein goldiger Schimmer zeigte. „Ich erinnere mich des goldglänzenden Daches noch sehr gut, ist's doch kaum ein Jahr her, daß ich dieses Weges zum letzten Male zog."

Der Jüngere von Beiden zügelte sein Roß. „Lassen

Sie uns noch einmal in Ruhe unſere Aufgabe überlegen, Marquis, ehe wir hinabreiten," ſagte er und blickte vorſichtig um ſich, ob ſie auch von keinem unberufenen Lauſcher bedroht ſeien. „Die Sache iſt ernſt und ich möchte mich um Alles in der Welt nicht des Vertrauens des Gouverneurs unwerth zeigen."

„Um Alles in der Welt — wie Sie das ſagen, mein lieber Graf!" lachte der Aeltere und ſtrich ſich ſeinen langen Schnauzbart. „Als ob ſich nicht auf dieſer ſchlimmen Welt ſchließlich immer noch ein Häkchen fände, das ſelbſt die beſten Vorſätze ablenken und das ſchönſte Wollen durchkreuzen kann. Seien Sie erſt einmal fünf Jahre im gelobten Indien —"

„Und wenn ich fünfzig Jahre hier wäre, würde ich doch nie vergeſſen, was ein franzöſiſcher Offizier und ein franzöſiſcher Edelmann ſeinem Vaterlande und ſich ſelbſt ſchuldig iſt. Sie haben freilich — leider muß ich es ſagen — Recht, Kapitän Robilant, dies Land mit ſeinen Reichthümern, mit ſeinem Golde, mit ſeinem verweichlichenden Klima iſt ganz dazu angethan, ſchwache Charaktere zu verderben. Wir haben in Pondichéry*) und in Chandernagor Beweiſe genug davon."

Der Kapitän machte ſich an dem weißſeidenen Schleier zu ſchaffen, der von ſeinem dreieckigen Uniformhut als

---

*) Seit 1762 Hauptſtadt der franzöſiſchen Beſitzungen in Vorderindien auf der Küſte Koromandel; das gleichnamige Gouvernement umfaßt fünf getrennte Territorien, darunter Chandernagor im engliſchen Diſtrikte Hughli, oberhalb Kalkutta.

Digitized by Google

ſchützendes Nackentuch bis auf den Rücken hinabhing. „Streng wie immer, mein lieber Chadreux, wie immer die heilige Gewiſſenhaftigkeit, der ernſteſte Dienſteifer in Perſon!“ meinte er dann. „General Dupleix weiß wohl, weshalb er Sie trotz Ihrer kurzen Dienſtzeit zu ſeinem perſönlichen Adjutanten gemacht hat. Uebrigens gönnt Ihnen Niemand dieſe Bevorzugung mehr, als ich. Ich hoffe, Sie halten ſich deſſen überzeugt, lieber Graf, und legen meine Worte nicht auf die Goldwage. Was nun aber unſeren Auftrag anbetrifft, ſo glaube ich faſt, Sie überſchätzen ſeine Wichtigkeit. Was ſollen wir? Wir haben Befehl, vier reichliche Tagemärſche — wohl gemerkt auf den verzwickteſten Wegen und unter Vermeidung aller größeren Orte — bis hierher, bis an die Grenze unſerer Machtſphäre zu reiten, und ſollen an jener Pagode, von der mich nur wundert, daß noch Niemand das unnöthige Gold ihres Daches abgekratzt hat, zwei Männer treffen, aller Wahrſcheinlichkeit nach echte Strolche einheimiſcher Raſſe. Dieſe beiden Trefflichen werden ſich uns durch feierliche Ueberreichung eines Stückchens gebogenen Golddrahtes legitimiren, das mit dem in Ihren Händen befindlichen dritten Stück zuſammen einen Reif bildet; ſie werden uns dann weiter entweder ihre Ringtheile wieder abfordern oder dieſelben uns überlaſſen. Das iſt Alles, mein werther Kamerad, und das nennen Sie eine ernſte Sache! Bei allen Göttern Indiens — die genaue Zahl erlaſſen Sie mir wohl, die biederen Brahmanen wiſſen ſie nämlich ſelbſt nicht — es dünkt mich toll genug, daß man zwei verdiente Offiziere wegen einer derartigen Lächer-

lichkeit zwingt, vier Nächte lang ihre guten Betten zu entbehren!" Er wandte sich nach rückwärts zu den beiden Dienern, die in bescheidener Entfernung folgten. „Heda, Jean, alter Bursche, öffne einmal Deinen Mantelsack und laß sehen, was Du noch aufgespart hast. Mich hungert und durstet unglaublich, ich bitte Sie, Graf, seien Sie menschlich und lassen Sie uns einen Schluck Bordeaux und ein Stück Bayonner Schinken nehmen; ich müßte mich nämlich sehr irren, wenn der Schlingel, der Jean, uns nicht irgend eine heimathliche Erinnerung anbieten könnte."

Damit hatte er sich schon aus dem Sattel geschwungen, dem herantrabenden Diener die Zügel zugeworfen und sich selbst im Schatten einer steilen Felswand ein Ruheplätzchen gesucht. Der jüngere Offizier, den Robilant als Graf Chadreux angeredet hatte, und an dessen Uniform neben den Borten als Zeichen des Kapitänsranges die goldenen Adjutantenschnüre glänzten, folgte nur langsam und nicht ohne leise Abmahnung seinem Beispiel. Ja, als die beiden Diener sich etwas zurückgezogen hatten, um den Pferden auch die Wohlthat eines kühlen Schattens und sich die Annehmlichkeiten des zweiten Mantelsackes zu verschaffen, sagte der Graf ernst: „Mir kommt es kaum richtig vor, Kapitän, jetzt hier der Ruhe zu pflegen. Es ist fast acht Uhr und in kaum einer Stunde wird die Sonne untergehen. Sie wissen, daß wir zu dieser Stunde an der Pagode eintreffen sollten!"

Robilant that einen langen Schluck aus der Feldflasche. „Daß ich immer das Unglück habe, Ihnen zu mißfallen,

Digitized by Google

Graf, auch jetzt, wo ich doch nur Ihrem eigenen Wunsch, unseren Auftrag nochmals in Ruhe zu durchsprechen, nachkommen will. Aber hier, nehmen Sie vor Allem ein Stück kalten Fleisches, von unseren indischen Freunden haben wir voraussichtlich doch nur etwas Reis als Willkommensgruß zu erwarten, und da ist es gut, bei Zeiten vorzusorgen. — Ja, aber was ich sagen wollte, halten Sie unseren Auftrag in der That für wichtig?"

„Ich wiederhole Ihre eigenen Worte, indem ich ihnen nur einen anderen Sinn gebe: Glauben Sie, daß der General uns Beide hierher gesandt hätte, wenn es sich um eine Bagatelle handelte? Schon das Geheimniß, mit dem die ganze Affaire betrieben wird, beweist, daß unser Auftrag wichtig ist."

Der Kapitän lachte. „Lieber Graf, daran werden Sie sich hier zu Lande gewöhnen müssen. Wir leben und weben hier in Geheimnissen und Abenteuerlichkeiten, das ist einmal so Brauch und Sitte, schon weil Niemand dem Nachbar über den Weg traut. Aber diese Geheimnisse, die man aufbauscht, als ob die größten Staatsaktionen hinter ihnen verborgen seien, bergen oft die kleinlichsten Dinge: im Orient macht man überall gern aus einer Mücke einen Elephanten. Es wird auch diesmal nicht anders sein, es wird sich um irgend einen Handelsabschluß für unsere wohllöbliche Compagnie*) oder um die Gestellung irgend eines kleinen Hilfscorps gegen die Stämme

*) Die 1664 gestiftete französische ostindische Compagnie, welche Pondichéry gegründet hatte.

im Innern, die ſich unſeres Generals wohlweiſem Willen noch immer nicht fügen wollen, handeln."

„Mag es ſein, was es will, Marquis, uns geht das ſchließlich nichts an. Wir haben als Offiziere nur zu gehorchen."

Ueber das gefurchte, von Leidenſchaften zerriſſene Geſicht des Aelteren zuckte es eigenthümlich, und aus ſeinen dunklen Augen ſchoß ein lauernder Blick auf das offene, hübſche Antlitz ſeines Kameraden hinüber. Er machte ſich in dem Felleiſen zu thun, das er vor ſich auf einem Felsblock ausgebreitet hatte, und es dauerte geraume Zeit, ehe er das Geſpräch wieder aufnahm.

„Hören Sie, Chadreux," begann er endlich, „ich will offen gegen Sie ſein: es iſt mir ſelbſt nicht Ernſt mit dem, was ich ſoeben ſagte. Ich glaube ſelbſt, daß etwas Großes in der Luft liegt, irgend eine weitausſchauende Unternehmung von Dupleix geplant wird, und daß unſer Auftrag mit ihr in Verbindung ſteht — ich glaube aber weiter, daß Sie mehr davon wiſſen, als ich, und daß ich nur zu Ihrer Bedeckung und weil ich mit den Verhältniſſen des Landes vielleicht beſſer bekannt bin, der Ehre gewürdigt wurde, Sie begleiten zu dürfen. Sie aber könnten wohl offener zu mir ſein, als Sie ſind, und ich meine, es wäre nicht zum Schaden unſerer Miſſion."

Diesmal war es der Graf, der lachte. „Mein lieber Robilant, Alles, was Sie mir da ſagen, könnte ich Ihnen mit demſelben Recht zurückgeben, jedenfalls aber ſeien Sie verſichert, daß ich nicht mehr weiß, als das, was der General uns gemeinſam ſagte, und weniger vielleicht, als

Digitized by Google

Sie ſich durch Ihre genauere Kenntniß der verworrenen politiſchen Lage, für die mein armer Soldatenverſtand nicht recht ausreicht, kombiniren können."

Robilant blickte noch immer mißtrauiſch, er war augenſcheinlich nichts weniger als überzeugt. „Mag dem nun ſein, wie ihm wolle," meinte er achſelzuckend, „ſicher iſt, daß ſich irgend etwas vorbereitet, von dem ſelbſt die Compagnie keine völlige Kenntniß hat. Ich habe mit unſeren erſten Kaufherren noch vor acht Tagen geſprochen, und ſie haben die gleiche Empfindung, ſie wittern die Ereigniſſe inſtinktiv voraus und zittern bei dem Gedanken, daß der kaum beendete Krieg neu entflammt werden könnte."

„Krämerſeelen!" ſchallete der Graf verächtlich ein.

„Krämerſeelen und Pfefferſäcke!" beſtätigte der Kapitän. „Gewiß, aber die ganze Compagnie iſt doch nun einmal vor Allem ein kaufmänniſches Unternehmen, und dem Kaufmann iſt die herrlichſte Kriegsthat nichts gegen ſein im Frieden gefülltes Magazin. Bertholet ſagte mir zum Beiſpiel geradezu, Dupleix ruinire den Handel, und der Vertreter des reichen Canot meinte aus ſicherer Quelle zu wiſſen, daß der General überall unter den eingeborenen Fürſten geheime Verbindungen angeknüpft habe, die nichts mehr und nichts weniger als die Wiederaufnahme der Feindſeligkeiten gegen die Engländer zum Endzweck haben und dem armen Mehemed Ali von Tritſchinopoly vollends den Garaus machen ſollten. Jenun — mir kann's recht ſein."

„Das denke ich auch, Marquis, und ich glaube, wir Beide thun am beſten, uns nicht den Kopf über die Pläne

unseres Generals zu zerbrechen. Mag er für uns denken — wir wollen seiner Zeit für ihn handeln. Und nun vorwärts, die Sonne sinkt, wir müssen eilen, wenn wir zur rechten Zeit an Ort und Stelle sein wollen."

Eine halbe Stunde später bogen die beiden Offiziere um die letzte Biegung der Straße, und plötzlich lag die Pagode, von der sie bisher nur den oberen Theil des die niederen Felsen überragenden Daches gesehen hatten, vor ihnen. Es war kein großartiger Bau, sondern einer jener kleinen Tempel, die der fromme Hindusinn überall über das ganze Land vom Himalaya bis hinab zur Südspitze der Halbinsel errichtet hat — ein Bhagavati, ein heiliges Haus, in ziemlich einfacher Architektur und auffallend nur durch das hohe, in mehreren Absätzen aufeinander gethürmte Dach, dessen schmale oberste Stufe mit vergoldetem Blech eingedeckt war. Um den Tempel breitete sich einer Oase in der Steinwüste gleich nach allen Seiten frisches Grün, ein Hain von Dattelpalmen, zwischen denen sich hier und dort mit riesigen Blüthen besäete Tulpenbäume erhoben. Gerade vor dem von einigen mächtigen Jack- oder großblätterigen Brodbäumen eingerahmten breiten Thor des Bhagavati war eine Lichtung freigelassen, in deren Mitte ein kleiner, von Quadersteinen eingefaßter Teich lag, wie er sich meistens, als für die vorgeschriebenen religiösen Waschungen unentbehrlich, bei allen Tempelanlagen findet.

Am Rande des Teiches kauerte bewegungslos eine männliche Gestalt im dürftigen, schmutzig gelben Fakirgewand. Der Büßer hatte die Almosenschale, eine ausgehöhlte Kürbishälfte, neben sich stehen, um den Hals hing ihm eine

Digitized by Google

Kette von aufgereihten Tulasibohnen — der indische Gebetkranz. Er schien die Ankömmlinge kaum zu beachten, unverwandt starrte er in den Sonnenball, nur seine Lippen bewegten sich leise wie zum Gebet.

Die beiden Offiziere waren fast gleichzeitig von ihren Pferden gesprungen und hatten dieselben ihren Dienern übergeben. Der Kapitän Robilant faßte den Fakir scharf in's Auge.

„Ich glaube fast, da haben wir schon einen von unseren Leuten," flüsterte er seinem Begleiter zu. „Bemerken Sie die zwei weißen Linien auf der Stirn des Burschen, es ist sein Tiloka, sein Abzeichen, und besagt, wenn mich nicht Alles trügt, daß er zur mächtigen Sekte der Waischnavas gehört. Lassen Sie uns näher treten, denn von seiner Seite dürften wir kaum einer Aufmunterung zur Unterhaltung gewärtig sein."

Der Fakir änderte seine Stellung auch nicht, als beide Offiziere unmittelbar an seiner Seite standen, ja selbst als Graf Chadreux eine kleine Goldmünze in die Kürbisschale gleiten ließ, neigte er den Kopf kaum um Haaresbreite, und seine Lippen hörten nicht auf, leise Gebetsprüche zu flüstern. Endlich fragte der Kapitän Robilant, nachdem er sich durch einen Blick mit seinem Gefährten verständigt, geradezu: „Du kennst unsere Uniform, frommer Pilger? Hast Du uns nichts zu sagen? Hast Du keinen Auftrag für uns?"

Auf einen kurzen Augenblick unterbrach der Büßer seine monotone Beschäftigung. „Ich warte!" entgegnete er, um gleich darauf wieder in seinem unverständlichen Murmeln fortzufahren.

Digitized by Google

Chadreux zog aus der Brusttasche seines Uniformrockes ein kleines Etui von rothem Leder und entnahm ihm ein Stück eines fingerbreiten gebogenen Goldstabes von eigenartiger Gravirung. Es war augenscheinlich ein Theil eines schweren Armreifens, die scharfen Bruchstellen an beiden Seiten bewiesen, daß derselbe mit Gewalt zerbrochen sein mußte.

Jetzt glänzte plötzlich — weder Robilant noch Chadreux hatten bemerkt, daß der Fakir auch nur einen Finger gerührt — auf dem Schoß desselben ein Stück Gold, das dem in des Grafen Händen glich wie ein Ei dem anderen. Aber er selbst blieb unbeweglich sitzen.

Robilant fragte auf's Neue mit merklicher Ungeduld im Tone: „Hast Du uns nichts zu sagen? Es ist der 11. März, die Sonne ist schon fast ganz hinter den Bergen verschwunden, und Du siehst, daß wir die sind, derer Du harrtest."

Wiederum entgegnete er nur: „Ich warte!"

Robilant zog den Grafen zur Seite. „Wir wollen nicht weiter in ihn dringen, es würde doch vergebens sein. Solchen indischen Stockfisch kann man auf einen glühenden Rost spannen und mit siedendem Oel einreiben, ohne eine Silbe aus ihm herauszulocken. Er läßt sich lieber braten wie eine Kastanie, ehe er von seinem störrischen Vorsatz auch nur um Haaresbreite abgeht. Ich habe sie kennen gelernt, diese Burschen! — Aber sehen Sie nur, Chadreux! Wahrhaftig, unser Waischnava gewinnt Leben!"

Der Fakir richtete sich in der That plötzlich auf, gleichzeitig aber kam einer der französischen Diener, die bisher

Digitized by Google

auf der Straße patrouillirt hatten, zurückgelaufen und meldete, daß ein Reitertrupp, an deſſen Spitze ſich ein Elephant befinde, nahe.

„Aha, des Schauſpiels zweiter Akt beginnt," flüſterte der Marquis. „Ein Elephant an der Spitze — es tritt alſo ein eingeborener Fürſt auf. Setzen wir uns in Poſitur, Chadreux, den hohen Herrn würdig zu empfangen." Und er ſtrich ſich ſpöttelnd den Schnauzbart in elegante Wellen.

Sie brauchten diesmal nicht lange zu harren. Um die Wegbiegung bog bereits die mächtige Geſtalt eines rieſigen Elephanten, deſſen halbabgeſägte Fangzähne vergoldet waren; auf dem Nacken thronte der reichgekleidete Mahud, der Führer des Thieres, auf dem Rücken aber, in der roth-ausgeſchlagenen Haudah, ſaß ein ſchlanker junger Mann, der bei dem Anblick der franzöſiſchen Uniformen ſofort das Zeichen zum Halten gab.

„Beithna — beithna!"*) kommandirte der Mahud, und gehorſam ſenkte der Elephant ſich ſofort in die Kniee, während ſein Reiter mit gewandtem Sprung, die zur Seite herabhängende Leiter nur flüchtig berührend, ſeinen hohen Sitz verließ und ſchon von Weitem verbindlich grüßend auf die Offiziere zuſchritt.

„Bei Gott," raunte der Kapitän, ſich tief verneigend, ſeinem Gefährten zu, „es iſt der Radſchah von Ghatastapana ſelbſt. Ich erkenne ihn wieder — ſehen Sie nur, man nennt ihn nicht mit Unrecht den ſchönſten Mann ſeines Landes."

---

*) Lege dich!

Der Hindufürſt war in der That eine ſtattliche Erſcheinung — eine ebenmäßige Jünglingsgeſtalt von über mittlerer Größe mit ausdrucksvollem, feingeſchnittenem Geſicht und großen dunklen, etwas träumeriſchen Augen. Ein prächtiges blauſeidenes Wamms, über das ein feines verſilbertes Panzerhemd gezogen war, umſchloß den ſchlanken Oberkörper, die enganliegenden Beinkleider waren aus hellbraunem Seidenſtoff gefertigt und ſchloſſen unten ſich dicht an die rothen, goldgeſtickten Schuhe an. Auf dem Haupt trug er eine ſilberne Sturmhaube, die mit gelb- und blauſeidenen Shawls umwunden war, und an deren Seite, von einer rubinenbeſetzten Agraffe gehalten, eine breite weiße Feder herabwallte.

Während der Radſchah auf die beiden Offiziere zuſchritt, neſtelte er aus ſeinem Wamms eine leichte Kette hervor, an deren Ende ein Stück Gold glitzerte, ganz jenem ähnlich, das Chadreux und der Fakir jetzt auch emporhoben. Einen Augenblick umſpielte ein zufriedenes Lächeln den Mund des Fürſten, dann winkte er ſeinen berittenen Begleitern, ſich zurückzuziehen, und trat dicht an den Grafen heran.

„Wo iſt der große Nawab*) von Pondichéry? Iſt General Dupleix nicht ſelbſt gekommen, ſeine Freunde zu ſehen?“ fragte er.

Chadreux verneigte ſich auf's Neue. „Der General iſt leider durch einen tückiſchen Fieberanfall an ſein Lager gefeſſelt, mein Fürſt,“ beeilte er ſich zu entgegnen. „Um aber den beſtimmten Tag der Zuſammenkunft nicht vorüber-

*) Statthalter.

gehen zu laſſen, hat er uns geſandt. Eure Hoheit ſehen hier unſere Beglaubigung — unſer Auftrag iſt es, die Träger der gleichen Stücke Gold, die wir hier finden ſollen, zu fragen, ob ſie bereit ſeien, und wenn dieſe Frage bejaht wird, als Zeichen ihrer Zuſtimmung dem General den ganzen Armring zurückzubringen."

Der Radſchah zögerte einen Moment, dann griff er nach dem Bruchtheil des goldenen Reifens in des Grafen Händen und preßte ihn flüchtig an den ſeinen. Als ſie ſo genau aneinander ſtießen, daß ſie faſt wie ein Ganzes ausſahen, nickte er befriedigt, blickte aber forſchend nach dem Fakir hinüber, der regungslos wie eine Statue mit beſcheiden geſenktem Haupte in einiger Entfernung ſtehen geblieben war.

„Möge Ganeſa*) unſerem großen General, Euren Herrn, bald zur Freude und zum Glück der Jan-Begum, ſeiner blüthenduftenden Gattin, Geneſung ſchenken," entgegnete der Fürſt endlich verbindlich. „Ich danke ihm, daß er mir zwei ſo tapfere Krieger ſandte, und heiße ſie willkommen; ſie mögen meine Gäſte auf Ghatastapana ſein." — Dann wandte er ſich an den Fakir und winkte ihn heran. „Komm," ſagte er kurz. „Ich will ſelbſt ſehen, ob die Siegel am Grabe des Lebenden unverletzt ſind. Auch Sie, meine Herren Franzoſen, mögen uns folgen und Ihrem General berichten, was Sie geſehen. Von ihm, deſſen Auferſtehen wir beiwohnen ſollen, hängt für uns Alle ja auch die Zukunft ab."

Der Fakir ging in langſamem, wiegendem Schritt auf

*) Der Gott der Klugheit.

das große Thor der Pagode zu, durchſchritt die innere Halle und kniete endlich an einer breiten, ein wenig erhöhten Steinfliese, die aus einem einzigen Stück geformt ſchien, nieder. Sich leicht gegen dieſelbe ſtemmend, ſchob er ſie bei Seite.

Eine dunkle Oeffnung und die erſten Stufen einer ſchmalen Treppe wurden ſichtbar. Der Radſchah ſprang elaſtiſch herab und winkte den beiden Offizieren, während der Waiſchnava eine bereitgehaltene Fackel entzündete.

Robilant lockerte die Piſtolen in ſeinem Gürtel und ſah mißtrauiſch in die Tiefe hinab; nur zögernd entſchloß er ſich, dem Radſchah zu folgen. „Der Teufel traue den gelben Burſchen," murmelte er. „Das Ding ſieht einer Mauſefalle unangenehm ähnlich."

„Keine Sorge, Kapitän," gab der Graf ſchnell zurück. „Der Radſchah ſieht mir nicht aus, als ob er hinterliſtige Gedanken hegen könne, nachdem er uns Gaſtfreundſchaft geboten, und zudem: ſchon der Name unſeres Generals ſchützt uns."

Die Treppe zählte nur einige zwanzig Stufen, dann verbreiterte ſich der Gang ein wenig, um gleich darauf mit einer ſchweren, eiſenbeſchlagenen Holzthür abzuſchließen.

Der Fakir ſchob ſich an den Offizieren vorbei und beleuchtete mit ſeiner Fackel die maſſigen Bohlen und das feſtgearbeitete Schloß, über das querhin ein breiter Siegelabdruck lag. Gleiche Siegel ſicherten auch die eiſernen Angeln.

Aufmerkſam, faſt mißtrauiſch betrachtete der Radſchah jeden einzelnen der Abdrücke, forderte Chadreux auf, die-

Digitized by Google

ſelben mit ſeinem Wappen, das er vom Gürtel loslöste, zu vergleichen, und befahl erſt, nachdem er ſich genau überzeugt hatte, daß ſie gänzlich unverletzt ſeien, dem Fakir, das Thor zu öffnen.

Die Franzoſen waren dem ganzen Vorgang mit geſpanntem Intereſſe gefolgt, ſelbſt Robilant's ſtets ſpöttiſche Miene nahm einen veränderten Ausdruck an. Der Radſchah blickte ernſt, faſt feierlich darein, und als ſich endlich die Thür ſchwerfällig in ihren Angeln drehte, ſchlug er ſchnell die Leleki Mûdra, die heilige Faltung der Hände zum Gebet.

Es war eine einfache Grabkammer, die ſich den erſtaunten Blicken der Offiziere darbot, eine kleine Zelle, in deren Mitte ſarkophagähnlich ein halboffener, länglicher Kaſten ſtand. In dieſem Holzkaſten aber ſaß engzuſammengekauert, in weiße Linnentücher gänzlich eingewickelt, eine menſchliche Geſtalt, und als der Radſchah jetzt die Schnur löste, welche die Leinen über den Kopf derſelben zuſammenhielt, wurde ein eingeſchrumpftes, mumienartig zuſammengetrocknetes Geſicht frei — das Antlitz einer Leiche.

Unwillkürlich hielten die Männer den Athem an, ihr Herzſchlag ſtockte. Es war ein unheimlicher Anblick. Geſpenſtiſch huſchte das Licht der Fackel über die weißen Tücher und die feuchten Wände der Grabkammer hin, ein leiſer Modergeruch ſchien durch das ganze Gemach zu wehen.

„O Wiſchnu! Ich wandelte um Dein Bildniß ſiebenmal ſiebenhundertmal!" betete der Fakir. „Zu Deiner Reinigung habe ich das heilige Waſſer gewärmt, Du Gott

der Götter, und es mit wohlriechenden Blüthen gewürzt, sei auch Du uns jetzt gnädig! Du, der Erste und Letzte des Weltalls, bist allmächtig und Deine Barmherzigkeit ist unendlich. So laß denn auch heute ihn, Deinen treuesten Diener, aus dem Todesschlaf, zu dem er selbst vor langen Wochen sich bettete, zu neuem Leben erwachen!"

Als die letzten Worte des Gebets verklungen waren, warf er sich nieder, riß die sackartige Leinwand von dem starren Körper und begann die Arme und die Beine des anscheinend Todten lebhaft zu reiben. Nach einer kleinen Weile zog er darauf aus den Ohren und den Nasenlöchern des immer noch völlig leblosen Körpers starke Wachspfropfen, mit denen dieselben verstopft waren, brach dann gewaltsam den Mund auf und bog die Zunge heraus, indem er gleichzeitig auf diese ein etwa erbsengroßes Stückchen Butter legte. Da plötzlich öffneten sich langsam die verschrumpften Augenlider, über das todtenähnliche Antlitz strömte eine leichte Blutwelle, die wie verglasten Pupillen gewannen Leben und Bewegung.*)

„Bei den Augen Wischnu's — Chatanaya Matreyi lebt!" rief der Radschah stürmisch.

Noch einmal schlossen sich die Augen, gleich darauf

*) Nach den authentischen Berichten des englischen Bevollmächtigten Sir Claude Wade; übrigens sind derartige wunderbare Fälle der Wiederbelebung von Fakiren, die thatsächlich längere Zeit freiwillig im Grabe gelegen hatten, auch neuerdings mehrfach von durchaus zuverlässigen Reisenden und Forschern beobachtet und genau geschildert worden, ohne bis jetzt eine genügende wissenschaftliche Erklärung gefunden zu haben.

Digitized by Google

jedoch öffneten sie sich auf's Neue, die Lippen begannen leise zu vibriren, als wollten sie sprechen und hätten dennoch nicht volle Gewalt über sich selbst. Aber der Kampf des Willens gegen den Körper dauerte nur wenige kurze Augenblicke, dann klang es ernst und feierlich durch den Raum: „Bei den strahlenden Sternen des Allerbarmers, Chatanaya Matreyi war bei den Göttern und hat ihren Willen vernommen: Ausgehen soll von den heiligen Tempelhallen von Seringham der große Kampf um Indiens Größe und Freiheit. Die Zeit ist da, von der Rama, der Unsterbliche, sprach: Wenn die Augen Wischnu's*) aufleuchten aus dunkler Nacht, beginnt der Morgen des Glückes zu tagen. Gehet hin und kündet: des großen Gottes von Seringham Strahlensterne werden uns zum Siege leiten — gehet hin und kündet, daß der oberste Diener Wischnu's der Eure ist."

Der Radschah eilte an den Eingang zurück und rief mit donnernder Stimme nach den Offizieren seiner Leibgarde. Schnell füllte sich das enge Gemach mit den Kriegergestalten, flüsternd zuerst ging es ehrfurchtsvoll von Mund zu Mund: „Chatanaya Matreyi, der lebendig Begrabene, der große Waischnava, lebt!", aber bald verstärkte sich der Ruf zum lauten Jubel und wie im Triumph hoben die Gepanzerten den Erstandenen auf ihre Schultern und trugen

*) Wischnu, d. i. der Durchdringer, wahrscheinlich der Aether, als belebendes Prinzip des Weltalls, ist neben Brahma und Siwa die dritte Hauptgottheit der Indier und der Hauptgegenstand der Verehrung der Religionspartei der Wischnuiten.

Digitized by Google

ihn empor zum Sonnenlicht, deſſen letzte Strahlen in dem goldenen Dach der Pagode ſich ſpiegelten.

Zu ihnen blickte der Radſchah ſinnend empor. „Möge das belebende Licht uns Allen beſſere Tage verkünden, meine Freunde!“ wandte er ſich an die franzöſiſchen Offiziere und nahm aus des Fakirs Hand den dritten Theil des Armringes, um ihn ſammt dem ſeinen dem Grafen Chadreux zu übergeben. „Bringt dies Eurem großen General, meldet ihm, was Ihr geſehen, und fügt hinzu, daß wir bereit ſeien. Bei den ſtrahlenden Augen Wiſchnu's von Seringham, es wird ein Kampf werden, von dem noch die Enkel unſerer Enkel erzählen ſollen. Aber der Preis iſt des Kampfes werth, und die Götter werden mit uns ſein.“

Zweites Kapitel.

Der Radſchah von Ghalastapana.

„Der Menſch hat nichts ſo eigen,
So wohl ſteht ihm nichts an,
Als daß er Treu' erzeigen
Und Freundſchaft halten kann.“
Simon Dach.

„Dem Handel Frankreichs, den materiellen und den geiſtigen Kräften des Landes müſſen neue Wege eröffnet werden.“

Colbert, der geniale Miniſter Ludwig's XIV., hatte das Schlagwort ausgegeben, unter ſeinen Fittigen waren Handel und Induſtrie kraftvoll emporgeblüht. Der Schwindler John Law, der Finanzberather des Regenten Philipp von Orleans, nahm den an ſich edlen, ſchönen und wahren

Digitized by Google

Satz auf und machte ihn zum Aushängeschild für seine abenteuerlichen Pläne zur Beglückung Frankreichs, die das Reich in Wahrheit an den Rand des Verderbens führten.

Frankreich sollte kolonisirend auftreten. Im Wettstreit mit Spanien und Portugal, mit England und Holland sollte es die Schätze des Orients, die Reichthümer der neuen Welt sich dienstbar machen. Einer geldgewaltigen, mit großen Privilegien ausgestatteten Compagnie wurde die Ausbeutung der südlichen Hälfte Nordamerika's, der reichen Mississippigefilde, zugewiesen, während eine zweite Indien, das altberühmte Diamantenland, ausbeuten sollte. Schon gegen das Ende des 17. Jahrhunderts war in der letzteren Auftrag General Martin, ein kühner Abenteurer, an der Ostküste Vorderindiens, im Karnatik, erschienen und hatte sich in Pondichéry festgesetzt.

Die Franzosen folgten in diesen Bestrebungen nur den Spuren der vielgewandten britischen Handelsherren. Fast hundert Jahre früher bereits ertheilte die Königin Elisabeth der englisch-ostindischen Gesellschaft weitgehende Vollmachten und Monopole für den Handel mit dem sagenhaften Lande, und die klugen und energischen Engländer hatten schon ein weites Terrain für ihre Thätigkeit gewonnen, sie hatten hier durch kluge Nachgiebigkeit, dort durch festes Zugreifen sich einen mächtigen Einfluß und reichen Besitz gesichert, als Frankreich in den Wettkampf eintrat — in einen Wettkampf, in dem nur ein wirkliches Genie dem einen oder anderen Lande den Sieg erringen konnte.

Fast gleichzeitig traten aber auf beiden Seiten Männer

von hoher Bedeutung hervor: England erhielt in Clive einen Führer von bewundernswerther Begabung, während Frankreich schon 1739 in dem General Dupleix einen Gouverneur für seine indischen Besitzungen erwählte, der an zäher Energie, an Lebhaftigkeit der Auffassung und an kühnen Plänen den bedeutendsten Männern des Jahrhunderts zur Seite gestellt werden muß.

Die inneren Verhältnisse Vorderindiens waren jedem von außen kommenden, kräftig geführten Unternehmen äußerst günstig. Das festgefügte Reich, welches einst die von Norden eindringenden Mohammedaner gegründet hatten, war innerlich längst zerfallen. Der Großmogul saß zwar immer noch auf seinem goldenen Throne zu Delhi, aber seine Herrlichkeit war verblaßt, seine Autorität untergraben. Ueberall in dem riesigen Reich hatten die Kleinfürsten mehr oder minder ihre Selbstständigkeit erlangt; hier eroberte sich ein mohammedanischer Nawab eine neue Monarchie, dort löste sich einer der eingeborenen Hindufürsten, einer der zahllosen Radschahs, aus der Abhängigkeit von der Herrschaft des Großmoguls. Reiche entstanden und vergingen fast gleich Eintagsfliegen, die Einzelfürsten lagen in ununterbrochenem Kampf mit einander, ein unaufhörlicher Wechsel der Dynastien hatte fast überall das Volk abgestumpft: wer es am wenigsten zu bedrücken versprach, der war der willkommenste Herr.

Welch ein Feld für einen kühnen, unternehmungslustigen Eroberer, welch' ein Feld für die überlegene, zielbewußte europäische Politik! Wo ließ sich ihr alter Grundsatz: „Divide et impera" (theile und herrsche) besser verwerthen,

Digitized by Google

als auf diesem vielgeklüfteten, überall untergrabenen Terrain, wo konnte schnelles, energisches, überraschendes Handeln gleiche Erfolge erzielen, denn hier!

Und General Joseph François Dupleix hatte bereits in der ersten Zeit seiner Statthalterschaft bewiesen, daß er der Mann war, die Verhältnisse zu benutzen. In den Comptoiren zu Bombay und Kalkutta, in den Bureaux der ostindischen Compagnie zu London begann man zu zittern, als die ersten Nachrichten von seinem Unternehmungsgeist, von seinen Erfolgen eintrafen. Ein unermüdlicher Thätigkeitstrieb und glühende Hingebung für den Ruhm seines Vaterlandes beseelten den beim Antritt seines Gouvernements kaum vierzigjährigen Offizier, kluge Umsicht in der Benutzung der Situation zeichneten ihn aus. Er machte kein Hehl aus seinen Zielen: „Hindostan soll unter dem glorreichen Protektorat Frankreichs frei werden," so warf er allen Gegnern den Fehdehandschuh hin. „Kein englisches Schiff soll es dereinst wagen, in einem indischen Hafen zu landen, kein britischer Kaufmann auf indischem Boden Handel zu treiben. Kalkutta und Madras, diese englischen Emporen, müssen wieder die Fischerdörfer werden, die sie ehedem waren." *)

Schon im Jahre 1746 lieferte eine kühne Unternehmung des Admirals Maké de la Bourdonnais das wichtige Madras in die Hände der Franzosen und erschütterte das britische Ansehen auf das Empfindlichste. Der englisch-gesinnte Landesfürst Anwareddin wird glänzend geschlagen — da

*) Historisch. Neumann, Geschichte des anglo-indischen Reichs.

gibt Frankreich selbst, indem es mit England zu Aachen Frieden schließt, die auf indischem Boden errungenen Vortheile auf, Dupleix muß sich eine neue Grundlage für seine weit ausschauenden Pläne suchen. Während die Mutterländer scheinbar im Frieden leben, bekriegen sich ihre indischen Kolonien unter dem Namen der eingeborenen Fürsten. Dupleix' Machtsphäre nimmt dabei einen immer gewaltigeren Aufschwung. Es gelingt ihm, einen den französischen Interessen ergebenen Fürsten, Salabat Dschang, zum Nizam des Dekhan zu erheben, in Wahrheit herrschte er selbst bereits gleich einem selbstständigen Gebieter über den sechsten Theil Hindostans. Noch immer aber behauptete sich der englische Prätendent, Mehemed Ali, in der festen Stadt Tritschinopoly und in dem Besitz des umliegenden Gebietes, das besonders auch durch die altehrwürdigen Wallfahrtsorte auf dem Tempeleiland Seringham wichtig war, und schon rüstete die britische Compagnie sich, das verlorene Terrain zurück zu gewinnen.

Man schrieb jetzt das Jahr 1753. Es war seit etwa Jahresfrist ein scheinbarer Waffenstillstand eingetreten, aber unter der ruhigen Oberfläche kochte und brodelte es überall. Dupleix' ruheloser Geist fand überall neue Anknüpfungspunkte, neue Hebel, die ihn seinen großen Zielen näher bringen sollten. Jetzt suchte er vor Allem den religiösen Zwiespalt des Landes zu benutzen — er wollte den Hindu gegen den Muselmann ausspielen.

Es lag ein wahrhaft bedeutender Zug in diesem Gedanken. Seit achthundert Jahren fast herrschten die eingedrungenen Moslems über den größten Theil Indiens

Digitized by Google

aber die Jahrhunderte hatten die tiefe Kluft zwiſchen ihnen und den Hindus nicht überbrücken können. Ja dieſe Kluft hatte ſich vielleicht gerade im letzten Jahrhundert noch vertieft, denn wenn einſt kraftvolle, aber wohlwollende Herrſcher die nationalen Empfindungen der Hindus geſchont, ja begünſtigt hatten, ſo gefielen ſich jetzt die kleinen Tyrannen, die an deren Stelle getreten waren, in maßloſen Unterdrückungen.

Vor Allem aber ſchien ein neuer, friſcherer Zug durch den erſtarrten Brahmanismus zu gehen, ſeit die Lehren Sri Kriſchna's, des Wunderkindes von Naba Dwipa, der Anbetung Wiſchnu's, des Gotterbarmers, weite Kreiſe gewonnen hatte. Immer gewaltigeren Einfluß erlangte die mächtige Sekte der Waiſchnavas, immer weitere Wellen ſchlug die national-religiöſe Bewegung, welche in dem Tempelkultus des Wiſchnu von Seringham ihren Mittelpunkt hatte. Bis herab zum Kap Comorin, bis hinauf zu den ſchneebedeckten Hängen des Himalaya beteten Millionen zu den „ſtrahlenden Augen des Gottes auf dem Felſeneiland", und ſo gewaltig war die Kraft dieſer Bewegung, daß ſelbſt die mohammedaniſchen Beherrſcher von Tritſchinopoly ſie reſpektirten. Niemals hatte einer der Tyrannen gewagt, freventlich Hand an die geheiligten Schätze des Inſeltempels zu legen, niemals ſich erlaubt, in den Kultus Wiſchnu's auf dem Eiland einzugreifen.

Eine uralte Weiſſagung, in ihrer urſprünglichen Faſſung allem Anſchein nach älter als ſelbſt die Götterwelt Indiens, knüpfte ſich an die heilige Inſel von Seringham und gab den national-religiöſen Beſtrebungen der Waiſchnavas einen

festen Hintergrund. Râma, einer der mythischen Könige Altindiens, galt als der Stifter eines Heiligthums, dessen Besitz nach dem Volksglauben als für die Zukunft der ganzen gewaltigen Halbinsel entscheidend angesehen wurde; eben jene „strahlenden Augen des Gottes auf dem Felseneiland" waren es, welche den Tempel von Seringham zu einem der wichtigsten und der reichsten Opferstätten Indiens gemacht hatten.

In dem wilden Dandakawalde, so erzählt die Sage, wurde dem göttergleichen Râma seine jugendschöne Gattin Sita durch den zehnköpfigen Dämonenkönig Ravana, der auf der Insel Ceylon hauste, entführt. Râma zieht darauf mit seinem Freunde, dem König der Affen, Hanuman, und dessen Heergefolge über das Meer, erobert die feindliche Herrscherstadt Lanka, tödtet den Räuber Ravana und kehrt mit Sita nach seinem Königreich zurück. In Lanka aber hat er ungeheure, geheimnißvolle Schätze erbeutet, vor Allem zwei herrliche Diamanten von hellbläulichem Schimmer, auf deren Besitz die Macht und die Kraft des Herrschers der Dämonen beruhte. Diese wunderbaren Edelsteine weiht Râma dem Allerbarmer Wischnu, er gründet den riesigen Tempel von Seringham und übergibt jene in die Statue des Gotterbarmers als Augensterne eingefügten Juwelen dem Schutz der Priester des Eilandes; zugleich aber verkündet er, daß sie das Glück, die Freiheit und die Macht des Vaterlandes bis in die spätesten Jahrhunderte verbürgten, daß ihr Strahlenglanz dereinst, wenn die Stunde erfüllt ist, dem Volke Indiens zum ewigen Glück voranleuchten sollte. „Tage werden kommen," so schließt die

von Mund zu Mund, von Generation zu Generation überlieferte Weiſſagung, „in denen das Antlitz Wiſchnu's ſich vor uns verhüllt; aber der Gotterbarmer kennt keinen ewigen Zorn. Er wird dereinſt ſein Licht wieder über uns leuchten laſſen, und wer dann die ſtrahlenden Augen in Händen hält, wer in ihrem Glanz ſich ſonnen kann, dem gehört die Zukunft des Reiches: er wird der Herr ſein, der König der Könige."

Der Sage von den Zügen Râma's gegen die Dämonen, von den Eroberungen des großen Kriegshelden, welche moderne Forſcher nicht mit Unrecht der griechiſchen Iliade zur Seite ſtellten, liegt zweifellos ein gewiſſer hiſtoriſcher Kern zu Grunde: die ſchöne Mythe iſt der letzte poetiſche Abglanz jener gewaltigen Kämpfe, in denen einſt die über den Himalaya herabgeſtiegenen Arier, unſere Stammesverwandten, die eingeborene dunkelfarbige Urbevölkerung unterjochten und faſt vernichteten. Der Volksglaube jedoch verwandelte die geſchichtlichen Thatſachen bald zu einem phantaſtiſchen Mythenkreis. In der allmähligen Ausgeſtaltung des vielköpfigen indiſchen Olymps wurde Râma, der „Beglückende", zu einer Verkörperung Wiſchnu's ſelbſt, der Gotterbarmer und der Gottkönig verſchmolzen gleichſam. Damit wuchs aber auch die Bedeutung jener geweihten Edelſteine auf's Neue, breitete ſich der Glaube an ihre Wunderkraft mehr und mehr aus — ſchon ſeit Jahren kündeten die unermüdlichen Waiſchnavas, daß von dem Tempel zu Seringham die Befreiung, das Glück Indiens ausgehen müſſe.

Es war die Gattin Dupleix', welche ſein Augenmerk

zuerſt auf dieſe national-religiöſe Bewegung richtete, eine merkwürdige Frau, welche überhaupt auf die Pläne des Generals den allergrößten Einfluß hatte. Jeanne Dupleix entſtammte einer Miſchlingsehe, wie ſie damals nichts ſeltenes war. Ihr Vater de Caſtro war als Kaufmann in Bengalen eingewandert, ihre Mutter eine Hindu aus vornehmem Geſchlecht, ſie ſelbſt war, in Hindoſtan erzogen, mit allen Gebräuchen, mit der Religion, mit den Sprachen des Landes genau vertraut. Trotz ihrer ſanften Schönheit, die ein Erbtheil der indiſchen Frauen iſt, theilte ſie doch den Stolz und den brennenden Ehrgeiz ihres Gatten; bewundert und geehrt von den Eingeborenen, denen die „Jan-Begum" wie eine Königin erſchien, liefen die Fäden des Verſtändniſſes zwiſchen jenen und dem General oft, ja meiſt durch ihre zarten Hände.*)

— — — — — — — — — — — —

In ihrem mit dem ganzen verſchwenderiſchen Luxus des Orients ausgeſtatteten Boudoir im Gouvernements-palaſt zu Pondichéry ſaß die ſchöne Frau in ernſtem Geſpräch mit dem Gatten. Das ſcharfgeſchnittene Geſicht des Generals drückte lebhafte Befriedigung aus, aus ſeinen feurigen Augen blitzte die Freudigkeit eines großen Entſchluſſes. Er war ſoeben eingetreten und hatte die Gattin ſtürmiſch umarmt.

„Chadreux und Robilant ſind vor einer Stunde zurückgekommen," rief er erregt. „Ihre Nachrichten ſind die

*) Hiſtoriſch Fabre des Essarts „Dupleix et l'Inde française".

beſten: nicht nur der Radſchah von Ghatastapana, an deſſen Ergebenheit ich kaum je zweifelte, auch Chatanaya Matreyi hat ſich entſchieden. Sie ſind die Unſeren! Ha, die Briten ſollen es empfinden, die übermüthigen Herren in Kalkutta, dieſe ſtolzen Engländer ſollen meine Fauſt fühlen lernen!"

„Aber ſo erzähle doch ruhig, François!" unterbrach die Generalin den Hitzigen lächelnd. „Das ſind ja allerdings erfreuliche Nachrichten. Alſo Chatanaya iſt erſtanden und hat geſprochen?"

„Erſtanden?" Diesmal war es an Dupleix, zu lächeln. „Glaubſt Du wirklich an dies Taſchenſpielerkunſtſtück, Jeanne? Der ſchlaue Waiſchnava hat ſeinen Gläubigen mit dieſem Begräbniß auf Zeit nur eine kleine Komödie vorgeſpielt, er hat nur das Bedürfniß gefühlt, ein neues Zeichen ſeiner wunderthätigen Kraft zu geben."

Jan-Begum ſchüttelte ernſt den Kopf. „Du irrſt, mein Freund. Es iſt unzweifelhaft, daß dieſe Asketen die Gabe beſitzen, auf Tage und Wochen das Leben in ſich erſtarren zu laſſen. Ueber das Wie? vermag ich freilich Dir ebenſo wenig Auskunft zu geben, als wahrſcheinlich Eure gelehrten Herren in Paris. Aber für uns kann das Alles gleichgiltig ſein, gewiß iſt nur, daß die Kunde von dem Auferſtehen des Oberprieſters von Seringham, des großen Waiſchnava, wie ein Lauffeuer ganz Indien durcheilen, daß es in Millionen Hütten als das Zeichen einer neuen Zeit begrüßt werden wird. Mag die Wunderthat zu Stande gekommen ſein, wie ſie will, ihr Erfolg bleibt Dir, mein Gatte!"

„Und wem danke ich ihn, als meiner klugen Fee? Wer

hat die Verbindungen eingeleitet, den Knoten geschürzt, dessen Lösung jetzt vor uns liegt, denn Du? Wenn erst unsere Fahnen auf der Höhe von Tritschinopoly wehen, wenn das Lilienbanner die Citadelle von Kalkutta krönen wird, dann soll auch die Welt erfahren, was Du für mich, für Frankreich gethan hast."

„Gemach, gemach, François; der Weg von Pondichéry nach Kalkutta ist zu weit für den Flug meiner Gedanken. Ueberschätze nicht, was Du errungen, und gehe nicht von dem Plane des schrittweisen Vorschreitens ab, den Du selbst Dir vorgezeichnet hast. So gewaltig die Macht der Verbindung mit den Waischnavas wirken kann, ihre Gefahr liegt darin, daß sie Dich wider Deinen Willen schnell zu Unternehmungen fortreißt, die nur die Zeit ausreifen sollte. Volksbewegungen sind wie die Stürme, sie rasen mit elementarer Gewalt einher, sie lassen sich nicht bändigen noch hemmen, aber sie toben sich meist auch schnell aus."

Der General warf sich auf eines der Ruhebetten, die, mit weichen Teppichen überhangen, überall in dem großen Raum umherstanden. Er stützte gedankenvoll das Haupt in die Rechte.

„Gewiß, Jeanne, Du hast Recht — Recht wie immer," sagte er endlich. „Aber Du weißt, was die Grundlage aller unserer Verhandlungen mit Chatanaya Matreyi war: wir haben den Beistand der Waischnavas nur, wenn wir die Vorbedingung erfüllen, wenn wir ihr heiliges Seringham aus den Händen Mehemed Ali's befreien und gegen die Eingriffe desselben, die sie befürchten, sicher stellen. Und ich habe gute Nachricht, daß sie mit dieser Furcht nicht

Digitized by Google

Unrecht haben, denn es gelüstet die Herren in Tritschinopoly ganz gewaltig nach den Schätzen der Insel, die ja auch wirklich ganz ungeheure sein sollen."

„Gewiß. Mein Vater hat mir einst erzählt, daß die Augen Wischnu's, jene köstlichen Edelsteine, einen Werth von Millionen darstellen."

„Und höher, weit höher noch als der thatsächliche Werth steht ihre moralische Wichtigkeit. Ich bin mir darüber durchaus klar. Der alte Glaube, daß ihr Besitz die Herrschaft über Indien bedeutet, hat durch Chatanaya Matreyi, durch seine unermüdliche Agitation erst recht neue Nahrung erhalten. Heute hält noch eine gewisse Scheu Mehemed Ali ab, seine Hand nach den Tempelschätzen von Seringham auszustrecken, aber schon ist der Reichthum, den der Hof von Arkos und Tritschinopoly in früheren Geschlechtern gesammelt hat, fast aufgezehrt, und der Tag dürfte nicht fern sein, an dem jene Scheu vor der religiösen Stimmung der Bevölkerung sich völlig verflüchtigt. Vielleicht kommt auch die Stunde, in welcher der Muselmann dem Hindu gerade durch den Raub jener Edelsteine beweisen will, daß er der Herr ist; kurz und gut: der Schutz des Eilandes muß eine wesentliche Rolle in allen meinen Entwürfen spielen, Chatanaya Matreyi hat guten Grund, wenn er auf schnelles Handeln dringt, und uns nur für diesen Fall die direkte und indirekte Unterstützung seiner Waischnavas auch für unsere weiteren Pläne zu Gebote stellt. Auch der Radschah, dessen Hilfe uns wegen der Lage seines Gebiets und des Klanges seines Namens fast unentbehrlich ist, fordert schnelles Losschlagen;

er spricht in dem Schreiben, das mir Chadreux überbrachte, davon, daß er in spätestens acht Wochen bereit sei, und bittet nur um einen meiner Offiziere, der sein Corps mit den Geheimnissen europäischer Kriegskunst vertraut machen soll. Ich aber kann vor drei Monaten nicht auf die so dringend verlangten frischen Kräfte aus Frankreich hoffen; was thun, theuerste Jeanne, was thun?"

Die schöne Frau war an das Fenster getreten und blickte sinnend auf das Spiel eines Springbrunnens, der unten im Hofe einem marmornen Bassin entsprudelte. „Die ewig und immer sich selbst gleich wiederkehrenden Wasser, das stille, aber um so mächtigere Weben der Natur, sollten uns Geduld lehren. Aber wo hat das Volk jemals Geduld gelernt? Du wirst einen schweren Stand haben, François, wenn Du von den Ungeduldigen Aufschub forderst, und doch muß es mindestens versucht werden. So gewiß der Kampf um Tritschinopoly nur die Einleitung des größeren Kampfes um die Zukunft Indiens ist, so gewiß wird sein Ausgang für das Ganze entscheidend. Um die Heiligthümer von Seringham, um die strahlenden Augen des Bildes Wischnu's hat sich eine Mythe gesponnen, die in den Herzen von Millionen Hindus lebendig ist. Kein Fehlschlag darf uns auf diesem Punkte treffen, er wäre nie wieder gut zu machen. Deshalb mußt Du Zeit zu gewinnen suchen. Die Wahl des Offiziers, den Du zum Radschah nach Ghatastapana sendest, wird auch nach dieser Richtung hin von Wichtigkeit sein."

„Es bleibt mir, wie die Verhältnisse liegen, nur die

Wahl zwiſchen dem Kapitän Robilant und dem Grafen Chadreux. Ich kann keinen meiner anderen Getreuen von ihren jetzigen Poſten abberufen."

Auf der Stirn Jeanne's zog ſich eine Falte. „Du haſt oft meinen feinen Inſtinkt gelobt. Nun wohl, ich ſage Dir, hüte Dich vor Robilant; ich fühle, er iſt nicht ſo zuverläſſig, als er ſich gibt."

„Und doch hatte ich diesmal gerade ihn im Sinn. Er iſt verſchlagen und gewandt, wie kein Anderer, er kennt die Gebräuche des Landes, und ich habe ihn vielfach erprobt. Ich glaube, Du thuſt ihm Unrecht."

Jeanne zuckte die Achſeln. „Der Kapitän gehört zu den Menſchen, die nur einen Gott kennen, und dieſer Gott heißt: Gold! — Wähle lieber Chadreux, er iſt, wie ich ihn kenne, auch der paſſende Mann für den Radſchah; ſein edler, ritterlicher Sinn wird in dem gleichgeſtimmten Fürſten ſchnell freundſchaftliche Gefühle erwecken, und vor Allem: er iſt Dir unbedingt ergeben. Ich würde mich mit meinem Herzblut für ihn verbürgen."

Der General drohte lächelnd mit dem Finger. „Du machſt mich faſt eiferſüchtig, Jeanne, und ich muß den ſchönen Grafen ſchon in meinem eigenen Intereſſe von Deinem Hoflager entfernen. Aber im Ernſt geſprochen, er ſoll nach Ghatastapana gehen, ich will heute noch ſeine Inſtruktionen ausarbeiten. Robilant wird wüthend ſein, daß er um dieſen Auftrag kommt, aber ich kann ihm nicht helfen. Warum weiß er nicht mehr Gnade vor den Augen meiner Gebieterin zu finden."

Sie umarmte ihn ſtürmiſch. „Deiner Gebieterin?

Sage: Deiner Sklavin, Du mein Herr!" rief sie. „Der glücklichsten Sklavin unter der Sonne."

— — — — — — — — — — — —

Acht Tage später war Graf Chadreux, von einem kleinen Trupp ausgewählter Soldaten und jener überreichen Dienerschaft begleitet, ohne die man im Orient nun einmal nicht leben zu können meint, in Ghatastapana eingetroffen. Dupleix hatte keinen Anstand genommen, ihn diesmal in alle seine Pläne einzuweihen; wenn es seine offizielle Sendung war, die Truppenmacht des Radschah in möglichst kurzer Zeit zu einer gewissen militärischen Brauchbarkeit auszubilden — ein Auftrag, wie er damals ähnlich die französischen Offiziere häufiger traf — so hatte er die geheime, ungleich wichtigere Aufgabe, die Ungeduld des Fürsten zu zügeln, und durch diesen möglichst wiederum im gleichen Sinne auf Chatanaya Matreyi zu wirken, ohne daß Beide die Absicht des Generals, den Beginn des Kampfes noch hinauszuschieben, merken sollten. Das Letztere war unzweifelhaft das Schwierigste.

Der Radschah bereitete dem Abgesandten seines Bundesgenossen einen glänzenden Empfang, er bot ihm jene wahrhaft fürstliche Gastfreundschaft, in deren Entfaltung die indischen Großen von jeher Meister waren. Einen Tagemarsch weit war eine Eskorte der Gortschura, der stahlumgürteten Leibgarde, dem Grafen Chadreux entgegengezogen, ihm die ersten Geschenke des Radschah zu überreichen: kostbare Teppiche und Shawls, ein feuriges Pferd, ein Schwert und einen jener gezähmten, zur Antilopenjagd abgerichteten Leoparden, welche die indischen Weidmänner

jener Tage über Alles ſchätzten. Vor den Thoren von Ghatastapana ſelbſt hieß ihn der Radſchah in eigener Perſon willkommen. Ein prächtiger, von ſilberknaufigen Säulen getragener Baldachin war aufgeſchlagen worden, unter deſſen Schatten der Fürſt, von einer zahlreichen Schaar ſeiner Offiziere und Räthe umgeben, das Herannahen des Grafen erwartete, um ihn mit der von Alters her üblichen Spende von Roſenöl zu begrüßen.

„Du kommſt als der Freund meines Freundes," ſagte er in der blumenreichen Sprache des Orients. „Alſo kommſt Du als mein Freund. Was ich beſitze, ſteht zu Deinen Dienſten, jeder Deiner Wünſche ſoll meinen Dienern Befehl ſein. Sei mir willkommen, ich weiß, Du bringſt uns das Glück!"

Der Radſchah hatte, das bemerkte des Grafen ſcharfes Auge bald, in der That das redlichſte Wollen, aber ſchon die erſten Tage überzeugten Chadreux von der großen Schwierigkeit ſeiner militäriſchen Aufgabe. Das Heer war nur ein loſe zuſammengewürfelter Haufe Männer, dem es nicht nur an jeder Organiſation, ſondern auch an der zeitgemäßen Bewaffnung und Ausrüſtung fehlte. Er mußte von Grund auf neu ſchaffen, und gerade deshalb fiel ſeine geheime Miſſion um ſo ſchwerer in's Gewicht, und ihre Löſung erſchien um ſo zweifelhafter, als der Radſchah offen ausſprach, daß er die Stunde des Losſchlagens kaum erwarten könne.

Eine fieberhafte Unruhe beſeelte den Fürſten, und bald bemerkte Chadreux auch, daß am Hofe faſt unaufhörlich Sendlinge des Chatanaya kamen und gingen, bald ſchlicht

gekleidete Fakire, bald goldstrotzende Edelleute. Bei seinen dienstlichen Ausflügen in der Umgegend traf er häufig auf Pilger mit der Tiloka der Waischnavas, und in allen Dörfern hörte er bereits von dem großen Kriege reden, der demnächst ausbrechen solle. „Die Augen Wischnu's, des Gotterbarmers, strahlen heller als je," erzählte ihm bald dieser, bald jener seiner neuen Untergebenen. „Sie kündeten gewaltige Ereignisse an." Die Bevölkerung begann sich zu fanatisiren. In den Ortschaften wurden religiöse Feste eigenartiger, wilder Form gefeiert, hier und dort unterzog sich ein asketischer Fakir jenen aufreizenden Selbstpeinigungen zu Wischnu's Ehren, die ihren Einfluß auf die Menge nie verfehlen. Mit Schaudern sah Chadreux auf den Dorfauen den Schwingebaum aufrichten, sah einen Pilger sich den eisernen Spitzhaken durch das blutüberströmte Rückenfleisch bohren und die rasenden Dörfler den am Baum Hochgewundenen bis zur Bewußtlosigkeit herumschwingen, oder Schaaren von Büßern über mit glühenden Kohlen gefüllte Gräben dahin laufen. „Wischnu, der Du schneller bist als der Gedanke, erhalte uns — Du Strahlender, Leuchtender, gib uns Kraft! Herrschende Gottheit, verleih' uns den Sieg!"

Der Ausbruch stand unmittelbar bevor, das ließ sich nicht verkennen, und Chadreux konnte nur in dem Sinne an Dupleix berichten, daß der General sich für alle Fälle bereit halten müsse. Er selbst widmete sich mit um so größerem Eifer seinen militärischen Pflichten, wobei ihm leider die zahllosen und endlosen Vergnügungen, mit denen der Radschah ihn nach orientalischer Sitte überschütten zu

Digitized by Google

müſſen meinte, nur zu oft hindernd und zeitraubend in den Weg traten.

Auf der anderen Seite mußte er ſie freilich freudig begrüßen, denn ſie brachten ihn dem Fürſten menſchlich näher und gaben ihm damit bisweilen Gelegenheit zu einem vorſichtig warnenden Wort. Ganz beſonders bei den wechſelvollen Jagden fand ſich öfter Zeit zu einer offenen Ausſprache, aber der Radſchah blickte meiſt etwas erſtaunt auf, wenn Chadreux ſich eine Bemerkung über die mangelnde Kriegsfertigkeit des Heeres erlaubte. „Sind meine Leute nicht tapfer?“ rief er dann wohl. „Sie werden ſterben, ohne zu zittern, für einen Blick aus Wiſchnu's Augen! Sind ſie nicht zahlreich auch? — Pah, Freund, laß Chatanaya Matreyi ſeine Stimme erheben, und Du wirſt ungezählte Schaaren ſich einen ſehen!“ —

Es war in der dritten Woche von Chadreux' Anweſenheit zu Ghatastapana, als der Radſchah ihn zu einer Tigerjagd auffordern ließ. „Wir wollen aber nicht mit den Elephanten jagen, das iſt ein Vergnügen für Greiſe und Kinder,“ lautete die Botſchaft. „Wir wollen den Tiger zu Fuß aufſuchen. Meine Treiber haben ihn in den Dſchungeln von Kurnavati ſeit geſtern ſchon umſtellt.“

Die Jagd ſollte eine andere Wendung nehmen, als der Radſchah erwartete.

Die Eskorte der Gortſchura, die den Fürſten ſtets begleitete, mußte am Rande der Dſchungeln zurückbleiben, nur zwei Büchſenſpanner durften den beiden Männern in das abgeſperrte, mit dichtem Buſchgeſtrüpp bewachſene Jagdfeld folgen. Es war ein äußerſt unüberſichtliches,

Digitized by Google

nur von einzelnen Pfaden durchschnittenes, theilweise sumpfiges Terrain, ein richtiges Dschangolo, wie der indische Weidmann es liebt. Oft schlug das hohe Schilfgras, das hier und dort mit dem kletternden Buschwerk abwechselte, den Jägern fast über den Köpfen zusammen, und erst auf der kleinen nächsten Lichtung konnten sie sich wieder Aug' in's Auge blicken. Aber der Radschah kannte das Gelände genau, er hatte auch schon im Voraus den „Wechsel" bezeichnet, den Ort, wo der Tiger voraussichtlich gefunden werden würde, und schritt schnell, ohne sich aufzuhalten, vorwärts. Alles schien vortrefflich zu gehen. Ein prächtiges Thier, eines von jener seltenen Spezies, die durch breitere, ganz dunkelbraune Querstreifen auf dem röthlich gelben Fell ausgezeichnet ist, kam beiden Männern gleichzeitig zum Schuß und brach im Feuer zusammen.

Der Radschah jubelte laut auf. „Sieh, Herr, den weißlichen Backenbart der Beute, just ein Bart, wie ihn unsere Freunde in Kalkutta tragen. Daß sie Wischnu verderben möge, wie diesen Burschen dort," rief er und beugte sich über das verendete Thier, um ihm die rechte Vorderklaue als Jagdtrophäe abzuhauen. „Sieh, Freund, wie beide Schüsse im Herzen sitzen, ich sah noch nie eine zähe Katze so schnell sterben."

Chadreux, der kein Neuling bei diesem gefährlichsten aller Jagdvergnügen war, blickte besorgt um sich. „Es ist ein männlicher Tiger, sollte das Weibchen nicht in der Nähe sein, Hoheit?"

Der Radschah war noch ganz in der Bewunderung über beide Schüsse versunken, die in der That fast nur eine

Wundöffnung gemacht zu haben ſchienen. Er lachte. „Nein, nein, mein Jagdmeiſter meldete mir nur von einem Thier, das er . . .“

Er konnte nicht vollenden. Im gleichen Augenblick keuchte und ſchnob es im Dickicht, das Geſtrüpp bog ſich plötzlich auseinander, der Graf ſah eine gelbliche Maſſe faſt wie eine Kugel durch die Luft fliegen . . . dann ein kurzer Aufſchrei, und der Radſchah brach unter dem gewaltigen Sprung der Tigerkatze zuſammen, während zugleich ſein Jagdmeſſer, das er wie inſtinktiv zur Abwehr ausgeſtreckt hatte, über das Gras rollte.

Chadreux umfaßte mit einem ſchnellen Blick die ganze Lage. Die beiden Büchſenſpanner waren mit einem angſtvollen Hilferuf ſcheu zurückgewichen, er ſelbſt konnte, obwohl er bereits wieder ein geladenes Gewehr eingetauſcht hatte, nicht ſchießen, da der Fürſt und der Tiger wie zu einem unentwirrbaren Klumpen zuſammengeballt ſchienen. Glücklicher Weiſe hatte der Radſchah ſo viel Geiſtesgegenwart behalten, den Hals des Thieres mit beiden Fäuſten zu umklammern, und ließ nicht los, obgleich ſein linker Arm, von den Krallen der Beſtie zerfleiſcht, bereits heftig blutete.

Aber jede Sekunde Zögern mußte dem Fürſten den Tod bringen — es galt ſofortiges Handeln. Und der franzöſiſche Edelmann war nicht der Mann, die eigene Gefahr zu ſcheuen. Das Jagdmeſſer des Radſchah aufraffend, warf er ſich entſchloſſen auf die Tigerkatze und ſtieß ihr den kurzen, aber feſten Dolch zweimal zwiſchen der dritten und vierten Rippe in den Leib, daß das Blut ſofort in hellleuchtendem Bogen aus der klaffenden Wunde emporſpritzte.

Digitized by Google

Die Verwundung ſchien das wüthende Thier indeſſen zunächſt nur zu reizen. Sich mit einem kurzen Brüllen aufrichtend, machte es Miene, ſich auf ſeinen neuen Gegner zu ſtürzen. Chadreux ließ ſich, den Sprung der Beſtie erwartend, auf ein Knie nieder, aber durch die Bewegung des Tigers war der Radſchah wenigſtens mit der rechten Hand frei geworden und hatte eine ſeiner Piſtolen aus dem Gürtel ziehen können. Faſt unmittelbar am Ohr des Thieres drückte er los, der Schuß mußte die Hirnſchale zerſchmettert haben, denn die Beſtie griff nur noch einmal laut brüllend mit den Vorderpranken in die Luft und fiel dann im Todeskampf zuckend zurück. Der ganze Kampf hatte kaum länger als eine Minute gewährt.

Chadreux beeilte ſich, dem Fürſten beizuſpringen und ihm zu helfen, ſich von der Laſt des halb auf ihm liegenden Tigers zu befreien. Der Radſchah richtete ſich ſchnell auf und ſchüttelte ſeine Glieder, als ob er probiren wolle, ob er noch in ihrem vollen Beſitz ſei. Er ſchien zwar zahlreiche, aber zum Glück keine einzige ſchwere Verwundung davongetragen zu haben, und der Graf konnte ihm und ſich ſelbſt aus vollem Herzen zu der glücklichen Beendigung des Abenteuers Glück wünſchen.

Lange blickte der Hindufürſt dem Franzoſen ſtumm in die Augen. Dann breitete er plötzlich ſeine blutenden Arme aus und zog ihn feſt an ſeine Bruſt. „Ich habe Dich als meinen Freund willkommen geheißen,“ rief er von tiefer Erregung überwältigt. „Geſtatte jetzt, daß ich Dich meinen Bruder nenne.“

Der Graf fühlte ſich durch die warme Hingabe, die

aufrichtigen Worte des Fürſten fortgeriſſen und erwiederte die Umarmung mit Herzlichkeit, obwohl er gleichzeitig betonte, daß das, was er gethan, kein Anderer in gleicher Lage unterlaſſen hätte. Der Fürſt lächelte und deutete mit einer verachtungsvollen Bewegung auf die beiden Soldaten der Gortſchura, die ſich jetzt zitternd, mit tiefgebeugtem Haupt wieder genaht hatten.

„Da, Liebling der Götter, ſieh dieſe Schurken, die ſich die Tapferſten meines Heeres nennen und zitternd davonſtieben, wenn eine Katze ſich hören läßt. Ihr ſollt es büßen, Ihr Elenden, daß Ihr Euren Herrn verlaſſen habt; Feiglinge, die Ihr nicht werth ſeid, dem niedrigſten Sudra die Fußſohlen zu küſſen. Ehe die Sonne ſinkt, wird die Strafe Euch ereilen: vom höchſten Thurm des Schloſſes werde ich Euch herabſtürzen laſſen, daß Eure Leiber in Stücke zerſchellen, Kinder und Kindeskinder ſollen Eure Namen noch mit Verachtung nennen, hunderttauſend Jahre ſollt Ihr in der Nareka*) ſchmachten, ehe die Wanderung Eurer Seele in dem niedrigſten aller niederen Thiere, im Wurm, beginnt!"

Die beiden Männer warfen ſich wehklagend auf die Erde und riefen abwechſelnd des Fürſten Gnade und des Grafen Fürſprache an. Chadreux empfand wirklich Mitleid mit ihnen und bat warm für eine Milderung ihrer Strafe. Aber der Radſchah ſchien zuerſt unerbittlich. „Was liegt an dem Leben zweier Feiglinge? Sind ſie nicht eine Schmach für mein ganzes Volk, eine Schande für mein

*) Hölle.

Heer?" rief er erregt, und erſt als der Graf eindringlicher wurde, gab er nach. „Weil es die erſte Bitte iſt, die Du an mich richteſt, will ich ſie Dir nicht abſchlagen, Bruder. Ihr elendes Leben ſei ihnen um Deinetwillen geſchenkt, aber acht Tage lang ſollen ſie, das Haupt mit Aſche beſtreut, durch die Straßen von Ghatastapana herumgeführt werden, dreimal täglich die Geißel des Peitſchenmeiſters koſten und dann in meine Bergwerke zu Slavatta wandern. Doppelte Schmach über ſie, daß ſie ſolch' Leben dem Tode vorziehen! — Und nun komm, mein Bruder, und laß uns meinen harrenden Getreuen, unter denen hoffentlich beſſere Männer als dieſe hier ſind, künden, was geſchehen iſt!"

Drittes Kapitel.

Die Gefangene Mehemed Ali's.

Dich lieb' ich, wie die Roſe ihren Strauch;
Dich lieb' ich, wie die Sonne ihren Schein;
Dich lieb' ich, weil Du biſt mein Lebenshauch —
Dich lieb' ich, weil Dich lieben iſt mein Sein.

Rückert, Liebesfrühling.

Am Abend deſſelben Tages, an welchem die Geiſtesgegenwart des Grafen den Radſchah aus ſchwerer Lebensgefahr errettet hatte, ſandte der Fürſt nach der Chadreux angewieſenen Wohnung und ließ ihn bitten, trotz der vorgerückten Stunde ihm noch ſeinen Beſuch zu ſchenken. Der Offizier beeilte ſich ſelbſtverſtändlich, dieſem Wunſche, der ihm ja faſt ein Befehl ſein mußte, Folge zu leiſten, er

war aber erſtaunt, daß der Fürſt ihn nicht wie ſonſt in der großen Staatshalle empfing. Der Leibdiener des Radſchah geleitete ihn vielmehr durch die lange Reihe der goldſtrotzenden Gemächer ſchnell hindurch und blieb endlich vor einem dichten, in ſchweren Falten niederrauſchenden Vorhang ſtehen, den er mit demüthig gebeugtem Haupt leicht lüftete.

Chadreux war überraſcht, als er eintrat. Ganz im Gegenſatz zu den glänzenden Sälen, zu den marmorſchimmernden Prunkzimmern, die er ſoeben durchſchritten hatte, ſah er hier plötzlich das Innere einer dürftigen Hütte. Die Wände waren ſchmucklos, nur roh abgeputzt, der Fußboden ſchien aus unbehauenen Steinen gepflaſtert, einige Binſenmatten bedeckten ihn zum Theil, nur ein hochgepolſtertes Kiſſen lag wie ein Fremdling inmitten der ärmlichen Stube. In einer Ecke war aus rohen Steinen ein herdähnlicher Hausaltar aufgerichtet, auf dem eine ſtarke Flamme emporloderte, ein kleines Tiſchchen mit verſchiedenen Schalen, wie man ſie in jeder indiſchen Haushaltung findet, ſtand daneben. Am Altar kauerte ein Mann in der einfachſten Fakirtracht, ein gelbes Tuch war um ſeine Lenden geſchlungen, ein zweites deckte kaum die kräftigen edlen Formen des Oberkörpers, auf der Stirne zeichnete ſich ſcharf abgegrenzt die Tiloka der Waiſchnavas ab. Bei dem zitternden Schein der Herdflamme, welche die einzige Beleuchtung des Gemachs bildete, konnte Chadreux nicht ſofort die Geſichtszüge des Mannes unterſcheiden.

Derſelbe ließ ſich auch nicht ſtören. Er nahm bald aus der einen Schale einige Körner Reis und warf ſie in die Flamme, bald aus der nächſten eine ſtarkduftende weiße

Roſe, um ſie mit zuerſt leiſe gemurmeltem, dann allmählig anſchwellendem Weihſpruch verkohlen zu laſſen.

„O Wiſchnu, der Du den Armen das Leben erhältſt, ich bringe Dir Opfer, Reis und Blüthen dar — erbarme Dich meiner!“ hörte Chadreux. „Steige herab von Deinem goldenen Thron zu uns Sterblichen und habe Gefallen an unſeren Werken. Sandelholz verbrenne ich Dir zu Ehren, Salz und Ledge,*) mögen ſie Dir genehm ſein und Dich verſöhnen. Gib Du, großer Gott von Seringham, uns den Abglanz Deiner ewig leuchtenden Augen und aus ihnen auch meinem Wollen Gelingen!“

Als die letzten Worte verklungen waren, richtete der Betende ſich auf und wandte ſich um. Erſt jetzt erkannte Chadreux, daß es wirklich der Radſchah war — der Radſchah, der ſeine glänzenden Prunkgewänder abgelegt hatte und in dürftigſter Büßerkleidung, jenen Asketen gleich, die Almoſen heiſchend und ſich kaſteiend von Dorf zu Dorf wandern, vor ihm ſtand.

„Verzeihe, Bruder, daß ich Dich warten ließ. Du trafſt mich in der heiligen Stunde, mein Puja**) vollendend. Sei mir jetzt doppelt gegrüßt,“ ſagte der Fürſt. „Es drängt mein Herz, Dich noch heute tief in mein Inneres ſchauen zu laſſen. Ich will vor dem Freunde, der mir das Leben rettete, keine Geheimniſſe haben. Daß ich Dich bat, hierher zu kommen, nimm zum Zeichen, daß dem wirklich ſo iſt.“

---

*) Süßigkeiten.
**) Gebetopfer.

Digitized by Google

Er deutete auf das Kissen und kauerte sich selbst, die Beine ineinander schlagend, auf einer Matte dicht neben derselben nieder. Chadreux zögerte, den Sitz einzunehmen, aber der Fürst zog ihn mit liebenswürdiger Gewalt herab lächelte über seine höfliche Weigerung.

„Ich bin hier nicht der Radschah — ich bin nichts als der Diener Wischnu's, ein armer Fakir, der sich doppelt glücklich schätzen muß, wenn Du ihm gestattest, Dich Freund und Bruder zu nennen," begann er dann, und seine Stimme hatte jenen sanften Wohlklang, den das Organ der Hindus vor allen Völkerstämmen auszeichnet. So wenig der europäische Geschmack sich mit dem befreunden kann, was sie als Musik verehren und schätzen, so ansprechend ist, besonders sobald ihr Gemüth erregt wird, der Tonfall ihrer Rede. Ohne je singend zu werden, klingt sie doch fast wie Gesang, sie mahnt an die süßen Lieder der indischen Nachtigall und ermüdet, aller Modulationen fähig, den Hörer niemals.

„Sieh, mein Bruder," fuhr der Radschah fort, „ich habe Dich lieb gewonnen fast in dem ersten Moment, da mein Auge sich in das Deine tauchte. Ich las tief in Deiner Seele und sah, daß sie gut und rein ist, treu und anhänglich. Du bist ohne Falsch — so ganz, ganz anders, als jener Offizier, der damals an der Pagode mit Dir war. Doch jetzt nichts von ihm, ich spreche Dir später noch von dem Manne, der, dessen bin ich sicher, unter dem Ehrenkleid Eures großen Königs ein elendes Herz birgt."

Chadreux wollte widersprechen, ihm war, als könne er die Beleidigung seines Kameraden nicht dulden, aber der

Radſchah winkte abwehrend mit der Hand. „Zürne mir nicht. Ich weiß, was ich ſage, und die Stunde wird kommen, wo Du mir Recht gibſt, Bruder. Es gibt der Schlechtigkeiten mehr auf der Erde, als Sandkörner am Meeresſtrand, ich habe es erfahren von Jugend auf; Lug und Trug regiert die Menſchenherzen, und die Sünde erzeugt ohne Aufhören neue Sünden. — Laß Dir erzählen, was meine Bruſt erſchüttert und aus dem heiteren Jüngling den ernſten Mann gemacht hat, der heute nur noch nach Kampf und Vergeltung lechzt — es wird mir wohlthun, meine Seele in die Deine ausſchütten zu können. Weiß ich doch, meine Geheimniſſe werden auch die Deinen ſein.“

Chabreux verbeugte ſich ſtumm und erwartungsvoll hing ſein Auge am Munde des Radſchah.

„Ich hatte den Kreislauf eines Jahrzehnts vollendet,“ fuhr dieſer fort, „als mein Vater mich mit Dolarie, der Tochter des Fürſten von Conjeveram, verlobte. Ja, ich erinnere mich noch recht wohl des ſchönen Tages, an dem der Donner aller Kanonen von Ghatastapana das hohe Ehrenfeſt des zukünftigen Herrſchers begrüßte — des Tages, an dem der Fürſt uns zum Zeichen ſeiner Einwilligung den Sälzier, überreiche Geſchenke für mich und die Meinen, überſandte. Da gab es in Ghatastapana kein Auge, das nicht vor Freude trunken geweſen wäre, keinen Armen, den mein Vater nicht neu gekleidet und reich beſchenkt hätte.

(Fortſetzung folgt.)

Verdächtigt.

Novelle

von

L. Haidheim.

1. (Nachdruck verboten.)

Sie waren zurückgekommen — nach zwölf Jahren! Die Leute konnten sich nicht genug darüber wundern, fragten einander, ob Fräulein Claudine wohl ledig geblieben wäre wegen der Liebesgeschichte mit dem Herrn v. Dornow, und was der nun wohl sagen würde, und blieben neugierig bei den Arbeitern stehen, welche den hochbepackten Möbelwagen abluden und dann die einzelnen Stücke über den düsteren, grasbewachsenen Hof in das nicht allzu große, aber herrschaftliche Haus trugen, in welchem Mutter und Tochter nun wieder wohnen wollten.

Der Nachbar Specht, der Drellweber und Kanarienvogelzüchter, war immer mitten dazwischen; sein Vogelgesicht, aus dem die lange Nase wie ein Schnabel hervorragte, verrieth seine gutmüthige Neugierde in jedem Zuge, und mit seinen kleinen Beinchen hüpfte er zwischen den umherstehenden Kisten und Strohhaufen umher, als hätte er diese Fortbewegungsmethode von seinen singenden und zwitschernden Zöglingen gelernt.

Digitized by Google

„Ja, Specht, man kann ſich gar nicht vorſtellen, daß wir ſo viele Jahre älter geworden ſind," ſagte Mertens, der Kutſcher des Landraths, im Vorbeigehen.

„Was mögen ſie blos hier wollen, die beiden Damen? Haben's doch in der großen Stadt ſchöner gehabt, wie hier?" fragte das Dienſtmädchen der Frau Kommerzienrath Windhaus und ſetzte dann mit einem gewiſſen Stolz hinzu: „Frau Kommerzienräthin iſt 'ne Jugendfreundin vom gnädigen Fräulein."

Der kleine Specht rieb ſich bei ſolchen Anſprachen jedesmal mit geheimnißvollen Mienen die Hände und ärgerte ſich nach und nach gründlich, daß er nicht mehr wußte, als alle dieſe Andern auch.

Warum hatte Gahrmann, der einſtige Gärtner des vor fünfzehn Jahren verſtorbenen Oberſten v. Friemar, der von deſſen Wittwe beſtellte Hüter des Anweſens, ihm kein Wort geſagt von den Abſichten der Damen, nach Tanna zurückzukommen? Der alte Heimtücker!

Nachdem neulich der Rittmeiſter v. Kooſeck mit der ganzen hier garniſonirenden Dragonerſchwadron abgezogen und die Wohnung ſo miethfrei geworden war, hatte Gahrmann den Kopf hängen laſſen, weil es ſo langweilig ſei allein in dem großen Hauſe, und plötzlich ging er wieder vergnügt umher, ließ den Tapezierer kommen und den Maler, und erzählte, es habe ſich ein neuer Miether gefunden.

Und geſtern Abend ſpät langte der große Möbelwagen an; heute um die Mittagszeit aber erſchien Gahrmann in ſeinem Sonntagsſtaat mit der beſten Miethskutſche, die in

Digitized by Google

Tanna aufzutreiben war, auf dem Bahnhof, und als dann der Zug anlangte, ſtand er, vor Freude und Unbeholfenheit noch röther als ſonſt, neben einem herbeigerufenen Dienſtmann bereit, und die Beiden trugen eine äußerſt zart ausſehende, gelähmte, ältere Dame in den Wagen, während eine ſchlanke jüngere folgte, und eine mitgekommene Dienerin allerlei Kiſſen und kleines Handgepäck in das Gefährt legte.

Die ganze kleine Stadt mußten die Damen durchfahren bis zu ihrem Eigenthum, und Claudine, der dreißigjährigen dunkeläugigen Tochter, ſchienen die Häuſer kleiner, die Straßen ſchmaler geworden, und als liege auf Allem die Jahre lange Staubſchicht des Vergeſſenſeins.

Als Gahrmann dann ſpäter, nachdem für die Oberſtin eine Kammer nothdürftig zurecht gemacht und ſie ſofort in's Bett gebracht worden war, mit ſeiner Frau zuſammen ſaß, die ſich für Fräulein v. Friemar als eine reſolute verſtändige Hilfe erwieſen hatte, ſprachen ſie Beide über die Damen.

„Solch' ein Geſicht wie Fräulein Claudinens, wird mit den Jahren immer ſchöner," behauptete Gahrmann.

„Na, das muß man ſagen! Hier ſind ſie weggezogen, als damals die Geſchichte mit Herrn v. Dornow paſſirte, und die gnädige Frau dachte wohl, hier kriegte Fräulein Claudine doch keinen Mann mehr, denn ſo etwas hängt einem Mädchen immer nach! Und jetzt nach zwölf Jahren ſoll ſie hübſcher ſein, als damals? Iſt ihr Lebtag keine Schönheit geweſen, aber ein liebes, herziges Ding war ſie, und lieb und herzig iſt ſie jetzt auch; das ſag' ich, weil's wahr iſt. Du haſt, ſo alt Du auch biſt, immer noch ein

Digitized by Google

Herz von Zunder; das glimmt gleich und merkt ſelbſt nicht, daß ein alter Narr hineinbläst.“

„Faſſ'! Faſſ'!“ hetzte der Gatte lachend.

„Ja, lache Du nur! Wer weiß, was ſie vorhaben! Mit unſerer billigen Pacht für den Garten iſt es nun auch wahrſcheinlich aus! Das Mädchen, die Luiſe, ſagte mir, die Damen hätten Verluſte gehabt, und darum und weil hier für das Haus kein Miether ſich fand, ſeien ſie wieder hierher gezogen. Die Luiſe war nicht allzu froh darüber, that ſo gering über die kleine, erbärmliche Stadt! Ich ſagte ihr aber: Warten Sie's nur ab, Jungfer, in ſo einer kleinen Stadt kommen die Mädchen leichter unter die Haube, als in einer großen, und ſo eine feine, gebildete am erſten.“

Gahrmann lachte. Er hatte ſein Alltagszeug ſchon wieder angezogen und eilig ein paar Züge aus ſeiner kurzen Pfeife gethan, während ſeine Frau, keinen Augenblick müßig mit Zunge und Händen, die Schüſſeln in die Küche trug. Dann band auch ſie ſich ihre große Arbeitsſchürze vor, und Mann und Frau begaben ſich an das Aufſtellen der Möbel unter der Aufſicht und nach den Anordnungen des Fräuleins v. Friemar.

Mit den ſtillen dunklen Augen blickte Claudine immer öfter um ſich, je mehr ſich die Zimmer mit den Möbeln füllten. Viele davon hatten einſt an demſelben Platze geſtanden, neue hübſche Sachen waren, mit Vorſicht gewählt, dazu gekommen, jetzt wurde ſie ſelbſt freudig überraſcht, die Anfänge zu einem traulichen Heim viel anſprechender zu finden, als ſie gehofft.

Digitized by Google

Ueber ihr dunkles Kleid eine große weiße Schürze, und über das tiefbraune Haar ein blaues kleines Seidentuch gebunden, sah sie emsig schaffend doch immer wie eine Dame aus. Jede ihrer Bewegungen verrieth eine seltene Anmuth, und diese unbewußte Anmuth war der große Reiz, der das Mädchen so anziehend machte trotz ihrer dreißig Jahre, denn „es lag Herz und Seele darin", wie einer von Claudinens Verehrern sich einst geäußert.

Drei Tage gingen unter diesem Einräumen hin. Der Tapezierer hing Thür- und Fenstervorhänge auf, und wenn er auch oft heimlich in Verzweiflung gerieth über die Anforderungen des gnädigen Fräuleins, mit welchen sein Wissen und Können wenig im Einklang sich befand, so zeigte diese ihm allemal mit solchem Geschick und ermuthigendem Lächeln, wie sie es meinte, daß er ihr keine größere Schmeichelei in seiner Dankbarkeit zu sagen wußte, als: „Sie wären ein Tapezierer geworden, wie er im Buch steht, gnädiges Fräulein!"

Ab und zu kam bei der gemeinsamen Arbeit das Gespräch auf die Stadt und die Leute darin, und Frau Gahrmann, oder der Tapezierer und Tischler erzählten Dies und Jenes, woraus Claudine erfuhr, daß die meisten ihrer einstigen Bekannten fortgezogen waren.

Nichts an ihr verrieth, daß sie heimlich auf einen Namen wartete, vor dessen Nennung sie doch wieder eine gewisse Furcht hatte; aber dieser Name kam niemals. Frau Gahrmann würde sich nie verziehen haben, wenn es geschehen wäre, und darum rief sie sich heimlich einen nach dem andern von den Arbeitern und Handwerkern bei

Seite und ſagte: „Sprecht, wovon Ihr wollt, aber nicht vom Herrn v. Dornow, der iſt damals Fräulein Claudinens Bräutigam geweſen, und wegen dem ſind ſie hier weggezogen.“

Und dann ging ſie hurtiger als zuvor wieder an das Abreiben der Möbeln und war bald hier, bald da, glückſelig, als das gnädige Fräulein ſie einmal ihre rechte Hand nannte.

Auch Gahrmann hatte es beim Aufhängen der Spiegel und Bilder für ſeine Pflicht gehalten, ein warnendes Wörtchen zum Tapezierer zu ſagen: „Sie waren heimlich verlobt, die Frau Oberſtin wußte es freilich, aber die hatte nur ihren bitteren Aerger darüber, denn er hatte nichts, und ſie, ſo lange die Mutter lebte, auch nichts; und die Frau Oberſtin wollte höher mit ihr hinaus, und hatte dazu auch gute Ausſicht, denn der Freiherr v. Nettelrode wollte das Fräulein. Und ſehen Sie — das war der Grund — ſeine Armuth, die ihn verleitet haben ſollte —“

Der Tapezierer nickte verſtändnißvoll.

„Sie kann Einen doch recht dauern! Und wenn ſie ihn nun wieder ſieht! Er hat doch dieſe zwölf Jahre die herzogliche Kaſſe ſo treu verwaltet —“

„Und ein fixer Menſch iſt er, trotz ſeiner grauen Haare!“ war der Tiſchler herzu getreten. „Wenn er nur gewollt hätte, den nähme jetzt Jede, und da iſt auch gar keine Stimme mehr gegen ihn, ſie ſagen jetzt Alle, er ſei damals unſchuldig verdächtigt worden.“

„Unſchuldig oder nicht, er hat vor's Schwurgericht zu [illegible]ßt,“ ſagte Gahrmann.

„Und in Untersuchungshaft; und freigesprochen ist er ja dann doch. Aber Gefängniß ist Gefängniß, und wer einmal darin gesessen hat —"

Da trat Claudine in das Zimmer und die Drei stoben hastig auseinander.

Claudine stutzte; sprachen sie nicht vom Gefängniß?

Hastig wandte sie sich zurück, und dann stand sie auf dem „Thron" im Fenster des vorspringenden Ausbaues, von dem aus sie die ganze lange Straße bis zum Markte hinauf und nach der anderen Seite die Chaussee hinab bis zur Elsemühle sehen konnte, denn das Friemar'sche Besitzthum war das vorletzte der Stadt.

Das Nachbarhaus bewohnte der Bürgermeister, ein lediger Herr und überaus lustiger Lebemann. Gegenüber befand sich nur ein Garten, über dessen niedrige Mauer Claudine in ein Gewirr herbstlich bunt gefärbter Baumwipfel sah.

Aber in diesem Augenblicke gewahrte sie nichts von dem Allen. Aufgescheucht und erschreckt flatterten ihre Gedanken durcheinander.

Sie hatte gemeint, als sie und die Mutter, der Noth gehorchend, sich entschlossen, nach Tanna in ihr Eigenthum zurückzukehren, jene Gefühle, die sie einst an Dornow gefesselt, seien seit Jahren todt, und sie werde den einst mit der Liebe einer Achtzehnjährigen geliebten Mann wieder sehen wie einen Fremden.

Das Unglück, welches sie damals schied, die Mutter nannte es von Anfang an und seither immer mit gleicher Schärfe „seine Unredlichkeit", hatte ihm selbst die Feder

Digitized by Google

in die Hand gedrückt zu jenem Scheidebriefe, den er Claudine vom Gefängniß aus geschrieben. Ach, und die Mutter, deren schönste Hoffnungen Claudinens unverzeihliche Thorheit zerstört, war damals so bitter und herb mit der Tochter gewesen, daß das eingeschüchterte junge Mädchen willenlos sich Allem unterwarf, was die Strenge, die Beleidigte anordnete.

So zogen sie damals fort, zwei Tage, nachdem der Angeklagte „wegen Mangels an Beweisen" freigesprochen worden war, und der für seinen Jugendfreund empörte Herzog ihm das verantwortliche Amt eines Verwalters seiner Domänenkasse anvertraut hatte.

Dornow nahm, so erfuhren Claudine und die Mutter später aus den Briefen der Freundinnen der Letzteren, jenes Amt dankbar an, zog sich aber von allem Verkehr zurück und sah auch seinen herzoglichen Gönner, den einzigen treuen Freund, der ihm in seiner Noth geblieben war, und der eine Meile von Tanna auf Schloß Laßheim residirte, nur dienstlich.

Ob das später anders geworden, wußte Claudine nicht, denn seit Jahren schon war jener Briefwechsel infolge der Lähmung der Oberstin und wohl auch der angenehmen neueren Beziehungen eingeschlafen.

Das Alles ging an dem Geiste der Tochter vorüber, als sie dort am offenen Fenster stand und erschreckt und verwirrt die Worte der Handwerker überdachte. Es war ein außerordentlich lieblicher Herbsttag, so schön, wie ihn goldene Sonne, blauer Himmel und buntfarbiger Bergwald, der die kleine Stadt umgibt, nur machen können.

Digitized by Google

Ganz in ihr Sinnen verloren, ließ sie ihre Blicke auf der öden, menschenleeren Straße ruhen.

Wie würde ihr erstes Wiedersehen mit Dornow sein? Konnte sie ihm hier so ausweichen, wie sie drüben in der großen Stadt, die Verhältnisse in Tanna vergessend, gemeint?

Vor dem Hause fegte Gahrmann's Lehrbursche das Stroh zusammen, der Möbelwagen war fort; bald konnten Hof und Haus in Ordnung sein.

Und dann kam die Ruhe. Und wie todt würde diese Ruhe sein! Wie war es möglich, daß sie daran nicht ernstlicher gedacht?

Der fegende Junge riß höflich seine Mütze ab. Unwillkürlich folgte Claudine der Richtung seiner Augen. Ein Herr schritt auf dem Fußsteig drüben an der Gartenmauer hin; er faßte leicht nach seinem kleinen Jagdhut, den Gruß des Jungen erwiedernd. Er trug eine Lodenjoppe, hohe Stiefel, und an seiner Jagdtasche einen Hasen und Hühner. Sein Hund lief gehorsam hinter ihm her.

Das Alles hatte sie mit einem einzigen Blick genau gesehen, der nächste heftete sich viel fester und fragender auf das wettergebräunte, gesund gefärbte Gesicht. Diese Züge, schärfer und ausgearbeiteter als sonst, kannte sie, aber das graue Haar, und dann — wie breit und mächtig war die Gestalt geworden?

Der Herr, sie bemerkend, stutzte. Ein scharfer Blick flog nach ihr herüber, seine Hand hob sich, wie um zu grüßen, und sie — sie fuhr zurück bis mitten in die Stube hinein, und dann war sie doch sofort wieder am Fenster und hätte

Digitized by Google

viel darum gegeben, wenn sie seinen Gruß noch hätte erwiedern können. Aber nun war er schon drei Häuser weiter, und ihr war, als schritte er gebückter dahin als vorher.

Das war also ihr erstes Wiedersehen! Ehe sie es geahnt, schon vorüber! Und was mochte er jetzt denken? Wie feindselig mußte sie ihm erscheinen!

„Das wollte ich nicht! Das wollte ich nicht!“ hätte sie aufschreien mögen.

Vergebens blickte sie ihm nach. Er war schon verschwunden.

Still und bedrückt that sie die nächsten Stunden ihre Arbeit, und nun war Alles fertig, die ganze Wohnung sah aus wie ein Schmuckkästchen.

Wie die Mutter sich freuen würde!

Claudine ging mit Luise, dieselbe zu holen; die Handwerker waren abgelohnt und fortgeschickt. Auf dem Tische im Ausbau, zwischen den beiden Sesseln für Mutter und Tochter, stand der Kaffee; der mit gestickter Decke geschmückte Nähtisch der Tochter, das Strickkörbchen der Mutter auf seinem zierlichen vergoldeten Korbgestell neben dem Platze einer Jeden.

Die von Tochter und Dienerin gestützte alte Dame schwankte mühsam durch die freundlichen Zimmer. Ihre strengen Züge trugen heute einen milden, beinahe gerührten Ausdruck; in ihren großen schwarzen Augen, die ihr im Verein mit der stark gebogenen Nase etwas Eulenartiges gaben, lag Dankbarkeit für die Tochter und Freude an dem traulichen alten Heim.

„Wie hübsch Du Alles gemacht hast! Und es ist ganz

Digitized by Google

wie früher. Das ist mir lieb!“ sagte sie anerkennend. Dann, als sie in ihrem kissenbelegten Stuhl bequem saß, das Bänkchen unter den kranken Füßen, lehnte sie sich hochbefriedigt zurück und wiederholte: „Alles wie sonst! Mir ist, als wären wir nur ein Weilchen verreist gewesen!“

„Und doch sind es zwölf Jahre!“ Die Tochter sagte es lächelnd und dachte dabei an sich selbst mit keinem Gedanken.

Anders nahm es die Mutter auf. Ueber ihr eben noch so freundliches Gesicht flog ein Schatten und ihr Blick heftete sich auf der Tochter Gesicht.

Zwölf Jahre! Freilich! Claudinens Aussehen erzählte davon.

Eine tiefe Gluth flog über deren Antlitz; es war, als schimmerte es plötzlich feucht in ihren Augen. Aber sie sprang auf, holte der Mutter ein Kissen herbei, um sie noch bequemer sich anlehnen zu lassen und scherzte: „Ja, wir sind nicht jünger geworden, Mutterchen! Das Beste ist aber, wir haben das Altwerden gar nicht gemerkt, und wenn ich's nicht zu gewiß wüßte, meinem Herzen glaubt' ich es nicht. Tanna hat sich auch nicht verändert, mir kommt es vor, als ob die Stadt und wir die ganze Zeit geschlafen hätten.“

„Wir bringen es wahrscheinlich den Leuten hier erst zum Bewußtsein, daß auch sie älter geworden sind,“ sagte die Oberstin mit jenem herben Ton, der Claudine jedesmal weh that, wenn sie ihn auch mit der Mutter Krankheit entschuldigte.

Diese nahm ihre Strickarbeit.

„Wie ſtill die Straßen ſind!“ begann ſie nach einer Weile.

„Aber Sonntags,“ ermuthigte die Tochter, „pilgert hier Alles vorüber, hinaus nach dem Wald, Mütterchen, und Mittags und Abends iſt es auch dieſe Tage lebhafter geweſen; ich glaube, die Leute machen ſich hier noch immer ſo viele Beſuche, wie früher, die Vornehmeren gehen auch Nachmittags noch immer zum Forſthofe, die Schulkinder und Marktleute ſind auch da; es ſcheint nur gerade jetzt ſo ſtill, und wenn es ſo herrliches Wetter bleibt, nehmen wir einen Wagen und ſehen uns morgen die Umgegend an. Was meinſt Du?“

Die Obriſtin nickte zuſtimmend, aber Claudine entdeckte abermals in ihren Augen dieſen mürriſchen, ihr Ausſehen kritiſirenden Blick.

So hatte die Mutter ſie früher niemals angeſehen.

Es fiel ihr ein, daß ſie verblüht ſei. Der Gedanke war ihr wohl ſchon öfter einmal gekommen, aber da ſie nicht daran dachte, Anſprüche auf Jugendlichkeit zu erheben, war er vorüber gezogen, ohne ſie zu betrüben.

Jetzt, in dieſem Augenblick fragte ſie ſich: Was würde Dornow denken von ihrem Ausſehen?

Er, der ſchöner und ſtattlicher geworden, trotz ſeiner grauen Haare, fand ſie verblüht wieder!

„Weißt Du, Claudine, wer hier jetzt Landrath iſt?“ unterbrach ihre Mutter dieſen Gedankengang.

Sie blickte auf, immer bereit, dieſelbe zu unterhalten.

„Ich dachte noch gar nicht daran, zu fragen. Wohl ein Bekannter? Wer denn, Mama?“

Digitized by Google

„Der Rittmeiſter Nauentien, Claudine! Dein Verehrer aus Wildbad."

Wie froh der Ton klang! Claudine, die ſeit ſo vielen Jahren nur für die Mutter lebte, las jeden Gedanken aus ihren Augen, hörte ihn aus ihrer Stimme.

Das war wieder dieſelbe Hoffnung, welche voriges Jahr in Wildbad die Mutter ſo heiter geſtimmt; ſie, die nie daran gedacht zu haben ſchien, daß die ihr unentbehrliche Tochter auch eigene Wünſche des Herzens haben könnte.

Claudine war von Neuem erröthet. „Nauentien! An ihn hätte ich zuletzt gedacht!" ſagte ſie mit ſinkender Stimme.

„Aber er ſehnte ſich ſchon damals ſo nach einer Landrathsſtelle. Und wie ſonderbar, daß wir ihn hier wieder treffen!" gab die Mutter zurück.

Claudine ſchwieg und ſah eifrig auf ihre Handarbeit.

„Weißt Du, Claudine, es iſt das ſehr angenehm für uns. Hoffentlich bewahrte er uns die Anhänglichkeit, die, wenn Du ihn nur ein wenig ermuthigt hätteſt, mehr werden konnte. Für zwei ſchutzloſe Frauen iſt ſolch' ein in der kleinen Stadt gewiß einflußreicher Mann von großem Werth, und wenn Du bedenkſt, Claudine, daß die Zeit der Blüthe für Dich vorbei iſt —"

Luiſe trat ein und brachte eine Viſitenkarte.

„Frau Kommerzienrath Windhaus, geb. Röhrig."

„Lucie Röhrig! Wie reizend von Dir, uns gleich zu beſuchen!" rief, der eintretenden Dame entgegen eilend, Claudine mit großer Herzlichkeit.

Der Beſuch machte ihr Freude, noch mehr die Ablenkung von dem ihr peinlichen Geſpräch mit der Mutter.

Digitized by Google

Auch die Oberſtin empfing Claudinens Jugendfreundin ſehr freundlich.

„Wir dachten eben darüber nach, wen wir wiederfinden würden von unſeren alten Freunden," ſagte ſie, der hübſchen jungen Frau die Hand drückend.

„Und da haben Sie hoffentlich mich nicht vergeſſen, gnädige Frau! Ach, ich vergeſſe nie die Güte, mit welcher Sie mich mit zu den Bällen im Offizierskaſino führten! Ach, die herrliche Jugendzeit! Weißt Du noch, Claudine, wie ich für den reizenden Nettelrode ſchwärmte? Er hat ſpäter die Comteſſe Söbern geheirathet, und ich meinen guten dicken Mann, der mir Alles zu Liebe thut, was er mir an den Augen abſehen kann. Aber weißt Du denn ſchon, daß hier ein großer Verehrer von Dir lebt? Unſer neuer Landrath! Ein liebenswürdiger Herr, und malen Sie ſich die Scene aus, gnädige Frau, wir hatten ihn gleich zuerſt zum Abendeſſen bei uns, und nach dem Eſſen haben er und Dornow ſich zuſammengeſetzt und nur von Claudine geſchwärmt."

Die Oberſtin machte eine heftig ablehnende Handbewegung, die junge Frau ſchien aber wenig gewohnt, Rückſichten zu nehmen, ſondern fuhr lachend und Claudine neckiſch anſehend fort: „Denken Sie ſich mein Intereſſe an der Unterhaltung! Der Landrath ahnte noch nichts von Dornow's einſtigen Beziehungen, man ſprach davon, daß Ihr Haus hier leer ſtehe, ſeit das Militär fort iſt, und darauf hin erzählte er, daß er Sie Beide in Wildbad getroffen. Dornow hörte mit glühenden Augen zu und fragte —"

Abermals machte die Oberſtin dieſe ablehnende Hand-

bewegung, aber dieſelbe fiel weniger energiſch aus, denn ſie hörte doch gern, daß Nauentien von Claudine geſprochen. Jetzt verſtand die Kommerzienräthin indeß ihre Meinung, ohne ſich ſonderlich dadurch beirren zu laſſen.

„Ja, der arme Dornow! Er iſt wirklich zu bedauern, kein Menſch glaubt noch an ſeine Schuld.“

„Und doch lag der Verdacht erdrückend auf ihm, und er wurde nur freigeſprochen wegen Mangels an Beweiſen,“ unterbrach die Oberſtin die Sprechende ſchroff.

Jetzt merkte dieſe denn doch endlich, daß ſie ein verletzendes Thema berührt.

„Ach, liebſte gnädige Frau, verzeihen Sie mir!“ bat ſie ſofort lebhaft. „Bedenken Sie nur, daß wir hier Alle mit Herrn v. Dornow gelebt haben, daß uns die ganze Sache eine alte abgethane Geſchichte iſt.“

„Seit wann iſt denn der neue Landrath hier?“ lenkte die Oberſtin ab.

„Seit ſieben Monaten etwa. Natürlich wollte ihn gleich alle Welt verheirathen, aber er ließ ſich in den Hageſtolzen-Club aufnehmen, dem unſer Bürgermeiſter präſidirt; mein Mann und die anderen verheiratheten Herren gehen auch hin und heißen die ‚verlorenen Söhne‘, müſſen mehr Beitrag bezahlen, als die ledigen Herren, und uns Frauen iſt der ganze Club ein Greuel, denn ſie ſind da allemal luſtig bis zum Uebermuth, und Dornow iſt der Witzigſte. Ach, Verzeihung! Claudine, nimm es nur nicht übel! Aber weißt Du, es iſt wirklich ſo, wie ich ſage.“

„Nichts nehm' ich Dir übel, Lucie! Ich bin Dir dankbar, daß Du gleich Deine treue Freundſchaft zeigſt, und

ich bitte, komme recht oft, denn sieh, ich kann Mama nicht gut länger verlassen," antwortete diese der Aufbrechenden mit ihrer sanften Stimme.

„Was für schöne stille Augen Du hast!" rief die junge Frau noch im Gehen.

„Welche Plaudertasche sie ist!" war das Urtheil der Oberstin. Ein viel glimpflicheres, als Claudine erwartet.

Frau Gahrmann kam, um allerlei häusliche Dinge zu besprechen.

„Geh' Du unterdeß spazieren, Claudine, Du mußt mehr für Dich thun, und es ist noch so schön draußen," mahnte die Mutter.

Noch nie hatte sie davon gesprochen, daß Claudine für sich selbst etwas thun solle.

Diese ging gern. Sie sehnte sich auch mehr nach einem Alleinsein, als sonst jemals; es fiel ihr diese Veränderung ebenso auf, wie die in der Mutter Fürsorge für sie.

Während die Oberstin allerlei Küchenfragen mit Frau Gahrmann beredete, schritt Claudine in ihrem schlichten, aber großstädtisch eleganten Anzuge vom Hofe auf die Straße hinaus. Goldene Abendsonne lag noch auf den nahen Bergen; dahin, wenn auch nur nach der ersten Anhöhe, zog es sie.

An der Elsemühle vorüberkommend, sah sie die Müllersfrau die spielenden Kinder zum Abendbrod hereinrufen. Dieselbe blickte sie neugierig an, dann blieben sie Beide, sich erkennend, vor einander stehen.

„Hannchen Wiesner? Du bist jetzt die Frau Müllerin?"

„Gnädiges Fräulein, sind Sie's denn wirklich? Ach, mein Gott, wie man doch älter wird!"

Digitized by Google

Das klang Alles zu gleicher Zeit. Claudine dachte, wie hübsch die blühende Frau aussehe, dieses naive Bedauern, welches Jene in ihrer Bauernart für sie hatte, traf sie wie ein Stich in's Herz.

Sah es die Müllerin? Sie nahm zuthunlich und bescheiden Claudinens Hand und sagte warm: „Aber die Augen und die Stimme sind noch ganz wie früher! Gnädiges Fräulein haben auch viel Leid erlebt zu Zeiten, wo die Anderen noch nichts von der Welt gewahr wurden, als Lust und Vergnügen! Und was wird nun wohl der arme Herr v. Dornow sagen? Dem haben die Leute Unrecht gethan, gnädiges Fräulein. Zwölf Jahre hat er hier nun des Herzogs Kasse geführt, und so ehrlich! Und wenn Sie wüßten, wie er gejammert hat nach Ihnen! Einmal, es sind ja nun schon mehr als zehn Jahre, da traf er mich, und er wußte ja, daß ich auf Ihrem Hofe groß geworden war und mit Ihnen gespielt hatte. Und da wir einen Weg hatten, sprach er mich an und fragte, ob ich nichts von Ihnen gehört hätte. Mit keinem Menschen sonst redete er; erst in den letzten Jahren ist er wieder lustig geworden, zu lustig, sagen sie in der Stadt; aber das kommt, weil der Herr Bürgermeister sie Alle verführt, daß sie nicht heirathen sollen. Eine ordentliche Frau ließe sich das auch nicht gefallen. Meiner sollte mir kommen!"

Und nun fing die Müllerin an, ihren guten Mann zu loben, von ihrem Hausregiment zu sprechen, ihre Kinder mit stolzen Mutteraugen zu zeigen und dabei wieder zu erzählen, daß Herr v. Dornow heute auf der Jagd gewesen sei.

Offenbar hätte sie gern gefragt, wie Claudine sich jetzt

Digitized by Google

zu ihm ſtellen werde, aber dieſe hatte bei aller Freundlichkeit und herzlichen Theilnahme für die Geſpielin doch ein Weſen, welches neugierige Fragen verbot.

Endlich konnte Claudine weiter gehen. Sie that es in tiefen, ſchmerzlichen Gedanken, Alles um ſich her vergeſſend, und fand ſich erſt wieder, als ſie die Höhe erreicht, der ſie ganz unbewußt jetzt doch zugeſtrebt war.

Die Sonne ſtand ſchon unter dem Horizont, das Blau des Himmels ſpielte in ein außerordentlich zartes Grün, und auf dieſem Grunde zogen ſich goldrothe, roſa und lila gefärbte Wolkenſtreifen hin. Von den beiden Thürmen des Städtchens hallte die Betglocke; ſonſt tiefe Stille, nah und fern kein Menſch zu ſehen.

Man konnte ſich kein lieblicheres Bild des Friedens denken, und jetzt erſt bei dieſem Anblick wurde ihr bewußt, daß ſie ſich plötzlich ſo friedlos fühlte.

Auf einem Grabenrande ſitzend, ſtarrte ſie in den zauberiſch ſchönen Abendhimmel. Es war, als thäte er ſeine goldenen Pforten vor ihr auf, und doch fühlte ſie ſich nie unglücklicher und verlaſſener, als eben jetzt.

War ſie denn ſo viel eitler, als ſie bisher gewußt, daß ihr der Gedanke, verblüht zu ſein, ſo bitteren Schmerz bereitete? Hatte ſie nie zuvor bedacht, daß ihre Jugend vorüber war?

O doch! Aber da machte es ihr kein Herzweh, da nahm ſie es hin als eine Thatſache, die unabänderlich — natürlich iſt. Und heute? Was hätte ſie darum gegeben, wenn Hannchen Wiesner ihr entgegen gerufen: „O wie gut ſehen Sie aus! Sie haben ſich gar nicht verändert!“

Es kam Claudine v. Friemar nicht zum erſten Male die Erkenntniß, daß man nie aufhört, ungeahnte Entdeckungen im eigenen Inneren zu machen; ſie erlebte heute nur eine neue, aber auch eine ſie unausſprechlich erſchütternde Ueberraſchung.

Vor Jahren empfand ſie unter grauſamem ſtillen Leid, als ſei das Beſte und Liebſte in ihr geſtorben. Sie trug es ohne laute Klage, ja wortlos, ſchwer und todt in ihrem Herzen, Niemand fragte ſie darum, der Mutter ſtrenger Blick ſchien ſie darob anzuklagen. Und ſo lag es da, bis ſie es über der ſchweren Erkrankung der Mutter vergeſſen mußte, und es auch ſpäter in dem täglichen aufopfernden Dienſt der Liebe vergaß.

Die wenigen Leute, welche ſie in der Stadt kannten, wußten, daß ſich ſpäter ein ehrenwerther Mann um ihr Herz und ihre Hand vergebens bemüht; die Einen fanden ſie zu anſpruchsvoll, die Anderen lobten die treue Tochter. Sie ſelbſt fühlte genau, daß ſie weder den Tadel, noch das Lob verdiente, daß ſie eben keine Liebe empfand, und viel Zeit, darüber nachzudenken, ließ ihr die Mutter nicht, die ganz hilflos dalag.

Als dieſe dann theilweiſe genas und Claudinens Loos leichter wurde, dachte ſie an Heirath nicht, dachte möglichſt wenig an Dornow und war froh, wenn ihr keine Zeit zum Grübeln blieb, bis ſie im vorigen Jahre noch einmal vor die Heirathsfrage geſtellt wurde. Sie ſagte entſchloſſen nein, denn ohne Liebe wollte ſie nicht heirathen, und ehrlich glaubte ſie ſeit Jahren, daß ihr Herz damals verblutet.

Und heute?

Digitized by Google

Schauer überrieſelten ſie; heute wurde ihr zur Gewißheit: das heilige Wunder einer Auferſtehung vollzog ſich in ihr. Was todt geweſen, erhob ſich zu neuem Leben, und ſie ſaß mit gefalteten Händen da und fragte das verlöſchende Abendroth: „Wozu? Wozu?“

Nur Eins ſtand in dieſem Ringen immer klar vor ihrer Seele: kein Menſch durfte davon wiſſen.

Ach, ſie ſelber wagte ſich es ja kaum zu geſtehen, ſie — ein altes, verblühtes Mädchen!

Und die Mutter? — Sie hatte Jahre lang nur nach ihrem Willen gelebt; erſt jetzt begriff ſie, daß ſie auch eigene Rechte und die Pflicht gehabt, dieſe Rechte mit aller Schonung zur Geltung zu bringen. Doch das war jetzt zu ſpät, wie alles Andere!

Es begann zu dämmern. Große Schaaren von Zugvögeln übten ſich ſchreiend für die Reiſe; der Abendwind wehte gelbe Blätter über ihren Weg. Raſchen Schrittes war ſie ſchon am Fuß des Hügels. Vor ſich ſah ſie einen Bauer in ſchlechten Kleidern mühſam am Stock der Stadt zu wanken. Sie hörte ſein hohles Huſten und Keuchen ſchon lange, ehe ſie ihn erreichte; jetzt ſah ſie ihn taumelnd nach einem Baumſtamm greifen und ſich daran feſthalten. Erſchreckt ſtarrte ſie in ein zum Erbarmen krankes Geſicht. Der Angſtſchweiß ſtand dem Manne auf der Stirn, ſeine großen fieberhaften Augen baten ſie voll Angſt um Hilfe, er konnte vor Huſten nicht ſprechen und ſah aus, als werde er hier vor ihr hinſinken.

„Kommen Sie, ich führe Sie zurück. Sie dürfen Ihr Haus nicht verlaſſen!“ trat ſie mitleidig zu ihm.

Digitized by Google

Der kranke Mann blickte sie plötzlich an, als kenne er sie, hielt ihre Hand aber fest und suchte zu gehen.

Vergebens. Seine Schwäche übermannte ihn.

„Ich laufe nach den Hütten dort. Ich hole Ihnen Hilfe," sagte sie tröstend, und eilte in der That nach den nahen Häusern, wo sie einer dort beschäftigten Frau den Zweck ihres Kommens erklärte.

„Das ist der Ludwig. Er sagte, er wolle sich Schlafpillen holen, hustet die ganze Nacht und ist zu geizig, einen Groschen Botenlohn auszugeben," sagte die Frau, sofort bereitwillig mit ihr kommend.

Sie fanden den Kranken noch auf demselben Platze; aber er war so schwach, daß seine Nachbarin allein nichts mit ihm anfangen konnte, und die Männer brachten gerade Torf zur Stadt.

So half Claudine. Die Frau konnte die Güte des gnädigen Fräuleins nicht genug loben. Langsam kamen sie vorwärts; einmal sagte der Leidende mit weinerlichem Tone zu Claudine: „Ich bin's nicht werth! Ich kenne Sie wohl, Sie sind wiedergekommen, Sie sind das gnädige Fräulein!" Und dann fragte er, ob sie ihn denn nicht kenne, er sei ja der Ludwig Kamphofer.

Sie erinnerte sich nicht, unter ihren ehemaligen Dienern war dies Gesicht nicht gewesen.

Sobald sie ihn vor seiner Hütte auf eine Holzbank gebracht, wollte Claudine gehen, aber er hielt sie am Kleide fest und bat flüsternd, sie solle noch bleiben. Die Frau welche er Kliesoth nannte, schickte er fort, ihm frische Milch von seiner Kuh zu holen.

Digitized by Google

Offenbar wollte der Kranke Claudine etwas mittheilen. Er ſetzte dreimal, viermal an und ſchwieg doch unentſchloſſen. Endlich ſagte er: „Ich kenne Sie wohl, meine Margarethe war die Köchin beim General v. Willſen.“

Claudine mochte leiſe zuſammenzucken, aber ſie fand nichts zu antworten. Der Menſch erinnerte ſie da auch wieder an die ſchrecklichſte Zeit ihres Lebens; hatten ſich denn Alle gegen ſie verſchworen? Dennoch hielt ſie es für ihre Pflicht, bei ihm zu bleiben, bis die Frau mit der Milch zurückkommen würde.

„Ich war Burſche beim Herrn General geweſen, und Margarethe und ich hatten Liebſchaft mit einander,“ fuhr Kamphofer dann flüſternd und heimlich thuend fort. „Ach, wenn Sie's geſehen hätten, wie ſie gar nicht ſterben konnte; ſie hatte die Schwindſucht; es ſind nun vier Jahre! Sollt' ich jetzt auch wohl daran glauben müſſen? Die Kliſoth ſagt es, und die Anderen auch! Aber ſie wollen Alle blos erben. Ich hab's bei der Margarethe geſehen, das Sterben iſt ſchwer. Glauben Sie an die ewige Seligkeit, gnädiges —?“ Und da kam der Huſten wieder, und die Kliſoth mit der ſchäumenden Milch; auch ein halberwachſener Burſche aus einem der Nachbarhäuſer.

„Wenn er nur ſeine Schlafpillen hätte!“ ſagte die Frau, „ich bringe ihn mit dem Wilhelm da in ſein Bett.“

Claudine verſprach nach der Apotheke zu ſchicken und ließ ſich den Namen des Mannes noch einmal nennen.

„Ludwig Kamphofer! Gut, er ſoll ſeine Arznei bekommen,“ verſicherte ſie.

Digitized by Google

Dann ging sie eilig heim. Die Lampe im Wohnzimmer schimmerte ihr traulich entgegen. Sie schickte Luise mit einigen schriftlichen Worten zum Arzt und Apotheker, und erhielt die Antwort, der Kranke werde die Morphiumpillen erhalten. Damit war für sie die Sache erledigt.

Sie fand die Mutter heiter und voll von allerlei Erkundigungen, welche sie von der Gahrmann über die Familien des Städtchens eingezogen.

2.

Zwei stille Tage folgten; nach der anstrengenden Arbeit des Umzugs eine Wohlthat für Claudine. Die Oberstin fuhr im Rollstuhl durch den Garten, dann am folgenden Nachmittag mit dem Miethwagen in die Umgegend hinaus. Ueberall fand die alte Dame Erinnerungen an ihre Jugend, an die erste Zeit ihrer Ehe, und frisch und fröhlich sprach sie davon.

Dann kamen noch einzelne alte Bekannte; es fehlte bis jetzt keinen Augenblick an Zerstreuung für die Oberstin, und als gar Claudine nun um die Abenddämmerung von mehrfachen Besorgungen heimkehrte, betrübt, das schöne Herbstwetter in Regen umschlagen zu sehen, da empfing sie der Duft von festlichem Gebäck, und Luise erzählte ihr, es sei ein Briefchen gekommen, ein Diener habe es gebracht, und die Frau Oberstin ihr dann befohlen, die Kuchen zu backen; denn der Herr Landrath werde den Thee bei ihr trinken.

Nauentien!

„Er ſchrieb mir, wann er uns beſuchen dürfe. Lies den Brief! Voll Anhänglichkeit und Verehrung. Ich habe ihm ſagen laſſen, daß wir ihn zum Thee erwarten," berichtete die Mutter.

Claudine ſchwieg. Die frohen Hoffnungen der Mutter wagte ſie nicht zu zerſtören; ſie war damals in Wildbad nicht aufrichtig geweſen gegen die Kranke, die ſo wenig Freude hatte, nun bedrückte dies Bewußtſein ſie doppelt.

Die Oberſtin wurde mißlaunig über die ſtille Tochter, die raſch und geräuſchlos jetzt Alles zum Empfang des Gaſtes ordnete, bang überdenkend, daß Nauentien ihr anſcheinend doch wärmere Gefühle bewahrt.

„Lege den weißen Spitzenkragen um, Claudine, er hebt Deine Geſichtsfarbe. Du mußt jetzt anfangen Dir zu ſagen, daß Dich die Jugend allein nicht mehr genugſam ſchmückt," ſagte ſie dennoch mit ſanfter Ueberredung.

„Ja, liebe Mutter!"

Und Claudine ging gehorſam; durch ihr Herz hallte abermals das: „Verblüht!"

Der Zuruf kam ihr von allen Seiten. Hatte er erſt ſeit dem vorigen Sommer Berechtigung? Und wie würde Nauentien enttäuſcht ſein, wenn er ſie wiederſah.

Dies Gefühl gab ihr eine Befangenheit, ein Erröthen bei ſeiner Begrüßung, welches ſie nun, ohne daß ſie es ahnte, wie ein echtes junges Mädchen erſcheinen ließ, und die ehrliche Freude in dem Geſicht Nauentien's rührte ſie und ließ ſie doch angſtvoll zurückbeben. Sie erſchien kühl und ſteif, aus Furcht, ihn zu ermuthigen.

„Ich bin Ihnen dankbarer, als ich ſagen kann, gnädige

Frau," wandte er sich zuerst zur Oberstin, „daß Sie mir erlauben, einen meiner einsamen Abende bei Ihnen zu verleben!"

Sie dagegen hieß ihn von Herzen willkommen und meinte lächelnd, die „Einsamkeit" sei doch wohl nur eine Redensart.

„Ach nein," seufzte er. „Wir kommen zwar jeden Abend zusammen, man ist da oft witzig, man ist lustig, trinkt und raucht —"

„Ach, ein Junggesellenclub. Ich hörte schon davon!" unterbrach sie ihn.

Er nickte und fuhr etwas elegisch fort: „Aber man trägt nichts heim, als einen wüsten Kopf, und mir würde grauen, sollte ich darauf angewiesen bleiben."

Wie ein Sonnenstrahl huschte es durch das Herz der Mutter. Als feinfühlige Dame glitt sie auf ein anderes Thema über, aber sie that es mit befriedigter Seele.

Ach, sie hatte im Egoismus ihrer Krankheit so lange gar nicht bedacht, daß Claudine älter wurde, daß sie verblühte. Erst in Wildbad war ihr eingefallen, daß es Zeit sei, an Claudinens Verheirathung zu denken. Und doch vergaß sie es dann wieder über den eigenen Leiden.

„Und wie fühlen Sie sich in der alten Heimath, Fräulein Claudine?" wandte Nauentien sich an diese.

„Wohl und weh; zunächst mehr das Letztere!" sagte sie leise, sie wollte nichts leugnen.

Ein Blick in ihre stillen, dunklen Augen bestätigte ihm, sie war nicht glücklich, nicht so heiter wie damals in Wildbad.

Digitized by Google

Mit großer Gewandtheit deutete er seine Hoffnung an, sie werde sich bald wieder eingewöhnen und sogar das Leben hier lieb gewinnen. Dann glitt er auf eine heitere Unterhaltung über, erzählte allerlei Geschichtchen von der Kleinstädterei in Tanna, machte witzige Bemerkungen über dieses oder jenes Mitglied der Gesellschaft und übte seinen gutmüthigen Spott in wirklich belustigender Weise.

„Alles in Allem ist das kleine Nest doch eine Fundgrube für mich; hier gibt es noch Originale, Idealisten vom reinsten Wasser, und Realisten, die nur von Gänsebraten und Forellen reden, im Grunde aber, ohne daß sie's selbst sonderlich beachten, brave Herzen neben ihrem lieben Magen haben. Diese Leute sind mein Studium; ich verkehre gern mit ihnen. In so einer kleinen Stadt lebt sich der Einzelne in seiner Eigenart mehr aus, und der Einseitigkeit der Charaktere kann man doch Tüchtigkeit nicht absprechen," berichtete er, auch seine amtliche Thätigkeit befriedigt erwähnend.

Seine frohe Redseligkeit that beiden Damen wohl, auch Claudine wurde unbefangener, er gab sich ihr als Freund mehr, denn als Verehrer, das beruhigte sie. Als sie ihm dann erzählte, die kleine reizende Loto v. Rau, die er so gern gehabt und die sich seiner mit Interesse erinnere, werde sie in nächster Zeit besuchen, lachte er vergnügt und plante sofort allerlei gesellige Zusammenkünfte, Tanz und Schlittenfahrt für den Winter.

Aber dann kam Luise und meldete den Tischler, der das gnädige Fräulein wegen abzuliefernder Arbeit sprechen wolle, und als Claudine mit ihr hinaus ging, wandte

Digitized by Google

Nauentien sich sofort und gänzlich unvermittelt zur Oberstin, ergriff ihre Hand und sagte in erregtem Tone: „Fräulein Claudine wird Ihnen in Wildbad mitgetheilt haben, warum ich nicht kam, Abschied zu nehmen, gnädige Frau —"

„Nein! Sie sandten uns Ihre duftenden Abschiedsgrüße, Herr Landrath, so herrliche Rosen —"

„Und daß sie am Abend vorher, als wir an der Enz entlang gingen, mir auf meine Werbung ein ‚Nein!' gesagt?" fuhr er rasch und dringend fort.

„Kein Wort! O, diese Thörin!" hauchte die alte Dame, ihre kleinen mageren Hände krampfhaft zusammenfaltend. Ganz verstört saß sie da.

„Sie fühlen mit mir, liebe gnädige Frau, Dank, tausend Dank. Fräulein Claudine deutete mir damals an, daß sie sehr jung sich verlobt habe und dann sehr unglücklich geworden sei, daß ihr Herz nie wieder Liebe empfunden und damals wohl langsam verblutet sein müsse, daß sie mir keine Liebe bieten könne, und hier — hier erfuhr ich erst das ganze Leid!"

„Sie meinen ihre Verlobung mit jenem — Dornow? Ja, Gott weiß, daß es ein Leid war. Sie hatte ihre Mutter nicht dabei gefragt. Diese Liebe wäre ein Unsinn gewesen, selbst wenn er nicht ein — Verbrecher gewesen wäre." rief die Oberstin hart.

„Gnädige Frau, man hält ihn hier allgemein für schuldlos; er hat seitdem und vordem seinen lauteren Charakter bewährt, ich selbst achte und ehre ihn. O sagen Sie mir, daß sie ihn nicht noch heute liebt! Geben Sie mir nur diese Hoffnung!"

Digitized by Google

„Liebt? Dieſen Dornow? Sie denkt nicht daran, Herr Landrath. Ihr iſt trüb dieſe Tage, weil alte Erinnerungen auf ſie einſtürmen, aber Liebe —? Kein Gedanke! Wären wir ſonſt hierher zurückgekommen?“

„Und wie vollzog ſich damals die Trennung der Beiden?“

„Er ſchrieb ihr aus der Unterſuchungshaft und gab ſie frei.“

„Das mußte er als anſtändiger Mann.“

„Wenn ich ihn nur hätte dafür halten können. Sie ſagen, man hält ihn allgemein für ſchuldlos. Ich verſichere Sie, damals gab es in Tanna keine Stimme, die nicht das ‚Schuldig‘ ſchrie. Ach, ich bin nicht umſonſt alt geworden, ich kenne dieſe Menſchen; ſie ſind allenthalben dieſelben.“

„Erzählen Sie mir den Hergang, gnädige Frau, Sie ſind eine zuverläſſige Berichterſtatterin.“

„Das werde ich ſein. Der Hergang war ſehr einfach: Dornow's Onkel, der General Willſen, war reich, und hatte ihn erziehen laſſen. Als der General herzkrank und ſehr leidend wurde, pflegte Dornow, ſich Urlaub erbittend, ihn mit großer Treue; der General vertraute ihm alle ſeine Angelegenheiten an, machte auch ein Teſtament — und ſtarb. Und als man das Teſtament und den gleich nach ſeinem Tode verſiegelten Nachlaß eröffnete, fand ſich, daß der General ſein ganzes Vermögen den Verwandten ſeiner Frau, von welcher es ſtammte, vermacht, Dornow aber nur ein mäßiges Kapital, ſein Privateigenthum, verſchrieben hatte, und Dornow geſtand, was auch der Notar, der das

Digitized by Google

Teſtament gemacht, bezeugte, daß er den Inhalt deſſelben gekannt. Aber von dem vielen Gelde des Generals fand ſich, außer den liegenden Gründen, faſt nichts mehr vor; die ſämmtlichen Werthpapiere erwieſen ſich als geſtohlen, und zwar als in unruhiger Eile geſtohlen, denn einzelne Obligationen waren ohne Coupons zurückgeblieben, von anderen gab es Coupons und Talons, aber nicht die Obligation. Gleichwohl entdeckte man trotz aller Nachforſchungen keine Spur des Raubes.

Ein außerordentliches Aufſehen entſtand. Man ſtellte natürlich ſofort eine gerichtliche Unterſuchung an. Verdachtsgründe häuften ſich zu Verdachtsgründen. Dornow allein war mit einem ehemaligen Diener des Generals immer um dieſen geweſen, er hatte die Schlüſſel des alten Herrn geführt und am Todestage noch auf deſſen Befehl in dem Geldſchrank zu thun gehabt.

Was aber den Verdacht verſchärfte, war der Umſtand, daß nicht eines dieſer Papiere jemals wieder zu Tage kam. Ein unwiſſender Menſch, wie der Diener, oder gar die Köchin hätte ſich zweifellos bemüht, die Papiere zu verwerthen. Die beiden Genannten kannte man ohnehin als treue, aber ſehr dumme Menſchen, ſie wußten kaum, was man meinte, als man ſie in's Verhör nahm.

Dornow hat von Anfang an geleugnet, aber er mußte zugeben, daß kein Fremder um den General geweſen; der Verdacht lag erdrückend auf ihm, er wurde in Haft genommen, nach langer Unterſuchung zwar freigeſprochen, aber da ſich nie auch nur die leiſeſte Spur jener geſtohlenen Obligationen fand, ſo blieb eben die Sache unauf-

Digitized by Google

geklärt. Ich aber hatte genug an der unwillkommenen öffentlichen Theilnahme und zog mit Claudine fort, da sich für das Haus eben ein guter Käufer fand; nachher zerschlug sich der Handel leider. Daß ich dafür sorgte, Claudinens Schmerz abzustumpfen, indem ich sie an Dornow's Schuld glauben lehrte, können Sie sich denken."

„Aber war er denn schuldig? Der Herzog, gnädige Frau —" begann Nauentien wieder.

„Ja, der Herzog! Der konnte mit seinem Gelde natürlich machen, was er wollte!" unterbrach ihn die Oberstin.

„Und Herr v. Dornow hat das Vertrauen desselben gerechtfertigt, ich sprach darüber die angesehensten Männer hier. Er hat seine Kassen hier mustergiltig geführt."

„Das hörte ich. Meine Sympathien waren indeß niemals für ihn."

„Aber Fräulein Claudine. Sie muß ihn sehr geliebt haben —"

„Lieber Freund, ein so junges Mädchen bildet sich oft ein, daß seine Liebe unendlich sei, und irrt sich. Ich verlebte seitdem jede Stunde mit Claudine, und ich sage Ihnen, sie denkt nicht mehr an ihn," versicherte sehr entschieden die Oberstin.

„Und warum hat sie nie einen Anderen geliebt? Warum hat sie meine Hand und mein Herz verschmäht?"

„Ich fürchte, ich selbst bin die Ursache. Meine Leiden machten mir Jahre lang den Verkehr mit Menschen unmöglich, ich war auf Claudinens Pflege angewiesen. So ist ihre Jugend dahingegangen, und nie hat sie daran gedacht, daß es möglich sei, ihre Mutter zu verlassen."

Digitized by Google

„Und Sie wollen mir wohl? Sie würden mein Werben begünstigen, gnädige Frau?"

Die Oberstin reichte dem erregten Manne die Hand, und er küßte dieselbe.

Claudine hatte es gesehen, sie trat eben wieder ein, und ihr entging auch nicht der Ausdruck des warmen Einverständnisses in Beider Augen und Mienen. Nun wußte sie gewiß, Nauentien gedachte seine Werbung zu erneuern, und diese Ueberzeugung regte sie mehr auf, als sie für möglich gehalten.

Sie wollte ihn nicht kränken und durfte ihn doch nicht ermuthigen. Vor dem Unwillen der Mutter zitterte sie noch mehr. Es war ihr eine große Erleichterung, daß der Landrath nach einem Weilchen ruhiger Unterhaltung sich empfahl unter dem Vorwande, der Oberstin nichts von der ihr so nöthigen Ruhe zu rauben.

Die Erlaubniß, wieder zu kommen, ertheilte dieselbe ihm gern. Heiterer und hoffnungsreicher, als seit langer Zeit, blickte sie ihm nach und sprach gegen Claudine offen ihre gute Meinung über ihn aus, der diese auch beklommen und um die Mutter nicht aufzuregen zustimmte.

Luise hatte die Hausthüre hinter dem Fortgehenden geschlossen. Die Oberstin bereitete sich plaudernd vor, zu Bett zu gehen, während Claudine sich um sie bemühte und Luise in der Kammer die Vorhänge niederließ; da erschallte ein heftiges Klingeln an der Hausthür, und erschreckt fragten sich die Frauen noch, was dies bedeuten könne, als das Klingeln sich abermals in einer Weise wiederholte, die ungeduldig Einlaß zu fordern schien.

Digitized by Google

An irgend welche Gefahr war nicht zu denken; Luise ging hinaus, die Damen hörten sie an der Thür mit irgend Jemand reden, eine unruhige Frauenstimme dringend nach dem gnädigen Fräulein verlangen.

Wer konnte das sein? Claudine wollte selbst nachsehen, die Mutter befahl ihr aber zu bleiben, und jetzt erschien auch Luise mit der Meldung, eine Frau, eine Tagelöhnerin stehe draußen und wolle das gnädige Fräulein zu einem Sterbenden holen.

Betroffen sahen Mutter und Tochter sich an und erstaunt bemerkte die Erstere, daß Claudine sehr blaß wurde, zur Thür stürzte und die Frau mit einer Hast in das Zimmer zog, als gelte es ihr selbst.

Es war die Kliesoth, athemlos vom raschen Lauf und in großer Aufregung.

„Er kommt nicht durch die Nacht, gnädiges Fräulein, und er sagt, er könne nicht sterben, wenn Sie nicht kämen!“ rief sie.

Claudine verstand sofort, daß die Person jenen Kamphofer meinte, aber die Oberstin, welcher sie die Sache erst erklären mußte, beschied ärgerlich die Frau zum Pastor zu gehen, der sei der rechte Mann an einem Sterbelager, aber nicht ihre Tochter.

„Den Pastor will er nicht; er jammert schon seit Mittag nach dem gnädigen Fräulein, und ich soll um Gottes willen bitten, er könnte nicht eher sterben!“ rief die Kliesoth weinerlich und sehr dringend.

„Es ist kaum eine Viertelstunde weit, Mama,“ sagte Claudine mitleidig.

„Und ich bringe das gnädige Fräulein wieder!“ flehte die Frau. „Ich bitte um Alles in der Welt, gnädige Frau, er iſt doch auch ein Menſch, und er muß 'was auf der Seele haben! Er und ſeine Margarethe hielten ſich immer allein und thaten ſonderbar ſcheu. Jetzt will er's nun wohl bekennen. Und er hat mir ſeine Kuh verſprochen, wenn ich das gnädige Fräulein mitbringe, ſeine Kuh! Und er ſagt, er müſſe es vor ſeinem Tode offenbaren, denn er hätte das gnädige Fräulein unglücklich gemacht.“

„Mein Gott, der Mann liegt ja offenbar im Fieberwahnſinn. So gehen Sie doch zum Doktor, Frau!“

„Ach, gnädige Frau Oberſtin! Ich bin eine arme Wittfrau und die Kuh —! Bedenken Sie doch gnädigſt, die Kuh! Und er kann ja nicht ſterben! Er ſagt, ſie könnten ihm jetzt nichts mehr thun, und vor dem gnädigen Fräulein ſeinem Bräutigam ſei er bange.“

„Er meint den Landrath,“ dachte die Oberſtin.

Claudine aber fuhr plötzlich wie außer ſich empor. Es fiel ihr wieder ein, daß der Unſelige ihr geſagt, er habe bei dem General gedient, ſeine Frau ſei die Köchin geweſen.

„Mutter, Mutter! Ich muß hin! Halte mich nicht! Kommen Sie, ich gehe mit Ihnen!“ rief ſie.

Ohne auf irgend welchen Widerſpruch zu achten, ergriff ſie, todtenbleich ausſehend, ein daliegendes dunkles Tuch, und die Tagelöhnerin, die ihrer plötzlichen Aufregung gegenüber verdutzt daſtand, mit ſich reißend, ſtürzte ſie in blinder Eile aus der Stube, aus dem Hauſe. Vergeblich rief die Oberſtin ihr nach, Claudine hörte nicht darauf;

Digitized by Google

ihre raſchen, leichten Schritte waren ſchon verhallt; es ertönten nur noch ab und zu die ſchweren der Frau Klieſoth, und dann nichts mehr, als den Nachtwind, der leiſe klagend um das Haus zog.

3.

„Dornow — Dornow — ſeine Sache!“ Das war Alles was Claudine in dem athemlos raſchen Gange denken konnte. Sie war davon ſo feſt überzeugt, wie von ihrem Leben.

Meilen lang ſchien ihr der kurze Weg; die Mühle klapperte, und ein paar Fenſter waren hell darin, ſonſt lag jedes der wenigen Häuſer auf ihrem Wege lichtlos da.

Endlich ſtanden ſie auf dem wüſten Hausflur; in der niedrigen, unordentlichen Stube brannte eine vor Schmutz erblindete Petroleumlampe und verbreitete ihren durchdringenden Dunſt darin, ohne es zu erhellen.

Es war Claudine, als ſolle ſie erſt erſticken, und zugleich überkam ſie ein unbeſchreibliches Entſetzen, denn in dem großen Bette neben dem ſtark geheizten Ofen erhob ſich aus den dunklen Kiſſen mit krampfhaft ungeſtümen Bewegungen eine ihr die Arme entgegenſtreckende Geſtalt, und das Geſicht Ludwig Kamphofer's, nicht mehr, wie ſie es neulich geſehen, ſondern graubleich, verzerrt von Gewiſſensangſt, wandte ſich ihr zu.

Was der Mann gurgelte, konnte ſie nicht verſtehen denn die Klieſoth hatte ſich durch die das Bett umſtehenden Nachbarn und Nachbarinnen gedrängt und rief: „Ihr ſeid Zeugen, er hat mir die Kuh verſprochen, ich kriege

sie! Ich habe das gnädige Fräulein mitgebracht! — Ludwig, nun kriege ich aber auch Deine Kuh — die Anderen sind Zeugen."

„Zeugen? Ist Sie verrückt, Kliesoth'sche? Für die paar Schritte will Sie die Kuh erben?" schrie ihr einer der Männer grob entgegen.

„Ludwig, Ludwig! Sag' erst, daß ich die Kuh kriege!" kreischte die Wittwe.

Der Kranke stöhnte: „Ja, ja, ja!" Aber die Nachbarn schrien, er spreche im Fieber, er wisse ja nicht, was er sage.

Es war eine widerliche Scene. Claudine v. Friedmar stand geängstigt, Grauen in jeder Miene, nach Luft ringend daneben; ein unbeschreiblicher Ekel überkam sie; nur ein Gedanke gab ihr endlich wieder Muth: Dornow's Sache!

Und damit kam ihr auch die Besonnenheit wieder; sie fühlte, daß sie alle Selbstbeherrschung aufbieten müsse.

Zunächst eilte sie nach dem kleinen Fenster, es zu öffnen; aber es war gar nicht auf diese Möglichkeit eingerichtet, wie sie nach vergeblichem Bemühen erkannte.

Einen Holzschuh von dem schmutzigen Fußboden aufgreifend, schlug sie mit demselben die blinden, verstaubten Fenster ein; das Klirren erschreckte die Zankenden, daß sie plötzlich still wurden und sich voll Angst und Aberglauben umsahen, so daß nun des Sterbenden kreischendes: „Hinaus Ihr — hinaus Ihr Alle!" befehlend durch die Stube klang.

Wortlos, noch ganz stumm von dem plötzlichen Schrecken, entfernten sich die Leute, freilich nur, um draußen erst leise,

dann laut von Neuem zu beginnen; hinter ihnen ſchloß Claudine die Thür, indem ſie dieſelbe mit einer daran hängenden Bindfadenſchlinge befeſtigte.

„Hierher! Schnell!“ keuchte der Sterbende.

Und als ſie ſich, die natürliche Scheu und den Widerwillen entſchloſſen niederkämpfend, über ihn beugte, packte er ihre Schultern wie mit Eiſenklammern und flüſterte: „Sie ſollen in ewiges Feuer verdammt ſein, wenn Sie mich vor's Gericht bringen! Ich will Ihnen 'was ſagen, ſonſt kann ich nicht ſterben und muß mich quälen, wie die Margareth. — Nein, nein. Sie ſind gut; Sie ſagen es nicht eher, als bis ich todt bin. — Die Margareth that's nämlich, die Margareth! Und wir wollten damit nach Amerika, und ich verſteckte dann Alles im Pferdeſtall unter der Krippe. Margarethe ſagte, das bischen Papier ſei wohl tauſend Thaler werth, und ſie hatte gehorcht, daß der Herr General uns nichts vermacht hatte — für — alle — Treue.“

Dann ſank er matt in die Kiſſen zurück.

Claudine verſtand ihn vollkommen. Er hätte kein Wort mehr zu ſagen brauchen. Aber er fing wieder an:

„Nicht wahr? Ich bereue jetzt und ich thue Buße — ich komme dann doch in die ewige Seligkeit! Wenn nur Margarethe auch hinkäme! Sie wollte immer bekennen, daß wir es gethan hätten, und das durfte ich ja nicht leiden, dann hätten ſie mich eingeſteckt, wie Herrn v. Dornow. Aber wir haben nichts davon genommen, nur das bischen Baargeld. Sie meinten auch Alle, wir hätten es nicht gethan, dazu wären wir zu dumm. Margarethe that aber

nur so. Sie hörte immer Alles, was sie sagten, und nachher auch, daß die ganzen Papiere nichts mehr werth wären, weil sie telegraphirt wären. Ich mußte ja selber auch immer nach der Stadt reiten und die Zettel auf den Telegraph bringen, denn hier hatten wir noch keinen. Und als sie den Herrn v. Dornow einsteckten, da dachten wir, der sollte wohl wieder frei kommen, ein vornehmer Herr, wie der! Uns hätten sie behalten. — Ja! Und Margareth sagte immer: Dumm thun! Dumm thun! Und der Herr v. Dornow kam dann ja auch wieder heraus. Und wir hatten nichts davon," fing der Unglückliche plötzlich an zu weinen, „nichts als die paar hundert Thaler, die Margareth sich erspart, wissen Sie, rein Haushalts- und Marktgeld — sie thun das Alle — und — mir kann jetzt Keiner mehr 'was anhaben!"

Ein Zug triumphirender Sicherheit flog über das entstellte Gesicht; aber die krampfigen mageren Finger ließen Claudine nicht los.

Ein unbegrenzter Abscheu gegen den Elenden drohte sie zu überwältigen; aber es galt Dornow.

„Nicht wahr, Ihr versteckt die Papiere in der Mauer unter der Pferdekrippe?" fragte sie zähneknirschend vor Entsetzen und Spannung.

„Ja!" Und dann sagte er unruhig: „Nicht fortgehen, bis ich weg bin, sonst kommen sie und holen mich."

Sein Athem wurde sehr kurz und unregelmäßig, die Zunge schwer.

„Wo ist das Licht?" keuchte er angstvoll.

Claudine fragte sich, ob sie davon laufen, die Gerichts-

Digitized by Google

beamten holen ſolle. Aber da fing der Unglückliche an nach Athem zu ringen — zu röcheln. Er packte ihren Arm feſter. Außer ſich vor Entſetzen wagte ſie doch nicht, den Sterbenden allein zu laſſen. Offenbar hatten die Leute ſich im Aerger, nichts zu bekommen, entfernt. Aber wo war die Frau geblieben?

„Frau Klieſoth! Frau Klieſoth!“ rief ſie. Sie hatte ſich los gemacht, aber der Sterbende hielt ihr Kleid feſt, feſt wie zwiſchen Eiſenklammern.

Und Niemand kam. Sie horchte, ſo weit ſie es vor dem Röcheln konnte; draußen kein Laut. Endlich näherten ſich eilige Schritte. Es war die Klieſoth, die haſtig eintretend rief: „Sie ſind mein Zeuge, gnädiges Fräulein, er hat die Kuh mir geſchenkt und ich habe ſie nur gleich nach meinem Hauſe gebracht, wer ſie jetzt nimmt, hat mich beſtoh—!“

Da erſt ſah das Weib, was vorging.

„Er ſtirbt,“ flüſterte Claudine.

Die Andere ſchüttelte den Kopf und trat gleichgiltig an das Bett. „Das kann noch Stunden dauern. Solche ſterben ſchwer,“ ſagte ſie.

„Aber ich kann nicht bleiben, ruft Hilfe, ich will fort!“

„Hilfe? Iſt nicht nöthig, gnädiges Fräulein; ich graue mich nicht, und er hat's um mich verdient, von wegen der Kuh.“

Es war Claudine, als müſſe ſie wahnſinnig werden, wenn ſie noch blieb. Sie ſah der Perſon die Freude an, ohne Zeugen hier Alles durchſuchen zu können. Dennoch, hier in dieſer Stube hielt ſie es nicht länger aus. Es

Digitized by Google

war ihr unmöglich, und da nun der Kranke zu schlafen schien, huschte sie, nur eilig ihr Tuch um sich schlagend, zur Thür und zum Hause hinaus.

Draußen herrschte ein mattes Dämmerlicht. Der abnehmende Mond stand hinter leichtem Gewölk, aus welchem ein feiner Regen niederrieselte. Die eben erlebten Scenen, in welchen die Rohheit und Habsucht so grell zu Tage traten, standen in einer schrecklichen Klarheit immer noch vor ihr; das Gesicht des Sterbenden mit seiner Gewissensangst und dem Triumph, die irdische Gerechtigkeit überlistet zu haben, stierte sie überall an, sie hatte kein Mitleid für den Sterbenden, nur einen wilden Abscheu, und wenn sie sich vorwarf, daß sie unchristlich empfinde, so beherrschte sie doch über das Alles hin ein unbeschreiblicher Zorn auf den Elenden, der ihr und Dornow's Lebensglück vernichtet hatte.

„Was wird er sagen? Was wird er sagen?" dachte sie. „Wie hat er gelitten! Und ich — ich verließ ihn damals."

Die wenigen Schritte bis zur Chaussee lagen schon hinter ihr; sie lauschte — Alles still; aber dann erinnerte sie ein zufälliges Geräusch des durch die Bäume fahrenden Windes an das Stöhnen des Sterbenden, und ihr war plötzlich, als folge ihr derselbe.

Ein unbeschreibliches Grauen trieb sie vorwärts, und doch hatte sie das bestimmte Gefühl, es sei etwas hinter ihr, eine Hand, die nach ihrem Nacken greife. Umzusehen wagte sie sich nicht, ihr Herz schlug wie ein Hammer.

Da war die Mühle. Sie sah das Licht schimmern, es gab ihr einige Fassung wieder.

Digitized by Google

„Ich bitte Hannchen's Mann, mich zu begleiten, es iſt dann nur noch ein kurzer Weg," beſchloß ſie, und lief bis zur Athemloſigkeit.

Nun war ſie da. Sie öffnete die angelehnte Thür zu dem Mühlenraume und fand ihn leer; doch nein! Da auf ein paar gefüllten Säcken lag ein ſchlafender Müllerburſche; ſie getraute ſich nicht, den fremden Menſchen zu wecken, und ſchlich leiſe, wie ſie gekommen, wieder hinaus. Aber das Licht hatte ſie doch ſehr beruhigt, getröſtet.

„Wenn mich Leute ſo durch die Nacht laufen ſähen, ſo allein," dachte ſie jetzt, froh, daß der Müller nicht da geweſen war.

Die kurze Strecke war ja nicht mehr der Rede werth. Hochaufathmend ſah ſie ſchon von Weitem ihr Haus vor ſich — da — Männerſtimmen! Sie kamen, lebhaft ſprechend, aus der Stadt ihr entgegen.

Die Nähe von Menſchen that ihr wohl; aber wenn man ſie anredete? Wie unangenehm!

Unmittelbar neben dem Hauſe des Bürgermeiſters lag ein Holzplatz; ſie huſchte, um Jene vorüber zu laſſen, hinter den nächſten Haufen aufgeſchichteter Bretter, dicht an der Straße.

Es waren zwei Geſtalten; ſie gingen aber nicht vorüber, ſondern blieben vor der Thür des Bürgermeiſters ſtehen. Schon bei den erſten Worten, die ſie verſtand, richtete ſich die Lauſchende hoch auf, alle Sinne anſtrengend.

„Nun laſſen Sie's heute gut ſein, Dornow, ich begreife Ihre Bitterkeit, aber Ihre Stelle niederlegen wollen, weil Sie das Zuſammentreffen mit Ihrer einſtigen Verlobten nicht ertragen können — welche Ueberſpanntheit! Wenn

Digitized by Google

Fräulein v. Friemar es über sich vermag, werden Sie es wohl auch aushalten. Sie haben doch bisher sich philosophisch in diese verkehrte Welt geschickt," sagte beruhigend eine auffallend hohe Stimme.

„Der Kukuk hole die Philosophie, Bürgermeister," war die erregte Antwort, „meinen Sie, daß sie mir vom Herzen gekommen wäre? Gift und Galle war's hinter der Maske. Sie sollten doch wohl wissen, daß ich keine Natur bin, mich mit kalten Weisheitsregeln abzufinden. Aber blieb mir ein anderer Weg, als mein mißhandeltes, zerschlagenes Herz aus dem Staube wieder aufzusuchen und mir zu sagen: ‚Du mußt leben, bis Du wieder ehrlich gesprochen wirst?' Glauben Sie mir, eine Kugel wäre mir tausendmal eine Wohlthat gewesen! — Lassen Sie mich ausreden, Bürgermeister, haben wir so lange beim Wein gesessen, so können Sie auch noch ein paar Minuten mit mir auf und ab gehen. Mir ist das Herz voll zum Zerspringen!" Und dabei fingen die Herren an, vor dem Hause Arm in Arm wieder auf und ab zu wandern.

Der Bürgermeister mochte einige beruhigende Worte gesagt haben; Dornow fiel ihm in die Rede und fuhr fort: „Nun ja, wir haben getrunken. Aber trinken wir nicht seit Jahren manchen Abend, ohne daß ich jemals Euch mit meinem Grimm gegen das Schicksal die Laune verdorben hätte! Waren nicht vielmehr die Stunden, die ich vertrank, die einzigen hellen meines Lebens? Aber der Wein, der mir der Trank des Vergessens sein sollte, wurde mir auch zuweilen ein falscher Freund, wie die Menschen. Er rief mir tückisch das Bild des Mädchens vor die Seele, welches

ich nun einmal nicht vergessen kann. Sie war keine von diesen Puppen, wie so Viele. Sie war auch kein Engel, keine Romanschönheit, keine Heldin. Hahaha, nein, keine Heldin! Ein echt menschliches, weibliches, unschuldiges Wesen, ganz Schwachheit, reizvolle, süße, erbärmliche, jammervolle Schwachheit, und Wachs in der Mutter Händen. Und diese Mutter kannte und brauchte ihre Macht. Gegen solches Erinnern hilft mir kein Lethe. Ich kenne das. Wenn ich das ganze Jahr an sie nicht gedacht hätte, an jedem Sylvesterabend, mitten in unserem lärmenden Kreis, schlich sie sich ungesehen an meine Seite, und dann küßte sie still die Wunden meines Herzens wieder auf und trank mein Herzblut, wie ich ihre Thränen in meinem Wein schmeckte. — Ja, das war ein Leben, Bürgermeister! Und das schweigend zu tragen! Noch dazu in diesem Klatschneste! Und nun ich daran war, mich endlich empor zu ringen, nun ist sie wieder da, und ich soll, angekettet an meine Ehrenrettungsarbeit, zusehen, wie Nauentien sie heimführt? Lieber betteln!"

„Sie reden sich in die Erregung hinein, Dornow. Ich habe auch so eine alte Liebe täglich vor Augen; sie hat jetzt einen Mann und fünf Rangen von Jungen, und wiegt hundertsiebenzig Pfund, und ich denke jedesmal, wenn ich sie sehe: welch' ein Glück, daß —"

„Lassen Sie das, Bürgermeister, Sie verstehen mich vielleicht nicht, oder thun nur so! Man sagt: sie sei verblüht, eine alte Jungfer. Mir aber ist sie die Claudine von einst. Wir sind eines Geistes, und die Liebe, die sich darauf gründet, die altert nicht. Sehen Sie, das weiß ich

und fürchte mich vor ihr und vor mir selbst, denn ich kann und will ihr nicht verzeihen, daß sie mich Preis gab, weil ihre Mutter es wollte, daß sie mich in meiner größten Noth im Stich ließ."

„Dornow! Sie thun am besten, Fräulein v. Friemar baldmöglichst wiederzusehen. Vor der verblühten Wirklichkeit — mein Gott, sie muß dreißig Jahre mindestens haben, da hält Ihre Phantasterei nicht Stand!"

„Verblühte Wirklichkeit? Gute Nacht, Bürgermeister! Sie sind ein prächtiger Mensch, eine gute, treue Haut, aber nehmen Sie's mir nicht übel — von der Liebe wissen Sie nichts, gar nichts!"

Der Bürgermeister lachte; sie nahmen aber dann mit einem Händedruck Abschied von einander, und Claudine sah, wie der Erstere in sein Haus trat, hörte das Klirren des Schlüssels in dem Thürschloß, und dann wandte sich Dornow und ging langsam zurück.

So nahe waren sie sich; seine Stimme, seine Worte drangen in ihr Herz, sie hatte athemlos gehorcht wie auf himmlische Klänge, und ihre heißen Thränen rieselten dabei auf ihre kalten, zitternden Hände.

So sehr liebte er sie einst! Wie hatte er all' die Jahre her um sie, durch sie gelitten! So grollte er ihr und liebte sie dennoch. Je länger er sprach, um so tiefer rührte er ihr Herz, sie hatte alle Mühe, ihr krampfhaftes Schluchzen zurückzuhalten, und doch war sie glückselig und mochte sich keinen Laut entgehen lassen von dem, was er sagte.

Daß er ihr zürnte, ach, sie fand es so natürlich. Und dennoch jubelte sie. —

Digitized by Google

Sein Schritt war verhallt. Sie verließ ihr Versteck und ging langsam die letzte kurze Strecke bis zu ihrem Hause. Morgen! Morgen! Dann konnte sie ihm die Ehre wiedergeben, sie konnte sühnen. O, er hatte sie viel mehr, viel treuer geliebt, als sie ihn.

Im Wohnzimmer bewegte sich das Licht. Jetzt war sie am Hofthor und mit einem Schrei fuhr sie zurück. Der Schein, der eben durch das Fenster auf die Straße fiel, traf voll auf eine Männergestalt, die dort am Pfeiler lehnte, starr nach dem erleuchteten Fenster gesehen und Claudinens Kommen offenbar nicht bemerkt hatte, denn auch der Beobachter zuckte, als er sie sah, heftig zusammen.

Und so standen sie einander gegenüber. Sie erkannte ihn sofort, er aber blickte mit fassungslosem Unglauben auf ihr von dem dunklen Tuche sich doppelt blaß abhebendes Gesicht.

Und jetzt öffnete Luise das Fenster und flüsterte: „Sind Sie da, gnädiges Fräulein? Nur still, die Frau Oberst ist endlich eingeschlafen. Die Thür ist noch offen."

„Ich komme, Luise!"

Das Mädchen dachte ohne Zweifel, der Mann neben ihrer jungen Herrin sei deren Begleiter, und schloß leise das Fenster. In dem letzten entschwindenden Lichtstrahl sah Claudine noch, wie Dornow sie völlig verwirrt anstarrte, als wisse er nicht, ob er wache oder träume.

Und sie war so erschrocken, so kopflos, und so eingeengt in den Zwang der Schicklichkeitsgesetze. Und so tief gedemüthigt in ihrem Herzen.

Sie wußte gar nicht, was sie that, hätte thun mögen,

Digitized by Google

und doch unterließ. Und inzwischen gab er ihr ebenso stumm, wie sie, den Weg frei; sie trat durch das Thor auf den Hof, es war ihr, als solle sie noch umkehren, als blicke er ihr nach; aber da kam Luise mit der Lampe ihr entgegen, sie hörte Dornow's Schritt, er ging — und die Minute, die glückliche, hatte sie nicht festzuhalten gewußt.

Ganz maschinenmäßig folgte sie ihrem Mädchen in's Haus und die Treppe hinauf.

„Wie Sie blaß sind, gnädiges Fräulein! Ist der Mann todt?"

Sie verneinte nur, sank in einen Stuhl und preßte die Hände krampfhaft zusammen.

„Frau Oberst waren so böse. Wir wußten ja nun nicht einmal, wohin wir den Gärtner hinter dem gnädigen Fräulein herschicken sollten."

„Hat sie nicht geschlafen?"

„Doch. Ich gab ihr eins von den Pulvern, und sie nahm es auch, da ich ihr vorstellte, daß das gnädige Fräulein doch in verständigen Jahren seien und zu einem christlichen Werk gerufen."

„Ja, ja!" murmelte Claudine, in ihrer fieberhaften Aufregung schon wieder an nichts denkend, als an das unglaubliche, unaussprechlich wichtige Ereigniß dieses Abends.

Er — Dornow — gerettet! Seine Schuldlosigkeit klargestellt! Und sie — sie hatte das Werkzeug sein müssen, sein dürfen, durch sie sollte er es erfahren.

Sie begriff jetzt nicht, daß ihr hatte der Muth fehlen können, ihn anzureden; es schien ihr, als sei jede Minute bis morgen eine Verlängerung seiner heimlichen Qual.

Digitized by Google

Das Mädchen, das sie ganz erstaunt von der Seite anblickte und sich in das zerstreute und doch sichtbar aufgeregte Wesen der jungen Herrin nicht zu finden wußte, beauftragte sie, ihr eine Tasse Thee zu bringen.

„Wie das gut thut! Aber gehen Sie jetzt, Luise, gehen Sie zu Bett," drängte sie dann.

Sobald sie allein war, konnte sie sich dem Sturm von Gedanken hingeben, der in ihr tobte.

Er war schuldlos gewesen, und sie — sie hatte ihn schwächlich aufgegeben. Er hatte ihrer trotz Allem noch lange gedacht, in heißen Schmerzen gedacht, und sie hatte auf der Mutter Einflüsterungen gehört und ihn vergessen. Ihm brannte noch jetzt die damals empfangene Wunde, er konnte noch jetzt nicht ruhig daran denken, sie wiederzusehen, er wollte fort, es war ihm unmöglich, zuzusehen, wie Nauentien sie heimführte.

Und sie? Und sie?

In welchem Lichte mußte sie vor ihm stehen? Wie klein erschien sie sich selbst neben ihm. „Jammervoll schwach!" hatte er sie genannt, und so nannte sie sich jetzt selbst.

Aber wenn sie ihm nun seine Ehre vor der Welt wiedergab?

Ihre Wangen brannten in heißer Gluth; ihre Augen funkelten und leuchteten. Und als sie diesen Gedanken dann zu Ende dachte, da wußte sie so gewiß, als hätte er selbst es ihr eben gesagt, daß sie auch ihm nur als das erscheinen würde, was sie war: das Werkzeug der Gerechtigkeit Gottes. Seinem Herzen trat sie nicht näher dadurch.

Digitized by Google

Immer noch fand sie keine Ruhe, keinen Schlaf. Allerlei vage Pläne über die Art, wie er es erfahren sollte, waren ihr durch den Sinn geflogen, um sofort verworfen zu werden. Jetzt dachte sie bleich und niedergeschlagen schon darüber nach, wie sie ihren Antheil an der Entdeckung vor ihm geheim halten könne, damit sie nicht einen Dank herausfordere, der ihnen Beiden nur zu bitterer Pein werden mußte.

Sie, die ihn einst in seiner Noth verlassen hatte, sie mußte sich ja doppelt schämen, wenn sie jetzt, wo er gerechtfertigt auch vor ihr stand, sich ihm wieder näherte.

Und immer blasser wurde ihr Gesicht und immer trüber wurde ihr um's Herz.

Wem sie ihre Entdeckung kundgeben sollte, das war eine andere große Frage, und wie mit Eiseskrallen packte der Gedanke sie: „Liegen die Papiere auch noch unangerührt in ihrem Versteck?"

An den Aussagen des Sterbenden zweifelte sie keinen Augenblick, dieselben hatten das überzeugende Gepräge der Wahrheit getragen. Aber konnte nicht ein Anderer den Fund schon gethan haben?

So unwahrscheinlich dies war, so quälte und ängstigte die Möglichkeit sie in demselben Maße, als ihre Nervenaufregung sie körperlich ermattete.

Der Tag dämmerte herauf, sie stand noch im vollen Anzug am Fenster. Immer heller wurde es; kein Schlaf kam in ihre Augen, ihr Herz schlug heftig, die Pulse fieberten und dabei sagte sie sich in merkwürdiger Selbsttäuschung immer: „Wie sonderbar, daß ich so ruhig bin, daß ich hier stehen kann und den Tag erwarten!"

Digitized by Google

Es dauerte lange, bis die Sonne heraufkam, und bei ihrem erſten leuchtenden Strahl fühlte Claudine etwas wie Verlangen nach Schlaf. Sie ſank auf ihr Bett, ohne ſich ſpäter erinnern zu können, wie ſie dahin gekommen. Und hell ſchien der Morgen in ihre Kammer, als ſie plötzlich erwachte und ſchon am Stande der Sonne ſah, daß ſie lange geſchlafen.

Und nun wußte ſie auch ſofort Alles wieder, was die Nacht gebracht, jeden Gedanken, jeden kleinſten Umſtand. Zugleich aber wußte ſie nun auch, was thun. Ihr war damit frei und froh zu Muthe geworden; eilig zog ſie ſich um; das kalte friſche Waſſer that ihr ſehr wohl und dann war ſie zum Ausgehen fertig.

„Sagen Sie meiner Mutter, ich ſei zum Stadtpfarrer gegangen!“ befahl ſie Luiſe.

4.

Die Oberſtin verließ ihr Bett niemals früher, als um die Mittagszeit, und jede Störung war bis dahin verboten; Claudine hatte alſo freie Zeit genug.

Erſtaunt empfing der alte Pfarrer das fremde Fräulein, das ſich bei ihm in dringender Sache melden ließ und immer überraſchter hörte er den klaren Bericht deſſelben,

„Er iſt todt; ſeine Nachbarin hat die Beerdigung auf Mittwoch angemeldet,“ hatte er nur murmelnd eingeſchaltet.

„Mein liebes gnädiges Fräulein, derartige Kranke phantaſiren oft bei anſcheinend völlig klarem Geiſte!“ rief er dann aber doch.

„Das habe ich mir auch geſagt; in meinen angſtvollen

Zweifeln darüber konnte ich bis zum hellen Tage nicht schlafen; nun weiß ich aber doch wieder ganz gewiß, es verhält sich so, wie der Sterbende bekannte."

„Hm, hm, hm!" Der Geistliche schritt kopfschüttelnd und nachdenklich auf und ab.

„Und wenn es nun nicht wahr wäre? Ich denke mir nämlich, Sie wünschen, daß ich Herrn v. Dornow diese Mittheilungen mache?" Er stand bei diesen Worten vor ihr still, und sie sah, er wußte genau, was sie Dornow einst gewesen.

„Später ja! Aber meine Bitte geht dahin, daß Sie mit dem Gericht verhandeln, Herr Pfarrer, daß mein Name nicht genannt werde."

„Das ließe sich doch kaum vermeiden, mein Fräulein."

„Daß vor Allem erst Nachsuche gehalten würde," bat sie dringender. „Und wenn dann Alles Täuschung wäre, so litte doch nur ich allein darunter."

„Sie haben Recht! Es wäre furchtbar, wenn —"

„Wenn er vergebens hoffte, und wenn ich daran Schuld trüge!"

„Nein, nein, das darf nicht sein, er darf nichts ahnen, als bis es Gewißheit geworden ist. Niemand darf davon erfahren. Sagen wir eine Silbe, so geht es wie ein Laufeuer durch die Stadt. Ich kenne das, wir können nicht vorsichtig genug sein."

„Aber was sollen wir thun? Auf Sie habe ich alle meine Hoffnung gesetzt," sagte sie beklommen.

„Wir müssen ganz heimlich den Ort untersuchen — wir selbst."

Digitized by Google

„Aber wir brauchen Zeugen.“

„Die ſind wir ſelbſt.“

„Doch der Eigenthümer des Stalles? Ohne ſeine Erlaubniß —“

„Die wollen wir ſchon bekommen. Der Landrath iſt Dornow's Freund.“

„Der Landrath?“ fragte ſie verwirrt.

„Er wohnt in dem Hauſe, das früher dem General Willſen gehörte, die Regierung hat es gekauft.“

„Aber ich kann doch nicht —“

„Mitgehen? Weil er ein lediger Herr iſt? Unter meinem Schutze können Sie überall hingehen.“

„Sie haben Recht, Herr Pfarrer,“ gab ſie etwas verlegen zu.

Und nun kam die fieberhafte Angſt und Ungeduld von Neuem über ſie.

— — — — — — — — — — — —

Eine Viertelſtunde ſpäter ſtand in dem Pferdeſtalle eine kleine Gruppe neben dem Kutſcher des Landraths, welcher mit einer ſchweren Axt ein Loch in die Mauer unter der zweiten Pferdekrippe ſchlug. Die feſte Mauer widerſtand eine Weile hartnäckig, dann wichen die Steine, aber nur um den Beweis zu liefern, daß ſie niemals unrecht Gut verborgen.

Und wieder koſtete es harte, feſte Schläge, und wieder brach der Kutſcher Stein um Stein los; es fand ſich weder eine Höhlung noch ſonſt eine Spur, daß die Mauer jemals geöffnet worden wäre.

„Sie ſehen, mein liebes, armes Kind, der Mann hat im

Delirium gesprochen," sagte tröstend der Geistliche und nahm die eiskalten, zitternden Hände Claudinens in die seinigen.

Blaß stand der Landrath daneben und blickte mit zuckenden Lippen auf das fast ohnmächtige Mädchen, welches er liebte und welches keinen Blick für ihn hatte in der Sorge um eines Anderen Angelegenheiten.

„Sie haben sich überzeugt, gnädiges Fräulein? Oder soll Friedrich die Mauer noch weiter öffnen?" fragte er, nicht ohne eine gewisse Schärfe. Sie hatte ihn zu tief verletzt durch ihre Gleichgiltigkeit gegen ihn.

„Nein, nein — ich danke sehr — ich —"

„Sie hatten so sehr gehofft, was Sie innig wünschten," half ihr die milde Stimme des Pfarrers.

„Ja, ja!" Mit übermenschlicher Kraft rang sie die Thränen nieder. Sie wollte nicht weinen, denn sie fühlte, dann gab es für sie kein Aufhören mehr.

O Gott, wie hatte sie an dieser Hoffnung gehangen! Sie empfand das erst jetzt.

Langsam wandten sie sich der Thür des Stalles zu. Da trat der Kutscher, der begriffen hatte, daß es sich um einen Schatz handle, der dem Fräulein zu gehören schien, zu seinem Herrn und sprach leise zu diesem.

„Mein Friedrich meint, der jetzige Holzstall sei früher auch ein Pferdestall gewesen," sagte der Landrath, den Pfarrer aufhaltend.

„Ja, das ist wahr, der General hielt vier, oft sechs Pferde!" rief Claudine neu belebt.

„Nun, so versuchen wir es da," sagte der Landrath, und als sie dahin gingen, der Pfarrer in seinem Eifer mit

Digitized by Google

dem Kutſcher voran, fragte er, mit dunklem, erregtem Blicke ſie zurückhaltend: „Und wenn wir wieder nichts finden, Fräulein Claudine?“

„Warten Sie — wir finden!“ war die Antwort, die ganz heiſer klang, ſo viel namenloſe Spannung lag darin.

Es mußte erſt ein Stoß Holzſcheite beſeitigt werden, ehe ſie an die Krippen gelangen konnten.

Und nun fiel der erſte Schlag.

Ein Schrei! Claudinens Munde entſchlüpfte er, denn eine Menge Lehm und Geröll ſtürzte ſofort hervor. Das war ganz anders, als in dem erſten Stalle.

Noch drei, vier heftige Schläge. Athemlos ſtanden ſie um den Kutſcher her. Da, noch ein Hieb und — da! es zeigte ſich eine Oeffnung, eine Höhlung in der Mauer.

Friedrich griff in eigener leidenſchaftlicher Neugier hinein, aber eine tiefe Enttäuſchung flog über ſein Geſicht. Statt der Goldſtücke fühlte ſeine Hand nichts als Papier.

„Da!“ ſagte er, langte ein Bündel hervor, reichte es Claudine, die neben ihm auf dem Boden kniete, und tauchte mit der Hand von Neuem in die Höhlung.

Verſtaubt, beſchmutzt. Aber ſie hielt es in den bebenden Händen. Der Landrath und der Pfarrer ſahen ihr über die Schulter, griffen darnach.

„Werthpapiere! Wahrhaftig!“ rief der Landrath.

„Sie ſind es!“ rief der Pfarrer.

„Ja, ſie ſind es!“ war des Landraths Antwort.

„Gefunden, gerettet! O Gott, Gott! Wie ſoll ich Dir danken!“ frohlockte Claudine.

Und in dem vollen Herzensjubel ſtürzte dem auf das

Aeußerſte erregten Mädchen ein Strom von Thränen aus den Augen.

„Claudine!“ rief der Landrath außer ſich, in bitterem Vorwurf.

Sie hörte es nicht. Auf den Knieen liegend, die Hände vor dem Geſicht, ſchluchzte ſie in namenloſer Wonne und konnte nichts ſagen, als aus tiefſter Seele: „Gott ſei Dank! Gott ſei Dank!“

„Ja, dem Herrgott da droben ſei Dank! Er läßt die Unſchuld nicht zu Schanden werden!“ ſtimmte der Pfarrer zu.

Nauentien ſah finſter auf Claudine nieder. Er konnte ſich nicht mitfreuen.

Da ſprang ſie empor und faßte des Pfarrers Hände.

„Nun, gehen Sie zu ihm,“ bat ſie in glühender Eile, „bringen Sie ihm unſeren Fund. Sagen Sie ihm, daß er nun wieder das Haupt frei aufheben darf. O, eilen Sie, verehrter Herr! Jede Minute des Glückes iſt ſo koſtbar, und er iſt ſo unglücklich geweſen! Hier! Hier!“

Und ihm die Papiere in die Hand drückend, trieb ſie ihn faſt fort.

Aber dann ſchlug eine glühende Röthe über ihr Antlitz, ſie hielt den alten Herrn wieder zurück: „Verſprechen Sie mir, ihm kein Wort von mir zu ſagen. Nennen Sie ihm meinen Namen nicht. Sagen Sie, ein Sterbender habe ſich zu dem Diebſtahl bekannt, mehr nicht, mehr nicht.“

„Sie wollen auf den Dank des Glücklichen verzichten?“ fragte der Pfarrer, und Nauentien ſah ſie düſter und forſchend an.

„Ich bitte beide Herren, laſſen Sie es Herrn v. Dornow nie erfahren!“ flehte ſie.

„Und mein Kutſcher?“

„Sie werden ihm Schweigen befehlen — und hier —“ Mit zitternder Haſt riß ſie ihr Portemonnaie aus der Taſche.

„Laſſen Sie das, gnädiges Fräulein,“ ſagte Nauentien zu ihr. „Es ſoll ſein, wie Sie wünſchen!“ Und ſals liege in ihrer Sorge, nicht genannt zu werden, ein Troſt, ſo viel hoffnungsvoller blickte er wieder.

Dann wollte ſie fort, und beide Herren energiſch zurückweiſend, ſchritt ſie allein ſo ſchnell, als habe ſie Flügel an den Füßen, ihrem Hauſe wieder zu, wo inzwiſchen die Mutter ſchon am Fenſter ſaß und ſie mit verſtimmten Mienen empfing.

„Mutter, Mutter! Schilt nicht, danke Gott mit mir! Ach, wie werde ich jemals aufhören können, ihm zu danken!“ rief Claudine mit jubelnder Freude.

Und dann erzählte ſie der ganz verſtummten Mutter, daß Dornow nie ein Dieb geweſen, daß er eben jetzt die wiederaufgefundenen Papiere empfange.

Sie vergaßen darüber die gewohnte Eſſensſtunde, obwohl Luiſe mehrmals mahnte, und ſahen dann, wie plötzlich viele Menſchen auf der Straße ſichtbar wurden, einander etwas zuriefen, zuſammenſtehend, mit Geberden der Verwunderung ſich beſprachen.

Dann erblickten ſie die Kommerzienräthin, die in voller Eile auf ihr Haus zukam. Schon von fern winkte dieſelbe und machte Zeichen aller Art.

„Sag' ihr nichts, Mutter, Dornow soll es nicht wissen, daß es durch mich geschah!“ bat Claudine eilig und erschreckt.

Erstaunt, aber nicht unzufrieden, willigte diese ein, und da war die Kommerzienräthin auch schon.

„Kinder, wißt Ihr's schon? Liebste Frau Oberst, Claudine, Dornow's gestohlene Papiere sind wieder da! Und der Pfarrer ist bei ihm gewesen und hat es ihm mitgetheilt. Wir Alle müssen uns ja in die Erde schämen! Denn geglaubt haben wir's! Sie auch! Und die arme Claudine! — Und der arme Dornow! — Mein Mann ist gleich hingeholt worden. Der Landrath hat mit ihm wahrscheinlich die Nummern der Obligationen — ach, was weiß ich? — Aber gewiß ist es!“

Und so ging das fort, die kleine, lebhafte Frau erging sich, da sie nichts Bestimmtes wußte, in den phantasiereichsten Vermuthungen.

„Claudine, sage Luise, daß sie Kaffee bringt,“ befahl die Oberstin, ganz vergessend, daß sie noch nicht einmal zu Mittag gegessen hatten.

Claudine athmete hoch auf. Den Befehl ertheilend, schlüpfte sie in den Garten. Sie mußte allein sein, sie hielt es nicht mehr aus.

Jetzt wußte er's. Ob es ihn wohl überwältigte? Oder ob er ruhig sagte: „Nun, glaubt Ihr mir jetzt?“ —

Wie gut sie ihn kannte, trotz der Jahre langen Trennung!

Dornow saß an seinem Arbeitstische, als der Landrath und der Pfarrer bei ihm eintraten.

„Was gibt es denn? Bin ich irgendwo zum König

gewählt worden?“ fragte er, ihre feierlichen Mienen bemerkend und ihnen entgegentretend.

„Wir haben Ihnen allerdings eine große Freude zu verkünden, mein lieber Herr v. Dornow,“ begann der Pfarrer.

„Eine Freude? Mir? Dann rasch heraus damit! Sie ist ein seltener Gast bei mir, ich kenne sie kaum mehr.“

„Die gestohlenen Papiere sind wieder da, Dornow, ein Sterbender hat sich zu dem Diebstahl bekannt, den Ort nachgewiesen,“ sagte der Geistliche.

„Wirklich?“ rief Dornow, jetzt erst auf das Bündel in Nauentien's Händen blickend. „Wahrhaftig?“ Und dann nahm er die Papiere, die Jener ihm bot, trat damit an das Fenster und rief: „Sie sind es! Also endlich! Und — Sie sagen, ein Sterbender? Er ist also wohl schon ein todter Mann?“

Er sprach erregt, aber ohne irgend welche Leidenschaft.

„Der ehemalige Diener des Generals, Kamphofer, er und seine damalige Braut haben die Papiere gestohlen.“

„Das habe ich ja von Anfang an behauptet. Nachher, als man mich verdächtigte, mochte ich auf die Beiden nichts mehr sagen. Konnte ich ihnen nicht Unrecht thun, wie man mir es that? — Und wann ist der Mensch gestorben?“

„Diese Nacht starb er, und wir kommen soeben aus dem Stalle des Landraths, wo unter der Krippe des Pferdestalls die Papiere sich richtig fanden, wie der Sterbende angegeben.“

Die Züge Dornow's hatten sich plötzlich sehr verändert; es war, als horche er auf seine eigenen Gedanken, als sehe er etwas, was nicht vor ihm sich befand.

„Dieſe Nacht?“ fragte er wie im Traum. „Und heute? Eben? Und Sie waren dabei, Herr Pfarrer?“

Dieſer nickte beſtätigend.

„Ich ſah vorhin, es mögen anderthalb oder zwei Stunden ſein, eine Dame in Ihr Haus treten. Sie war es, die — die —!“

Die Stimme verſagte ihm.

„Wir haben Ihnen die nöthigen Mittheilungen gemacht!“ ſchnitt Nauentien ihm das Wort ab.

„Herr Pfarrer! War es Claudine v. Friemar, welche Ihnen —“

„Fragen Sie nicht, lieber Dornow, achten Sie den Wunſch —“

„So war ſie es! Aber wie, wie?“ murmelte Dornow wie außer ſich.

Keiner der beiden anderen Männer ſagte nein.

Er hatte eben noch ausgeſehen, wie wenn die Aufregung und Leidenſchaft ihn überwältigen würde, jetzt faßte er ſich gewaltſam.

„Ich danke Ihnen, meine Herren! Sie haben mir in der That die Freude in's Haus gebracht, an deren Kommen ich ſchon längſt verzweifelt war. Ich danke Ihnen ſehr!“ Und er gab ihnen die Hand.

„Sie brauchen ſicher jetzt Alleinſein, lieber Dornow. Es iſt ein ſo großer Wendepunkt in Ihrem Leben,“ ſagte der Pfarrer freundlich.

„Ja, ja! Wendepunkt? Ah, gewiß!“

Und dann gab er Beiden die Hand und ſagte kein Wort, ſie zu halten. —

„Claudine! Claudine! Sie war es! Sie ging zu dem Pfarrer! Sie kam tief in der Nacht heim.“

Und seinen Hut nehmend, schritt er durch den Garten seiner Wohnung in's Freie. Ihm war zu Muthe wie nie zuvor; er brauchte Luft, Einsamkeit. Er wußte nicht, was thun; in seinem Gemüth herrschte ein wahrer Tumult der widersprechendsten Gefühle.

5.

Lange hatte Claudine in ihrem Garten gesessen; immer stiller, friedvoller, klarer wurde ihr um's Herz.

„Gott weiß es am besten!“

Dies Wort, welches sie in dumpfer Resignation viele Jahre sich gesagt, wurde ihr erst heute zur frohen Verheißung. Was sie hoffte und wünschte, mochte sie sich selbst nicht eingestehen.

Endlich erinnerte sie sich der Kommerzienräthin, die sie bei ihrer Mutter allein zurückgelassen. Sie wollte nicht gar so unfreundlich erscheinen und wandte sich dem Hause wieder zu, aber ihr innerstes Widerstreben gegen das gedankenlose Geplauder der müßigen Feundin, das ihr wie eine Verletzung des Heiligsten erschien, wuchs mit jedem Schritt.

„Sie wird mir von nichts sprechen, als von Dornow; die Mutter hat ihr gewiß Alles erzählt,“ dachte sie.

Da stockte ihr Fuß — in athemloser Ueberraschung sah sie Dornow vom Hause her über den düsteren, grasbewachsenen Hof auf die Gartenthür zukommen, ihr entgegen.

Er sah sie schon von Weitem. Wie jugendlich und

elastisch seine Gestalt und sein Gang waren! Und wie froh er aussah!

Als sie einst vor langen Jahren auch eines Tages eine so unvermuthete Begegnung mit ihm hatte, ein Zusammentreffen, welches er benutzte, ihr seine Liebe zu erklären, klopfte ihr Herz nicht stürmischer, sah sie nicht ängstlicher und verwirrter nach einer Möglichkeit zur Flucht umher, wie heute.

Und nicht vergeblicher. Jener Augenblick stand plötzlich wieder vor ihrer Erinnerung, und all' das Liebesglück, das darauf folgte, aber auch all' dieses Leid, dieses Scheiden, und ihre Schuld gegen ihn.

Er sah wohl ihren jähen Schrecken, ihr Zurückweichen, ihr Erblassen. Aber es beirrte ihn nicht, er trat schnell auf sie zu; ein schönes, glückstrahlendes Lächeln auf dem Gesicht und doch eine so tiefe Wehmuth in den Augen.

„Erschrecken Sie nicht so, Claudine, lassen Sie mich Ihnen Dank sagen für das Glück dieses Tages, gönnen Sie mir die Befriedigung, die Hand zu küssen, die eine Centnerlast von meiner Seele genommen!" sagte er rasch und ganz wie früher, energisch und männlich in jeder Bewegung.

Ihr stürzten die Thränen aus den Augen.

„Ich bin nur die Glückliche, der es ein Zufall vergönnte — und ich bin so froh —" stammelte sie.

„Wie seltsam, daß gerade Sie es sein mußten, Claudine! Recht, als wolle der Himmel mir auch den liebsten Boten senden. Ich komme nämlich eben von dem Todtenlager Kamphofer's, und da hat man mir erzählt, daß

Sie durch eine Gutthat des Mannes Gewissen aufgerüttelt. Er hat, seit Sie ihn zu seiner Thüre geleitet und ihm die beruhigende Arznei gesandt haben, durchaus nur immer nach Ihnen verlangt, und als man seinen Wunsch, sein Bitten als krankhafte Phantasie unbeachtet ließ, da hat er sich um den Preis seiner Kuh —"

„Ich weiß, die Frau hat es mir erzählt," lächelte Claudine mit Thränen in den Augen. Obwohl sie sich jetzt mit aller Kraft zusammennahm, fühlte sie sich doch durch Dornow's Stimme und Blick namenlos erschüttert.

Wie war es möglich, daß sie diesen Mann einst hatte lassen können, da sie ihn doch geliebt? Ach, das war keine rechte Liebe gewesen. Sie hatte das Kleinod, das ihr gehörte, nicht zu schätzen gewußt!

Jetzt sah sie das ein.

Nie hatte ihr Herz so für ihn empfunden, wie heute. Nie war ihre Seele ihm entgegengeflogen wie heute.

Zu spät! Zu spät! —

Und sie bot ihre ganze Selbstbeherrschung auf, denn in Allem, was er sagte, im Klang der Stimme, im Blick, in jeder Miene lag nur die herzliche, warme Dankbarkeit, ein liebevolles, freundschaftliches Erinnern, nicht mehr.

„— so jammervoll schwach! Wachs in der Mutter Händen!" hatte er von ihr gesagt.

„Ich war soeben in Ihrem Hause, Ihnen meinen Besuch zu machen," erzählte er weiter, sie zu einer nahen Bank führend, wo sie sich niederließen. „Das Mädchen empfing mich und sagte mir, es sei Besuch bei der gnädigen Frau, und als ich traurig abzog, denn ich wollte Sie

gerne allein sprechen, da rief das gute Kind mir nach: ‚Das gnädige Fräulein ist im Garten!‘ Und nun sitz' ich wieder neben Ihnen wie einst, Claudine, es ist Alles so ganz anders gekommen, als wir gehofft."

„Meine Schuld! Meine Schuld!" stammelte sie, ihre Hände fest ineinander pressend.

„Arme, schicksalsgeprüfte Kinder waren wir, Claudine! Aber sagen Sie mir nur eins: Ist —"

„Gnädiges Fräulein möchten zur Frau Mama kommen, der Herr Landrath sind da, und ich bitte um den Weinkellerschlüssel," unterbrach plötzlich das Mädchen Dornow in sichtlicher, lebhafter Aufregung.

Claudine gab in völliger Verwirrung die Schlüssel hin, während eine düstere Zorneswolke über Dornow's Gesicht flog.

Er erhob sich sofort. Kein Hauch der Gefühlswärme, die eben noch aus jedem Wort klang, war mehr in seiner Stimme.

„Ah! Da darf ich nicht länger stören!" sagte er kurz.

Claudine war blaß geworden; ihr ahnendes Herz sagte ihr, daß Nauentien gekommen sei, sich von ihr die Entscheidung zu holen.

„Kommen Sie mit, Dornow!" bat sie und dachte schon unruhig an die Ungeduld ihrer Mutter.

„Nicht heute, nicht jetzt. Ich würde eine sehr überflüssige Rolle bei diesem Zusammensein spielen. Aber ich bitte, gehen Sie —" erwiederte er, und sah sie dabei doch unruhig fragend, mit seinen Blicken bis in ihre Seele dringend, an.

Sie wagte kein Wort weiter. Er trieb sie ja fort und

Digitized by Google

wußte ganz gut, was Nauentien wollte. Ach, natürlich wußte er's. Aber was war sie ihm denn auch, sie — die Verblühte, die alte Jungfer! Ach, welche Thörin war sie, welche Thörin!

Er hatte sie bis vor die Hausthür geleitet. Da stand sie still, und wie von einem gleichzeitigen Impuls getrieben sahen sie sich an, in Beider Blicken dieselbe Bangigkeit, dasselbe Fragen, ob sie denn wirklich nun mit dem Dank, den Dornow gesprochen und Claudine empfangen hatte, für immer mit einander fertig seien?

Aber das eine Wort, das einzige, von dem so viel, so unendlich viel abhängt, es wurde nicht gesprochen.

Nun warf er den Kopf zurück. Sie hatte ihn einmal verworfen, ein zweites Mal gab er ihr dazu nicht die Möglichkeit.

Sie verstand ihn vollkommen. Aber da kam ihr der Muth der Verzweiflung. Er sollte nicht fort, nicht für alle Zukunft scheiden.

„Wollen Sie für immer gehen, oder darf ich meiner Mutter sagen, daß wir Sie wiedersehen, daß Sie uns Gelegenheit geben wollen von — uns besser denken zu lernen!"

Alles Blut war aus ihren Wangen zum Herzen geflohen.

„Claudine?" rief er zweifelnd und jubelnd.

Sie reichte ihm beide Hände.

„Ich komme gern! Aber nicht jetzt, nicht heute!" stammelte er in leidenschaftlicher Erregung.

— — — — — — — — — — — —

Als der Landrath Nauentien nach einer Stunde das Zimmer der Oberstin v. Friemar verließ, trugen seine Züge nicht den verstimmten Ausdruck eines abgewiesenen Bewerbers, aber freilich, es lag auch nicht die frohe Bräutigamsstimmung darauf.

Aber er küßte Claudine die Hand und sagte in warmem Tone: „Sie sind eine Zauberin, Sie machen es zu einem Glück, Ihr Freund sein zu dürfen.“

Und wenn seine Augen ein wenig elegisch blickten, so waren sie doch voll ehrlicher Bewunderung und Dankbarkeit, denn Claudine hatte ihm feinfühlig und zart eine zweite Abweisung erspart.

Die Oberstin hatte sich nie so demüthig gefühlt, wie heute. Daß sie Dornow Jahre lang ungerecht beschuldigt, das war eine Erkenntniß, die ihr Herz mit niederschmetternder Gewalt traf. Ihre Selbstgewißheit, die bis zur Unfehlbarkeit ausgeartet war, wurde niedergebrochen von der Wucht ihrer schreckensvollen Beschämung.

„Und er will noch kommen — will zu uns kommen?“ fragte sie ganz kleinlaut. —

Und als er wirklich am anderen Tage schon angemeldet wurde, war sie sehr bleich.

„Empfange Du ihn, Claudine. Ich kann es nicht, ich kann ihm nicht in die Augen sehen,“ bat sie fast weinend in nervöser Erregung.

Claudine empfing ihn allein. Ach, sie war so alt schon und fühlte noch wie ein junges Ding. Sie schämte sich vor sich selbst und wußte gar nicht, wie hübsch sie in ihrem heißen Erröthen aussah.

Er blickte sich um, ob Luise die Thür geschlossen. Dann trat er zu ihr.

„Claudine, liebe Claudine! Also nicht Rauentien's Braut?"

„Nein!" konnte sie nur antworten.

„Ich wußte es, ich sah es gestern! Claudine — aus diesen lieben Augen las ich's, daß Du mich doch nicht vergessen, daß Du mir doch noch Dein Herz bewahrt hast. O Claudine, sturmgeprüft komme ich zu Dir und frage noch einmal: Kannst Du mich lieb haben?"

„Dornow! Dornow! Das verdiene ich nicht, solcher Liebe und Treue bin ich nicht werth!" schluchzte sie in seinen Armen.

„Mein armes, armes Kind! Was Du werth bist, weiß ich besser, als Du selbst. Und so sage denn, kannst Du mich noch lieb haben?"

„Viel mehr als früher! Jetzt erst habe ich Dich lieb, wie mein Herz lieben kann," sagte sie ernst und innig.

Es war eine Stunde unaussprechlicher Glückseligkeit, die diesem ersten Austausch der Gefühle folgte.

Dann gingen sie zu der Oberstin, die in aufgeregter Spannung sich über das lange Zusammensein Gedanken machte.

„Mutter! Dornow's Liebe ist nicht erloschen, er will Deine verblühte Tochter zum Weibe haben," rief Claudine in Thränen jubelnd und kniete vor der gebrechlichen Gestalt nieder.

„Mache ihn glücklich, Claudine, mache gut, was ich schlimm gemacht!" sagte die zitternde alte Frau.

„Gott segne Sie, gnädige Frau! Nennen Sie mich Ihren Sohn, ich will es von Herzen sein!“ rief Dornow, die ganz Gebrochene ermuthigend und aufrichtend.

„Dornow! Mein Sohn, mein lieber Sohn!“ sagte sie und legte ihre durchsichtige matte Hand auf sein volles, ergrautes Haar.

Er aber beugte sich nieder zu ihr, küßte diese segnende Hand und schloß Claudine in seine Arme.

„Nein, so was!“ sagte der kleine Nachbar Specht eine Stunde später zu Gahrmann, der ihm die große Neuigkeit erzählt hatte. „Nein, nun sag' mir doch Einer, was das mit der Liebe ist! Just wie es in dem alten Liede heißt:

Trübsal, Verfolgung, Gefängniß und Pein
Soll uns'rer Liebe Verknotigung sein.“

„Ja, Specht! So ist's! Ihr habt das Richtige getroffen!“ sagte Gahrmann, und Luise, die dazu kam, seufzte:

„Zum Beneiden, Herr Specht! Wirklich, zum Beneiden sind sie!“

Eine moderne Sibylle.

Skizze aus der Geschichte der neueren Zeit.

Von

Max Voß.

(Nachdruck verboten.)

In den ersten Tagen des heißen Junimonats von 1815 kam der russische Kaiser Alexander mit großem Gefolge nach der Stadt Heilbronn, um dort Nachtquartier zu halten. Er hatte die Reise von Wien dahin gemacht und wollte zunächst nach Heidelberg, wo er das Zusammentreffen mit dem Kaiser Franz von Oesterreich und dem König Friedrich Wilhelm III. von Preußen vereinbart hatte. Diese drei verbündeten Monarchen waren selber aufgebrochen, um in der Mitte ihrer Armeen von Neuem den Kampf mit Napoleon aufzunehmen. Denn während die Fürsten und Diplomaten Europa's noch in Wien Kongreß hielten, um die neue Ordnung der politischen und staatlichen Verhältnisse festzustellen, war Napoleon von der Insel Elba nach Frankreich zurückgekehrt, hatte sein Kaiserreich abermals aufgerichtet und war nun bereit, es gegen ganz Europa zu vertheidigen.

Der Kaiser Alexander zweifelte nicht, daß es mit der ungeheuren Macht, welche gegen den Usurpator aufgeboten werden konnte, gelingen werde, den Störenfried für immer

zu vernichten. Aber er war durch den Wiederausbruch des Krieges verdüstert im Gemüth geworden. Diese Kriege erschienen ihm wie eine Strafe Gottes, die über die sündige Menschheit verhängt worden, und in religiöser Ueberreizung, in die er sich mehr und mehr versetzt, sehnte er sich darnach, der Welt ein Friedenbringer zu werden.

Ein bewegtes Leben lag hinter ihm, mancher Schatten verdunkelte es. Darum suchte er nach einer großen Sühne, darum wollte er ein neues Leben beginnen, sich vor dem Allmächtigen demüthigen.

So saß er in Heilbronn in vorgerückter Nacht allein in seinem Zimmer, voll quälender Unruhe, grübelnd und hadernd mit sich, bald den Blick nach einer unsichtbaren Welt gerichtet, bald an die ungeheure Kriegswolke denkend, die drohend heraufzog. Da klopfte es plötzlich an die Thür, und gleich darauf trat der Fürst Wolkonsky, sein Generaladjutant, ein, der sich wegen dieser Störung zu so später Stunde damit entschuldigte, daß eine seltsam gekleidete Dame im Vorzimmer sei, die durchaus den Kaiser sprechen wolle und müsse, und die er nicht los werden könne.

„Wer ist es?" fragte verwundert der Zar.

„Frau Juliane v. Krüdener."

Der Kaiser kannte sie. Durch Fräulein v. Stourdza, eine alte Hofdame, die in beständigem Briefwechsel mit jener Frau des reichen und in russischen Staatsdiensten viel verwendeten Baron v. Krüdener stand, hatte er außerdem oft von ihr und ihrer hohen religiösen Begeisterung gehört. In seiner Stimmung erschien sie ihm daher wie eine Himmelsbotin, und er befahl, sie eintreten zu lassen.

Nicht wenig betroffen wurde er über ihren Anblick. Sie kam in einem weißen Gewande und bekränzten Hauptes, eine große, vornehme Gestalt, die trotz ihrer fünfzig Jahre noch jugendliche Haltung hatte und deren Augen einen wundersamen Glanz besaßen. Sie hob ihren weißen Arm wie segnend zu ihm auf und verkündete ihm im Tone einer Seherin, er sei von der Vorsehung auserkoren, eine religös-christliche Weltordnung zum Heil der verführten und verirrten Menschheit und damit die neue Staatskunst der Zukunft zu gründen. Sie sehe Alles schon deutlich in ihrem Geiste und sie sei bestimmt, seine Helferin und Führerin zu sein.

Lange sprach sie und Alexander hörte ihr andächtig zu. Diese prophetischen Worte und die phantastische Erscheinung der Frau übten um so mehr Eindruck auf die höchst empfindsame, weiche Seele des Monarchen, als er eine Beruhigung durch sie fand, nach der er eben vergebens gelechzt. Von dieser Stunde an hatte die seltsame Frau einen gewaltigen Einfluß auf den Zaren gewonnen.

War es nun Zufall, daß Frau v. Krüdener hier dem Zaren in den Weg gerieth, folgte sie nur einer schwärmerischen Eingebung, oder kannte sie sehr wohl den Seelenzustand desselben und vollführte nur eine längst gehegte Absicht?

Das Letztere dürfte das Wahrscheinlichere sein.

Die Baronin Juliane v. Krüdener war eine Tochter des Barons v. Vietinghoff und 1766 in Riga geboren. Noch als Kind kam sie mit ihren sehr vermögenden Eltern nach Paris, wo deren Haus ein Sammelplatz der feinen

Gesellschaft wurde. Juliane war nicht schön, aber sie fesselte durch die kindliche Zartheit ihrer Erscheinung und durch ihren Geist, der sich schon bei dem jungen Mädchen gern in schwermüthigen Träumereien erging. Mit siebenzehn Jahren vermählte man sie mit einem Livländer von Rang und ausgezeichneter Bildung, dem Freiherrn v. Krüdener, der als russischer Gesandter mit ihr erst in Kopenhagen, dann in Venedig lebte, und dem sie einen Sohn und eine Tochter schenkte. Die Ehe war trotzdem nicht glücklich, und schon 1791, acht Jahre nach ihrer Verheirathung, kehrte die in ihrer Gefühlswelt überspannt gewordene Frau in das Haus ihrer Eltern in Riga zurück. Bald vertauschte sie diesen Aufenthalt mit dem in Paris und Petersburg, um ihren Neigungen freieres Spiel zu lassen. Sie schrieb auch einen Roman im Styl des „Werther" unter dem Titel „Valerie", der die sentimentale Geschichte ihres verfehlten Frauenlebens enthielt. Dann warf sie sich, übersatt des genußsüchtigen Weltlebens, religiöser Schwärmerei in die Arme; ihre Briefe wie ihre Gebete athmeten eine glühende Inbrünstigkeit, und ihr Umgang mit dem Schwärmer Jung-Stilling in Karlsruhe 1813 schürte vollends ihre krankhafte Begeisterung für die Rolle einer Prophetin und Bekehrerin. Auf dem Wiener Kongreß ging sie als solche in den vornehmen Gesellschaften um und suchte sich schon damals dem Kaiser von Rußland zu nähern.

Jetzt erst war ihr dies aber auf eine so kecke und abenteuerliche Weise auf dessen Reise nach dem Hauptquartier gelungen. Ueber Erwarten gelungen; denn Ale-

xander, kaum in Heidelberg angelangt, ließ ſie auffordern, ihm dorthin zu folgen.

Er hatte während der Tage ſeines Heidelberger Aufenthaltes in einer romantiſch gelegenen Villa vor dem Karlsthor am Fuße des Bergzuges zwiſchen Schloß und Wolfsbrunnen Wohnung genommen. Nicht weit davon, in einem kleinen Bauernhauſe des Dorfes Schlierbach, hielt ſich Frau v. Krüdener auf. Einen Abend um den anderen empfing ſie da den Beſuch des Zaren, der gewöhnlich bis zwei Uhr Nachts blieb, ganz in religiöſe Geſpräche mit der Sibylle vertieft. Er gerieth immer mehr in Schwärmerei für die Rolle eines politiſchen Meſſias, wie ſie die Baronin ihm vorzeichnete, des mit ihr befreundeten myſtiſchen Philoſophen Franz Baader Schriften darüber befragend. Und nun denke man ſich den ungeheuren Eindruck, den in dieſer Stimmung des Gemüths auf den Kaiſer die Siegesnachrichten von Waterloo machen mußten, die gerade in Heidelberg eintrafen und die drei hier ſich aufhaltenden Monarchen, ihre Staatsmänner und Rathgeber in die höchſte freudige Aufregung verſetzten. War doch nun früher noch als gehofft der neue Krieg ſchon entſchieden, und mit einem Schlag Napoleon's Kaiſerreich abermals vernichtet. Die Heere drangen nun ohne weiteren Widerſtand von Belang in Frankreich vor, und machten den Weg für die drei Monarchen frei nach Paris, um dort den neuen Frieden zu diktiren, der ein Frieden der Welt ſein ſollte. Das war ſchon Alexander's beſtimmter Gedanke.

Als er die Nachricht vom Siege bei Waterloo empfangen hatte, begab er ſich noch an demſelben Abend zur Krüdener.

„Wie glücklich bin ich," sagte er zu ihr. „Mein Gott ist mit mir. Ich bin ein großer Sünder und doch will er durch mich den Völkern den Frieden geben."

Am nächsten Tage brach er bereits nach Paris auf. Auch dorthin sollte Frau v. Krüdener ihm folgen, und sie that es mit Freuden. Sie war begeistert dafür, durch den allmächtigen Zaren einen christlichen Bund für den ewigen Frieden der Welt zu Stande zu bringen.

Wie er es gewünscht, bezog sie ein Hotel, welches in der Nähe des Elysée-Palastes lag, wo er wohnte, und zu welchem er durch eine kleine Gartenthür unbemerkt gelangen konnte. Jeden Abend brachte er hier bei der Sibylle zu; sie lasen zusammen die Bibel und beteten; am Sonntag Morgen wohnte die Baronin, in einen weißen Schleier gehüllt, dem griechischen Gottesdienst im Elysée bei. Der glühende Eifer, mit dem sie ihre Mission beim Zaren verfolgte, machte ihr selber manchmal Angst; oder sie that es aus List, daß sie dem Kaiser zuweilen ihre Befürchtung aussprach, er möchte in dem betäubenden Wirrwar der Pariser Feste und Gesellschaften ihrer und ihrer frommen Mahnungen überdrüssig werden.

„Besorgen Sie nichts, Madame," erwiederte Alexander ihr einmal darauf; „schelten Sie mich nur immer; ich werde mich durch Gottes Gnade ganz nach Ihren Worten richten."

Entsprechend dieser Versicherung hielt er sich nun von der großen Welt ganz zurückgezogen, besuchte weder ein Theater noch eine der Gesellschaften, wo er ein Jahr zuvor in Wien als ein Abgott gefeiert worden war.

Digitized by Google

Natürlich blieb sein Verkehr mit der Krüdener kein Geheimniß, und die russische Baronin, welche sich allein so hoher Auszeichnung erfreute, wurde für die Gesellschaft und besonders auch für die Diplomaten, die auf den Zaren einwirken wollten, ein Gegenstand des größten Interesses. Metternich und Talleyrand umwarben sie. Die vornehmsten Kreise zogen sie heran, und viele Mitglieder derselben ließen sich die Predigten und Betstunden gefallen, die sie ihnen in ihrem Zimmer hielt, und wozu sie Einladungen ergehen ließ.

Dergleichen religiöse Schwärmereien werden leicht in Zeiten Mode, die durch außerordentliche Ereignisse die Gemüther bewegen. So war es auch damals in Paris der Fall. Die vornehme Frauenwelt that Buße, ohne sich doch in ihren Festen und Leichtlebigkeiten stören zu lassen. Frau v. Krüdener's Verzücktheiten und romantisch-religiöse Phantasien gefielen. Magnetisirende Wunderthäter sind in solchen Zeitläuften auch immer zur Stelle. Damals trieb einer derselben, Namens Bergasse, in den feinen Salons von Paris sein Wesen, und Frau v. Krüdener führte ihn auch dem Zaren zu. Was sie nicht that, that er, um die unklare Gefühlsseligkeit des weichlichen Charakters Alexander's endlich zu einem Ausdruck in einem wundersamen Aktenstück zu bringen, eigenhändig von ihm geschrieben und die Grundzüge des heiligen Fürstenbundes enthaltend, mit dem das goldene Zeitalter für die christlichen Völker anbrechen sollte.

Dies Aktenstück ließ der Zar zunächst seinen zwei Verbündeten, dem Kaiser Franz und dem König Friedrich

Wilhelm, zugehen, damit sie es mit unterschrieben. Der österreichische Kaiser fand jedoch die Sache bedenklich.

„Schauen's, Majestät," meinte er zu Alexander, „wenn es sich bei dieser geheimen G'schicht' um Religion handelt, so muß ich erst meinen Beichtvater befragen; ist's aber Politik, so meinen Kanzler."

Darauf fragte er diesen, und Metternich, der dem Zaren die Freude über seine Idee nicht verderben wollte, beruhigte seinen Herrn mit der Versicherung, der Vertrag enthielte nur harmlose Redensarten, und er könne ihn getrost unterzeichnen.

Der preußische König erhob nicht einmal Bedenken. Die Sache entsprach zu sehr den religiösen Empfindungen, von denen er selbst erfüllt war.

Vor ihrem Abschied von Paris wurde also von den drei Monarchen die „heilige Allianz" geschlossen, die Europa in der That lange unter ihrem Einfluß hielt und die eigentlich nur das Werk der Frau v. Krüdener war. Es wurde darin gelobt, „gemäß den Worten der heiligen Schrift, die allen Menschen befiehlt, sich als Brüder zu lieben, durch die Bande der wahren und unauflöslichen Bruderliebe verbunden zu bleiben, sich stets Beistand und Hilfe zu leisten, ihre Unterthanen als Familienväter zu regieren, die Religion, den Frieden und die Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten."

Alle Fürsten, die diese geheiligten Grundsätze anerkennen wollten, wurden zum Beitritt aufgefordert, und Alle ließen sich dazu bestimmen, mit Ausnahme des Prinzregenten von England, der nach den Gesetzen des Landes nicht in

eigener Person selbsthandelnd einen Staatsakt verrichten darf, aber seine persönliche Beistimmung gab, ferner des Papstes und auch des Sultans.

In Wahrheit war also Niemand anders, als Frau v. Krüdener die Urheberin dieses denkwürdigen Bundes, und sie fühlte sich nicht wenig stolz ob ihres Triumphes.

Merkwürdiger Weise hat sie aber von keiner Seite Dank dafür geerntet, vielmehr die kränkendste Behandlung, schließlich sogar vom Zaren selber. Im September 1815 trennte sich dieser in Paris von der Sibylle, die bisher einen so bestimmenden Einfluß auf ihn gehabt, und zwar wie von einer Heiligen, die er als ihr Jünger ewig verehren werde. Die Baronin wandte sich nach Basel, und begann da als eine religiöse Schwärmerin, die im Glauben an ihre Mission für die sündige Menschheit und für die Herstellung einer neuen Ordnung der Welt natürlich erstarkt war, mit Erbauungsstunden ein Treiben, welches bald Unfrieden und Zwiespalt in die Familien und Gemeinden brachte. Infolge dessen wies man sie aus der Schweiz aus.

In Oesterreich, wohin sie sich zunächst begab, duldete man sie ebenso wenig. Fürst Metternich wünschte keinerlei neue Aufregung der Geister, nachdem sie mittelst der heiligen Allianz überall in Europa zum Schweigen gebracht waren.

So rächte sich an der Frau v. Krüdener ihr eigenes Werk. Frankreich wehrte ihr auch den Eintritt, in Deutschland war ihres Bleibens nur eine kurze Zeit in Leipzig; dann erschien sie für die öffentliche Ruhe so gefährlich,

daß man sie 1818 unter polizeilicher Bedeckung über die russische Grenze schickte.

Als eine wirkliche Märtyrerin kam sie nach ihrem Vaterlande zurück, in das Reich des Selbstherrschers, der ihr drei Jahre zuvor zerknirscht über seine schwächliche Menschlichkeit zu Füßen gelegen, um Erhebung zum Glauben und zu einer Gott wohlgefälligen That durch ihren Beistand zu finden. All' diese Macht über den Zaren war nunmehr aber in nichts zerflossen, denn der Zar war mit den Erfolgen seiner „heiligen Allianz" gar wenig zufrieden. Frau v. Krüdener mußte schmerzlich diesen Umschlag daran erfahren, daß man ihr von Seiten des Kaisers verbieten ließ, nach Petersburg zu kommen. Sie ging daher nach ihrer Geburtsstadt Riga. Aber den Ehrgeiz, noch eine neue, größere Rolle zu spielen und ihren Einfluß auf Alexander zurückzugewinnen, ließ sie nicht fahren. Sie wagte trotz des kaiserlichen Verbotes sich nach Petersburg. Gab es ihrer Meinung nach doch gerade eine günstige Gelegenheit, mit ihren schwärmerischen Ideen auf den Zaren auf's Neue einzuwirken. Die Griechen waren in Aufstand gegen die Türkenherrschaft gerathen. Da galt es also, Christenthum und Humanität gegen Ungläubige und Barbarei zu retten. Dazu wollte sie den Kaiser bestimmen.

Vergeblich. Ihre Versuche hatten nur zur Folge, daß sie aus Petersburg verwiesen wurde. Alexander war zu sehr unter die Einflüsse der nüchternen Politik Metternich's gerathen, der die Griechenrevolution verdammte und auch den Sultan als ein Mitglied der europäischen Herrscher-

verbrüderung angesehen wissen wollte, der in der Aufrechterhaltung seiner Rechte von den übrigen Fürsten unterstützt werden müsse. Frau v. Krüdener war empört über das Mißlingen ihrer Absicht und schrieb die Schuld daran der Umgebung des Zaren zu, dessen Lenksamkeit sie ja genugsam kannte. Da war zumal Fürst Galyzin, sein langjähriger Freund und Vertrauter. Der mußte gestürzt werden, sagte sie sich, und ging auch sofort an's Werk. Konnte sie es nicht selber bewirken, so durch Mittelspersonen, denen sie ihre Ideen einflößte.

Mindestens scheint ein Ereigniß, welches sich im Frühling 1824 im kaiserlichen Palast zu Petersburg abspielte, in solchem Zusammenhang mit ihrem Treiben zu stehen. Es kam damals ein Archimandrit, Namens Photi, in die russische Residenz, und verstand es, auf Schleichwegen eine Reihe von „Sendschreiben" voll unsinniger Schmähungen auf Galyzin heimlich an den Kaiser gelangen zu lassen. Unter Berufung auf himmlische Erscheinungen, die ihn mit der Bekämpfung Satans und seiner Gesellen beauftragt haben sollten, empfahl Photi Maßregeln zur „Ausrottung der Gottlosigkeit", und zu diesem Zweck unter Anderem Galyzin's Entlassung als Minister, denn der sei ein „geistlicher Napoleon".

Und Alexander war schwach genug, auf diese tollen Schreiben etwas zu geben und ließ eines Nachts im tiefsten Geheimniß auf einer Nebentreppe den Mönch Photi direkt in sein Kabinet kommen. In einer dreistündigen Audienz entwickelte ihm dieser sein „von Gott eingegebenes" Programm. Der Kaiser war tief erschüttert und dieselbe

Scene wie mit der Krüdener in Heidelberg wiederholte sich. Ein über das andere Mal rief er aus: „Herr, wie gnädig und barmherzig bist Du gegen mich! Gleichsam direkt vom Himmel hast Du mir einen Engel gesendet, um mir Recht und Wahrheit verkündigen zu lassen."

Schließlich sank er wie gebrochen in die Kniee und bat um den Segen des Archimandriten, dem er feierlich Gehorsam lobte. In der That, am 15. Mai 1824 enthob ein kaiserlicher Ukas den Fürsten Galyzin, mit dem der Kaiser dreißig Jahre lang in engsten Freundschaftsbeziehungen gestanden hatte, seines Postens als Kultusminister.

Frau v. Krüdener begab sich bald darauf nach der Krim. Es hieß, der Kaiser wolle dort einen Sommeraufenthalt nehmen und während dessen hoffte sie, ihm begegnen oder ihn aufsuchen zu können. Aber Alexander kam nicht. Nicht allein, daß er mehr denn früher voller Widersprüche und Reizbarkeit geworden war, sondern er lebte nun auch in Angst vor Verschwörungen und vor einem gewaltsamen Ende, wie es seinem Vater, dem Zaren Paul, bereitet worden war. Dies verdüsterte ihn vollends und er zog sich gänzlich von Welt und Menschen und selbst von dem Umgange mit seiner Familie zurück.

Die überspannte Baronin blieb in der Krim mit ihrer Tochter und deren Gemahl, dem Staatsrath Berkheim; sie gedachte, da der Kaiser ihr noch nicht wieder zugänglich wurde, sich inzwischen durch Gründung einer Sekte zu entschädigen, und glaubte vortreffliches Material dazu in den deutschen Ansiedlern zu finden, die aus der Pfalz und aus

Digitized by Google

Württemberg während der napoleoniſchen Zeit nach Südrußland gezogen waren. Mitten in dieſer Arbeit ſtarb ſie am 13. Dezember 1824 zu Karaſu-Baſar in Taurien, 58 Jahr alt, eine merkwürdige Frau, deren ſchwärmeriſche Miſſion eine geſchichtliche Bedeutung behalten wird.

Ihr Werk, die heilige Allianz, lebte auch kaum länger als ſie ſelber, denn mit dem Tode Alexander's ging ſie auseinander. Faſt genau ein Jahr ſpäter als Frau v. Krüdener erfolgte Alexander's Tod. Er hatte ſich im Spätſommer 1825 endlich wirklich nach Südrußland begeben, krank an Geiſt und Körper. In der Stadt Taganrog am aſow'ſchen Meere traf er noch einmal mit ſeiner Gemahlin zuſammen. Am 1. Dezember verſchied er dort in Einſamkeit. Nicht weit von der Stelle, wo ſeine Sibylle das Ende ihrer Wallfahrt gefunden, fand er das ſeinige.

Gasthöfe und Hotels.

Kulturgeschichtliche Skizze

von

A. Oskar Klaußmann.

(Nachdruck verboten.)

Gastwirthschaften und Gasthöfe gehören zu den Einrichtungen einer ziemlich weit fortgeschrittenen Kultur, und weder bei den wilden Völkern, noch im grauesten Alterthum finden wir Andeutungen dieser jetzt so unentbehrlichen Einrichtung. Es waren in jenen Zeiten die Menschen, die zu reisen gezwungen wurden, auf die Gastfreundschaft angewiesen, die von allen Völkern in weitestem Umfange geübt wurde, und über welche fast alle Religionen der Kulturvölker strenge und ausführliche Bestimmungen enthalten, so wie heute noch die Kabylen und Araber jeden Menschen, der in ihren Zelten Schutz und Unterkommen sucht, für einen Schutzbefohlenen und für unverletzlich halten, selbst wenn es sich herausstellen sollte, daß der Gast ihr Todfeind ist.

So wurden zu allen Zeiten und bei allen Völkern, die aus dem ersten Urzustand herausgekommen waren, die Fremden als unter dem besonderen Schutze der Götter stehende Personen betrachtet, denen man alles Gute und

Digitized by Google

Liebe zu erweisen hatte. Einzelne Völker, wie die Slaven, auch die Germanen, aber diese erst in zweiter Reihe, haben es sogar zu einem gewissen Ruf wegen ihrer seit Jahrhunderten geübten Gastfreundschaft gebracht, von welcher sich Ueberreste selbst bis in unsere Zeit hinein erhalten haben.

Aus den alten Schriftstellern Griechenlands und Roms wissen wir, daß es auch dort üblich war, jeden Fremden, der um Aufnahme bat, Tage lang zu beherbergen und mit dem Besten zu versehen, bevor man überhaupt fragen durfte, wer er sei und woher er käme, und welches die Absichten und Zwecke seiner Reise wären.

Mit der weiteren Entwickelung des Verkehrslebens, des Handels und der Reisen wurden sogar besondere Gastfreundschaftsbündnisse durch Geben und Nehmen bestimmter Zeichen zwischen ganzen Stämmen und einzelnen Familien abgeschlossen, Abkommen, die natürlich auf Gegenseitigkeit beruhten, die aber besonders im alten Rom und auch in Sparta gesetzliche Regelung erfuhren.

Je höher indessen der Verkehr zwischen den Völkern sich entwickelte, desto unzulänglicher mußte das Angewiesensein auf die Gastfreundschaft werden, und so entstanden zu allererst in Griechenland, besonders in Athen und Sparta die Panoikien, d. h. Herbergen, in denen Jedermann Unterkommen finden konnte, wenn er in der betreffenden Stadt keine Gastfreunde aufzuweisen hatte.

Allerdings glichen diese Gebäude und Anstalten durchaus den Karawanserais des Orients, von denen wir später sprechen werden, und welche als Urbilder unserer jetzigen

Hotels zu betrachten sind; sie waren aber sehr wohl zu unterscheiden von den Leschen, die man ebenfalls in Athen und Sparta kannte, welche aber nur für den Ausschank von Getränken, nicht für die Fremdenbeherbergung dienten. Sie bildeten einen Erholungs- und Versammlungsort für vornehme Müßiggänger.

Im alten Rom fanden sich Gasthofseinrichtungen ebenfalls schon in frühester Zeit unter dem Namen „deversoria". Sie dienten zur Unterbringung vornehmer Fremden und unterschieden sich dadurch von den cauponae und tabernae, welche Gasthöfe für die Fechter, Sklaven und Leute aus den untersten Ständen bildeten. Von ihnen wiederum zu unterscheiden waren die popinae, Garküchen, welche nicht dem Gasthofbetriebe dienten, sondern Schankstätten bildeten. Eine eingehende und anziehende Schilderung eines solchen altrömischen Gast- und Weinhauses liefert uns Lytton Bulwer in seinen „letzten Tagen von Pompeji".

Schon sehr früh waren im Orient die bereits erwähnten Karawanserais entstanden, welche dadurch hervorgerufen wurden, daß die Reisenden in den öde und unbebaut liegenden Strecken Arabiens, Kleinasiens, Persiens, der Mongolei, ja selbst in Indien und China Tage lang nicht in Ortschaften kamen, in denen sie ein Unterkommen hätten finden können. Wenn wir die Geschichte dieser hier erwähnten Staaten durchblättern, so finden wir stets unter den Herrschertugenden ausgezeichneter Regenten angeführt, daß ihr Bestreben darauf gerichtet war, die Landstraßen von Räubern zu befreien, die öffentliche Sicherheit herzustellen und Karawanserais anzulegen.

Digitized by Google

Den Namen Karawanserai erhielten die Einrichtungen dadurch, daß sie stets zur Aufnahme ganzer Karawanen eingerichtet waren; denn bekanntlich reiste man wegen der Gefährlichkeit dieser Wege und ihrer Unsicherheit durch wilde Thiere und Räuber nicht einzeln, sondern die Handelsleute thaten sich zusammen zu bewaffneten Zügen, denen sich dann diejenigen Reisenden anschlossen, die in eigenen Zwecken, oder um eine Wallfahrt zu unternehmen, zu reisen gezwungen waren.

Diese Karawanserais bestanden lediglich aus offenen, hallenartigen Gebäuden zur Aufnahme der Reisenden, einem überdachten, geschützten Raum zur Aufnahme der Last-, Zug- und Reitthiere, wie Kameele und Maulesel; die größte Wohlthat aber, die sich in ihnen vorfand, war eine Cisterne oder ein Brunnen, denn gerade der Wassermangel machte sich auf einer solchen Reise durch diese Gegenden am allerfühlbarsten. Sonst erwartete man, daß die Reisenden Alles mit sich führten, sogar das Brennmaterial. Dafür hatten sie aber für die Aufnahme in solche Karawanserais nichts zu entrichten; man erwartete kaum von ihnen, daß sie die Spuren ihrer Anwesenheit verwischten und den Ort reinigten, an welchem sie die Nacht zugebracht hatten. Dem Beispiele der Regenten und hochgestellten Persönlichkeiten folgten im Orient auch andere hochherzige oder fromme Leute, indem sie oft große Summen zur Anlegung und Unterhaltung solcher wohlthätiger Anstalten ausgaben.

Bei einem der ältesten Kulturvölker, bei den Chinesen, finden wir neben solchen Karawanserais aber auch schon

frühzeitig andere Gebäude an den Hauptlandstraßen, welche Kong-Kuan genannt wurden. Sie waren von der Regierung für reisende Mandarinen und Gesandte bestimmt, welche zu jeder Zeit in ihnen Aufenthalt und Wohnung nehmen konnten. Diese Häuser waren gut möblirt und mit Proviant versehen, die in gewissen Zeiträumen nothwendigen Ergänzungen mußten von den Mandarinen der zunächst gelegenen Orte beschafft werden.

In einigen Ländern Indiens finden wir heute noch die Tschultries, Gebäulichkeiten, welche, aus leichtem Bambus erbaut, eigentlich nur aus einem Dach mit durchsichtigen Wänden aus Flechtwerk und einer offenen Veranda unter Dach bestehen, in deren Nähe sich ebenfalls ein Raum für die Last-, Zug- und Reitthiere, vor Allem aber auch ein Brunnen befindet. Hier haben diese Tschultries, ebenso wie die heutigen Karawanserais in Persien und Arabien sowohl wie in China, ihre Form und Einrichtung durchaus nicht geändert, aus dem einfachen Grunde, weil in diesen Ländern die Beförderungs- und Verkehrsmittel sich auch nicht geändert haben.

Anders aber gestaltete sich die Einrichtung der Gastwirthschaft in denjenigen Kulturländern, die in stetem Fortschreiten begriffen sind. Auch in Deutschland war man in den frühesten Jahrhunderten auf eine Gastfreundschaft einfachster Art angewiesen, und Derjenige, der keinen Gastfreund in einem Orte hatte, durch den er kam, mußte sich darauf verlassen, die Gastlichkeit und Gastfreundschaft fremder Personen auf die Probe zu stellen. Indeß reiste man in jener Zeit außerordentlich wenig in Deutschland,

denn die Beweglichkeit der Bevölkerung ist stets ein Zeichen hoher Kultur und lebhaften Verkehrs. Vor fünf Jahrhunderten noch zeichnete aber den deutschen Bürger Seßhaftigkeit aus, und Jahrhunderte lang mögen viele Städtebewohner kaum aus den Mauern ihres Ortes, und viele Dorfbewohner kaum bis zur nächsten Stadt gekommen sein.

Vergessen wir doch nicht, daß vor Einführung der Eisenbahnen die Reiselust in Deutschland eine sehr geringe war, und gehen wir nun gar um ein paar Jahrhunderte zurück, so sieht es mit dem Reisen ganz traurig aus. Zu seinem Vergnügen reiste damals wohl Niemand, denn abgesehen von der Bodenlosigkeit der Wege, über welche wir heute noch in den alten Chroniken jener Zeit eine Menge Klagen finden, waren die Straßen äußerst unsicher. Es waren auch außerdem bei der Zerrissenheit Deutschlands in eine Menge kleiner Staaten, Grafschaften, Abteien und Fürstenthümer eine solche Unmasse von Zoll- und Paßschranken überall aufgerichtet, daß das Reisen in der That eine Qual war.

Das Reisen war auch sehr kostspielig, denn man mußte mit eigenem Wagen, mit eigenen Pferden, mit eigener Dienerschaft, ja sogar mit eigenen Vorräthen reisen. Als sich nämlich ungefähr im 14. oder 15. Jahrhundert doch in den Städten einzelne Unternehmer gefunden hatten, die Herbergen errichteten, erhielt der Reisende in diesen Häusern nichts, als vielleicht ein Bund Stroh zum Nachtlager, und man erwartete von ihm, daß er alles zum Leben Nothwendige mit sich bringe. Das Einzige, worauf er Anspruch machen durfte, war ein Platz an der Herdstelle,

auf dem er sich seine Speisen und Getränke zubereiten konnte.

Das Wort „Herberge" deutet ja auch nur ein „Nachtlager" an, denn es stammt von „heriberga", das ist der Ort, wo ein Heer sich birgt, also ein Feldlager, dann ein Ort, wo überhaupt ein Fremder die Nacht zubringt.*)

Wenn wir die Schriften aus der Zeit des 14. und 15. Jahrhunderts durchblättern, die sich bis heute erhalten haben, und hier und da eine kurze Schilderung des damaligen Gasthoflebens finden, oder uns aus den hier und dort zerstreuten Bemerkungen ein Bild zu machen suchen, so ist das Resultat ein ziemlich trauriges. Der Wirth traute den Gästen nicht und die Gäste trauten dem Wirth nicht. Der Wirth war sehr leicht geneigt, die Fremden, die bei ihm einkehrten, für Abgesandte von Dieben, Mördern und Räubern, vielleicht auch für Zauberer zu halten, kurzum für seine Feinde, die es auf sein Hab und Gut oder gar auf sein Leben abgesehen hätten. Es wurde daher auch in allen diesen Herbergen ohne Vorausbezahlung nichts verabreicht, und gewöhnlich erhielten die Gäste ihr Nachtlager nicht in demselben Gebäude, in dem der Wirth mit seiner Familie schlief, sondern sie mußten in einem Stalle oder einem sonst einzeln stehenden Gebäude nächtigen, oder in einem Raum, wo sie der Wirth des Abends ein-

*) Die italienische Bezeichnung „albergo" und das französische „auberge" sind erst aus dem deutschen „heriberga" entstanden; demnach scheint diese Einrichtung in Deutschland früher vorhanden gewesen zu sein, als in den beiden anderen Ländern.

Digitized by Google

schloß, und den sie erst am anderen Morgen wieder verlassen konnten.

Aber auch die Gastwirthe erfreuten sich keines guten Rufes.*) Durch ihren beständigen Verkehr mit Fremden, mit fahrenden Leuten und mit allerlei Gesindel wurden sie bei ihren eigenen Mitbürgern wenn nicht „unehrlich", so doch anrüchig, und auch der Reisende fürchtete beständig von ihnen betrogen, ja um Hab und Gut, wenn nicht um's Leben gebracht zu werden. Schon damals spukten in Deutschland die Erzählungen von der Ermordung einsamer Reisender in abgelegenen Gasthäusern, dieselben Erzählungen, die wir heute noch in einer gewissen Sorte von Romanen wiederfinden.

Nun waren aber doch auch in jener Zeit einzelne Stände zum Reisen gezwungen, so zum Beispiel die Mitglieder der Innungen, denn es wurde in keiner Zunft Einer zum Meister gemacht, der nicht als Gehilfe oder Geselle einige Jahre hindurch auf Reisen gewesen war. Da nun die Zünfte im Allgemeinen auf das Wohl ihrer Mitglieder auf das Allerbeste bedacht waren, so verstand es sich von selbst, daß auch durchreisende und ankommende Mitglieder der Zünfte sich einer guten Aufnahme versichert halten konnten, wenn sie sich durch Zeichen und Worte als der Zunft zugehörig auswiesen. So entstanden die Zunft-

*) So konnten z. B. in die im Jahre 1593 von Friedr. Pizzi in Rom gestiftete „Erzbrüderschaft der Wundmale des heiligen Franz" alle Stände, selbst die niedrigsten, eintreten, nur „Wirthen" aller Art war die Aufnahme versagt.

herbergen, die sich in ihren Grundzügen noch bis heute erhalten haben. Sie sind als Vorläufer unserer Hotels, allerdings gewissermaßen nur für geschlossene Gesellschaften, zu betrachten, aber sie waren in der That Häuser für Gäste, wie ja auch das Hotel seinen Namen aus dem mittellateinischen „hospitale", das heißt eigentlich „domus hospitalis — das gastliche Haus", ableitet.

Aber auch diese Herbergen, so vortrefflich sie waren, gewährten eben nur Schutz, angenehme Gesellschaft, Sicherheit, gute Kost, Unterstützung bei mangelnden Mitteln den Mitgliedern der Zünfte, andere Reisende waren in jener Zeit — wir sprechen immer noch vom 15. Jahrhundert — auf ein anderes Unterkommen angewiesen.

Ihnen gewährten die Klöster Unterkunft. Zu anderen vortrefflichen, kulturhistorisch wichtigen und interessanten Eigenschaften und Einrichtungen der Klöster gehörte auch der Umstand, daß sie Jedermann Asyl und Obdach gewährten, ohne zu fragen, ob der Betreffende dafür auch Entschädigung leisten wolle. So wurden denn die Klöster zu jener Zeit in der That zu Zufluchtsstätten für Reisende, zu Hotels, in denen Jeder aufgenommen wurde, der kein Obdach hatte und keinen Gastfreund im Orte besaß. Man forderte von den Gästen dafür nichts, aber sie zeigten sich wohl oft erkenntlich für die Aufnahme, die sie gefunden hatten; sie machten dem Kloster Geschenke oder ließen kostbare Gegenstände zurück, welche zum Schmuck der Kirche und des Altars dienten.

Es mag dadurch oft in reichen Klöstern, die an der großen Heerstraße lagen, ein reges Leben und Treiben

geherrſcht haben, das ſich mit der ſtrengen Klauſur nicht vertrug. Es wurden deshalb in den Klöſtern bald beſondere Gebäude und Räumlichkeiten für Fremde hergeſtellt, damit nicht die Ordensbrüder in ihrer Andacht und Beſchaulichkeit durch den Trubel geſtört wurden. Ja bald errichtete man dieſe Gebäude zur Aufnahme der Fremden direkt außerhalb der Kloſtermauern und übertrug ihre Verwaltung Laienbrüdern oder Pächtern, welche ſchließlich die Aufnahme und Verpflegung der Fremden leiſteten. Damit waren die erſten wirklichen Hotels geſchaffen, und dieſelben ſind daher gewiſſermaßen als eine Inſtitution der Kirche zu betrachten.

Dieſe Herbergen, in denen man nunmehr gegen Entgelt Unterkommen und Verpflegung finden konnte, wurden aber auch bald von den einheimiſchen Bürgern als ſehr angenehme Einrichtungen betrachtet, ſie waren Orte, wo man wegen der zahlreich verkehrenden Fremden ſtets gutes Getränk hielt, und die Deutſchen haben ſeit undenklichen Zeiten eine beſondere Vorliebe gehabt für die Orte, „wo man einen Guten ſchänkt.“

Allerdings die hohe Polizei jener Zeit, die durchaus moraliſch war, hielt dieſe Gaſt- und Schankwirthſchaften unter ſtrenger Aufſicht, nicht nur deshalb, damit verhütet würde, daß verdächtiges, durchreiſendes Geſindel in ihnen ſich feſtſetze und der Stadt Schaden zufüge, ſondern auch, damit den Bürgern nicht Gelegenheit zu noch größerer Schlemmerei und Völlerei gegeben würde, als ſie ohnedies in ihren eigenen vier Pfählen trieben. Wenn am Abend das Geläute von der Kirche ertönte, und die Rathsglocke

dann das Zeichen gab, mußten alle Wirthsstuben und Herbergen geschlossen werden. Innerhalb der Zimmer war allerdings den Gästen noch gestattet, aufzubleiben, aber man ging damals im Allgemeinen früh schlafen, gewöhnlich mit Sonnenuntergang, aber im Sommer meist noch früher, nämlich um acht Uhr, man stand aber auch zu allen Jahreszeiten um fünf Uhr früh auf und aß schon um zehn Uhr zu Mittag.

Im 16. Jahrhundert sind die Gasthäuser in Deutschland schon auf einer weit höheren Stufe. Trotzdem führen Reisende, insbesondere aus Italien und Frankreich, noch immer über ihre Einrichtung laute Klagen.

Wie anders die Verhältnisse hingegen heute geworden sind, brauche ich wohl nicht besonders anzuführen. Jeder Mensch, der mit den heutigen Verkehrsverhältnissen einigermaßen bekannt, der mit der Entwickelung des Handels vertraut und selbst auf Reisen gewesen ist, kennt auch die ungeheure volkswirthschaftliche Bedeutung der Hotels der Jetztzeit.

Nach einer Statistik, die im Jahre 1882 in der kleinen Schweiz, die allerdings das Hauptcentrum für den Fremdenverkehr ist, angestellt wurde, gab es dort 1002 Hotels und Gasthöfe. Die Zahl der Tage im Jahre, an welchen die Häuser voll besetzt waren, betrug durchschnittlich allerdings nur 72, und doch hatten diese Fremden-Etablissements im Jahre einen Umsatz von nahezu 53 Millionen Franken.

Jene großartigen Hotels mit internationalem Stempel, die zuerst in Amerika entstanden sind, und die man jetzt auch in Paris, London, Berlin, Wien finden kann, sind

Einrichtungen von bewundernswerther Eleganz, Großartigkeit und Bequemlichkeit. Sie beschäftigen Hunderte von Persönlichkeiten, und ihr Umsatz zählt nach Millionen. Sie machen allerdings den Reisenden zu einer bloßen Nummer, um die sich Niemand weiter kümmert, und jene schöne Zeit, die nicht ohne Poesie war, ist vorüber, wo der Gast in guten und anständigen Hotels schließlich zu einem Mitgliede der Familie wurde, wo der Wirth und seine Angehörigen mit dem Gaste speisten und verkehrten, und wo weniger auf Eleganz und Großartigkeit, als auf höchste Solidität und Sauberkeit und auf Vortrefflichkeit der Speisen und Getränke gesehen wurde.

Nur eine Art von Fremdenetablissements erinnert auch heute noch an jene alten Zeiten, die sogenannten „Pensionate", die sich jedoch gewissermaßen auch in einem Uebergangsstadium befinden. Wie sie sich später gestalten werden, wird natürlich erst die Zukunft lehren.

Digitized by Google

Unſer Maikäfer.

Ein Bild aus der Inſektenwelt.

Von

J. Heimwahl.

(Nachdruck verboten.)

Der wonnige Lenz iſt gekommen mit ſeiner Farbenpracht und ſeinem Blüthenduft und hat die bunten Blumenſpenden hingegoſſen über die grünenden Matten des Wieſengrundes und über den knospenden, blühenden Wald. Der Himmel glänzt ſo blau, die Lüfte wehen ſo lind, Vogelſang erfreuet jedes Herz. Und wenn dann der Abend ſich ſenkt, durch den dunkelblauen Nachthimmel die wachſende Scheibe des Mondes zieht, dann erwacht wieder ein neues, nicht minder anziehendes Leben. Mancher kleine Sänger iſt nicht verſtummt und läßt noch laut ſein jubelndes Lied ertönen. Frau Nachtigall hat die Soloſtimme in dem täglichen Abendkonzerte übernommen und eine der Brummſtimmen iſt einem Käfer übertragen, der ſein Amt mit Meiſterſchaft verwaltet. Wenngleich er nur eine Nebenrolle ſpielt, ſo liegt er doch ſeiner Pflicht mit einem ſolchen Dienſteifer ob, daß es gar nicht ſelten iſt, wenn er in übergroßer Haſt irgend einem harmloſen Spaziergänger einen derben Naſenſtüber verſetzt, wider ſeinen Hut anprallt mit ſolcher Gewalt, daß dieſer faſt aus dem Gleich-

gewicht geräth, einer nervöſen Dame in die Friſur ſich verirrt, oder einem einſamen Stubenhocker als ſurrendes Geſpenſt durch das geöffnete Fenſter einen Beſuch abſtattet, als wollte er ihn einladen, die ſtaubigen Bücher zu verlaſſen, und draußen in freier Natur an dem Frühlingsfeſte ſich zu erquicken.

Die Frühlingsluft hat unſeren Maikäfer hervorgelockt, denn nun iſt ſein Tiſch gedeckt. Die zarten Blätter der Weißbuchen, der Eichen und Zwetſchenbäume, der Stachelbeeren und Weißdornhecken rufen ihn herbei, und er iſt ein Gaſt, der den Namen eines Koſtverächters durchaus nicht verdient. Man muß es geſehen haben in den Jahren, wo er in Menge erſcheint, wie die Hecken und Bäume von ſeinem Beſuche erzählen. Alles iſt ihm recht; er frißt die Blätter faſt aller Laubbäume, nur die Linde, Ulme, Akazie und Traubenkirſche rührt er nicht an, in der Noth dagegen verſchmäht er ſogar die harzigen Nadeln der Lärchen und Fichten nicht. Wo er es bekommen kann, zieht er Eichen- und Buchenlaub dem anderen vor.

Unſer Maikäfer erſcheint im Frühjahr, gewöhnlich im Mai, daher ſein Name; zuweilen zeigt er ſich ſchon im April und nicht ſelten dauern einzelne Exemplare bis Juni und ſogar Juli aus. Bald nach ihrem Erſcheinen paaren ſich die Maikäfer. Dreimal findet eine ſolche Paarung ſtatt, und nach jeder begeben ſich die Weibchen, welche leicht an den kürzeren Fühlhörnern zu erkennen ſind, in die Erde und legen ihre Eier in kleinen Häufchen vier bis acht Zoll tief unter der Oberfläche des Bodens ab. Bei der letzten Ablegung der Eier verbleibt das Weibchen

gewöhnlich in der Erde und ſtirbt, während die Männchen, und zwar ebenfalls kurze Zeit darnach, auf den Bäumen ſterben. Iſt das Wetter warm und ſchön, ſo währt die Flugzeit nur etwa zehn bis vierzehn Tage, iſt es aber kalt oder naß, ſo halten ſich die Käfer unter Baumblättern verborgen, oder ſie gehen auch wieder in die Erde zurück und warten günſtigere Zeit ab. Dadurch wird dann die Flugzeit verlängert, ſo daß den ganzen Mai und auch Juni hindurch, wie die Witterung es erlaubt, Maikäferſchwärme erſcheinen.

Der Eierſtock des Weibchens enthält in zwölf Kanälen je ſechs Eier, ſo daß ſich die Geſammtzahl auf zweiundſiebenzig beläuft, die jedoch nicht alle zur Entwickelung gelangen. Vielmehr finden ſich höchſtens dreißig entwickelte Eier vor.

Nach vier bis ſechs Wochen kommen aus den Eiern kleine Würmchen, Engerlinge, hervor, mit dickem Kopf, ſtarken Freßzangen, geringeltem Leib und ſechs Beinen. An neun Ringen ihres weißgelblichen Leibes iſt ſeitlich ein Luftloch von brauner Farbe ſehr wohl zu bemerken; denn der Engerling athmet, wie auch der Käfer, nicht durch den Mund, ſondern durch dieſe Oeffnung, durch welche die äußere Luft in feine, häutige Röhren, Tracheen, eintritt. Dieſe Tracheen erweitern ſich beim entwickelten Maikäfer noch zu einer Menge blaſenförmiger Anhängſel, etwa 400 bis 500 Stück, wodurch derſelbe in den Stand geſetzt wird, eine große Menge Luft in ſich aufzunehmen, welche ſeinen verhältnißmäßig umfangreichen Körper zu einem leichten und anhaltenden Fluge geſchickt macht. Vor dem Auf-

fliegen pumpt unser Maikäfer diese Luftbehälter voll, welche Erscheinung die Kinder unter dem Namen „Zählen" kennen.

Die jungen Engerlinge leben in der obersten Erdschicht und ernähren sich von zarten Würzelchen. Schon in diesem ersten Sommer vermögen sie, wenn sie in großer Anzahl auftreten, merklichen Schaden anzurichten. Gegen den Herbst zu, wenn die Oktoberfröste eintreten, wandern sie metertief in die Erde hinein, um sich ein Winterlager zu bereiten. Sie haben nun eine Länge von neun Linien erreicht. Sobald im Frühling der Schnee verschwunden ist und die Sonne dem trocknenden Boden wieder Wärme zutheilt, verlassen die Engerlinge das winterliche Quartier und kehren zu ihrem Pflanzentische zurück. Diesen zweiten Sommer hindurch richten sie große Verheerungen an, denn bis zum Herbst müssen sie eine Länge von vier Centimetern erreichen, und um ein solches Wachsthum zu ermöglichen, ist reichliche Pflanzenkost erforderlich. Im ersten Jahre lebten sie noch familienweise beisammen; nun aber wird ihnen der Herd zu klein; er reicht nicht mehr hin, Alle zu ernähren, darum zerstreuen sie sich, und jeder gräbt für sich etwa einen halben Meter tief Höhlen und Gänge, in denen er den Sommer verbringt. Während der brennenden Mittagshitze und bei anhaltender großer Trockenheit graben sie sich noch tiefer in den Boden hinein. Nach jedem Regen steigen sie empor, bei anhaltender nasser Witterung aber verkriechen sie sich ebenfalls wieder tiefer. Ihre Lieblingsnahrung sind wieder die zarten Wurzelfasern, da diese aber bei weitem nicht ausreichen, um die gefräßigen

Thiere zu sättigen, so machen sie sich auch an die dickeren, holzigeren heran und durchnagen sie.

Im dritten Frühjahre erscheinen die Engerlinge wieder an der Pflanzendecke; doch nun richten sie nicht mehr so vielen Schaden an, denn sie sind jetzt ausgewachsen und bedürfen weniger Nahrung, und überdies ziehen sie sich bereits Ende Juli und Anfangs August in die Erde zurück um sich zu verwandeln. Der Engerling häutet sich zum letzten Male und wird zur Puppe, die alle Theile des vollendeten Käfers zeigt, nur ungefärbt, blaß und weich; in zehn bis zwölf Tagen aber erhalten sie die nöthige Härte und nun liegt das Insekt vier bis zehn Wochen, ohne Nahrung zu sich zu nehmen. Gegen den Herbst wird die Puppenhülle gesprengt und der Käfer schlüpft hervor. Von jetzt an finden sich gar nicht selten beim Neubau eines Hauses, beim Umackern des Feldes oder beim Fällen eines Baumstammes einzelne Maikäfer vor; ja zuweilen arbeiten sie sich sogar selbst an warmen Herbsttagen heraus und fliegen umher, wobei sie jedoch meistens im Nachtreif zu Grunde gehen, wenn sie nicht verstanden haben, sich bei Zeiten wieder in ihre Schlupfwinkel zurückzuziehen. Das Auftreten der Käfer zu dieser Zeit hat also durchaus nichts Ungewöhnliches an sich, und wer irgendwie mit ihrer Entwickelungsgeschichte und Lebensweise vertraut ist, kann sich eines Lächelns nicht erwehren, wenn manche Zeitungen aus dieser Erscheinung einen recht gelinden Winter prophezeien zu müssen glauben.

Erst wenn der nächste Frühling erscheint und Hecken und Gebüsche sich belauben, dann kommt unseres Maikäfers

Zeit, denn weder früher noch später vermöchte er in Masse zu leben. Erst wenn ihm draußen durch den sprießenden Blätterschmuck der Laubbäume das Mahl bereitet ist, dringt der Lenzesruf auch an das Lager des schlummernden Käfers; er wacht auf und arbeitet sich empor an das Tageslicht. Je nach der Dichte und Festigkeit des Bodens braucht er längere oder kürzere Zeit dazu. Immer aber langt er in den Abendstunden an der Oberfläche an, und in solcher Menge brechen dann die braunen Burschen hervor, daß stellenweise der Boden von den vielen runden Fluglöchern siebartig erscheint; namentlich in sandigen Haidefeldern, doch auch in festgetretenen Fußpfaden sogar sieht man den Boden durchlöchert.

In ihrem äußeren Gewande gleichen die ausgeschlüpften Käfer einander ziemlich genau: röthlich-braune Flügeldecken mit vier erhabenen Längslinien, hellbraun-rothe Beine und Fühler, schwarzes Halsschild, der Hinterleib mit dreieckigen, kreideweißen Seitenflecken verziert. Dies ist der allgemeine Typus. Doch werden auch häufig Varietäten angetroffen, Käfer mit rothem Halsschilde, welchen unsere Jugend im Gegensatze zu den schwarz beschildeten „Mohren" den Namen „Rothtürken" oder „Könige" gegeben; die eben ausgekrochenen, noch nicht abgeriebenen und daher wie mit Mehl bestäubten Käfer heißen „Müllerchen". Gleichzeitig mit unserem gewöhnlichen Maikäfer fliegt noch der Roßkastanienkäfer, der „Schornsteinfeger" der Jugend, der mehr Sandboden und niedere Baumparthien liebt, und der stattliche Walker mit weiß marmorirten braunen Deckschilden, der durch Reiben des Hinterleibes gegen die Flügeldecken einen pfeifenden Ton hervorbringt.

Einzelne Jahre, die sogenannten Maikäfer-Flugjahre, zeichnen sich durch ein besonderes massenhaftes Erscheinen der Käfer aus; sie folgen in periodischen Fristen aufeinander, der jedesmaligen Entwickelungszeit einer Generation entsprechend. Sie müssen also alle vier Jahre, jedesmal den fünften Sommer, aufeinander folgen. Interessant ist es, daß diese Flugjahre für die verschiedenen Gegenden nicht die gleichen sind. In Franken und Brandenburg sind es die Schaltjahre, ebenso in der Umgegend von Tharand in Sachsen. Die Beobachtungen der verschiedenen Perioden haben aber noch zu einer andern eigenthümlichen Wahrnehmung geführt, daß nämlich auch die Entwickelungszeit nicht in allen Gegenden die gleiche ist. In der Schweiz, am Oberrhein von Mainz ab und in Frankreich gebraucht der Käfer, um seine vier Entwickelungsstadien vollständig zu durchlaufen, nur drei Jahre, was wahrscheinlich seinen Grund in der größeren mittleren Jahrestemperatur hat, durch welche die Verwandlung des Insektes beschleunigt wird.

In den Flugjahren erscheint oft eine solche Menge Käfer, daß es wirklich zum Erstaunen ist. So erzählt Kirby, daß bei Norwich in England die Felder eines Landmannes ganz von ihnen zerstört worden seien; er habe mit seinem Knechte achtzig Scheffel derselben einsammeln können. Und am 18. Mai 1832 war um neun Uhr Abends die Straße von Gournay nach Gisors in Frankreich mit einer solchen Menge von Maikäfern angefüllt, daß die Pferde des Postwagens beim Ausgang aus dem Dorfe Talmoutiers nicht von der Stelle gebracht werden konnten. In solcher

Menge flogen die Käfer gegen die Köpfe der Pferde an, daß diese, halb blind und scheu, wieder zurückgeführt werden mußten. — Die Insekten werden dann zur verheerenden Landplage, und behördlicherseits werden Schritte gethan, ihrem verderblichen Einwirken zu steuern. Es werden Preise ausgesetzt, für jedes Liter eingelieferter Maikäfer einige Pfennige bezahlt, und die Jugend streift dann vom frühen Morgen bis Abend herum, die Hecken und Bäume werden von den gefräßigen Thieren gesäubert, um recht viele klingende Münze zu erwerben. In dem letzten Flugjahre ereignete sich hierbei ein lustiges Histörchen, welches wir hier folgen lassen. — Der wohllöbliche Magistrat eines kleinen Landstädtchens hatte auf jedes Liter eingefangener Käfer eine Belohnung von acht Pfennigen gesetzt, denn die Noth war groß, die Kirschen- und Zwetschenernte war für dieses Jahr völlig in Frage gestellt und jeder folgende Abend brachte neue Schwärme der ungebetenen braunen Gäste. Manches Liter wurde gesammelt und mancher blanke Zehner klimperte in der Tasche der fleißigen Sammler. Bald war keine Hecke mehr, kein Baum oder Strauch, der nicht abgesucht worden, und die Gefahr war beseitigt. Da eines Tages, als eben die Väter der Stadt im Rathhause versammelt waren, wird ein Bäuerlein gemeldet, das mit einem Leiterwagen voll Säcken angefahren sei.

„Nun, guter Mann, was habt Ihr denn?"

„Maikäfer, Herr! Dreißig Scheffel haben wir abgelesen und sammeln noch mehr. Bei uns droben in den Bergen können wir nichts damit anfangen, und da habe ich gehört, daß Ihr die Thiere gut bezahlt. Bringe

Euch also die Ladung, dreißig Scheffel sind es, und gut gemessen."

Solches war den Stadtvätern noch nicht vorgekommen. Sie sollten die Käfer aus fremden Orten bezahlen, und wer wußte, ob nicht der einen Fracht andere auf dem Fuße folgen würden. Dem Manne wurde klar gemacht, der Preis sei nur für die heimischen Maikäfer ausgeworfen, und unser Bäuerlein mußte mit seiner Ladung abziehen. Doch nach einer halben Stunde kommt ein Mann athemlos und berichtet, draußen bei den ersten Obstwiesen halte der Wagen, und der Bauer sei im Begriff, alle Säcke aufzubinden. Alles eilt hin, und wirklich! unser Bäuerlein ist emsig beschäftigt, seine Gefangenen in Freiheit zu setzen. Ganze Schwärme brummten und surrten in der heißen Mittagssonne und eine Handvoll nach der andern nahm er heraus.

„Meint Ihr, ich solle die Fracht wieder umsonst nach Haus fahren?" entgegnete er gelassen auf die Proteste der Herbeieilenden. „Wollt Ihr die Thiere nicht, ich kann auch nichts damit anfangen." Und mit großer Gemüthsruhe greift er auf's Neue in einen Sack hinein und streut aus. — Was blieb übrig? Unser Landmann erhielt seine Käfer auf Heller und Pfennig bezahlt. —

Feinde haben die Maikäfer eine ganze Menge aus der Welt der Säugethiere, Vögel und Reptilien. Den schädlichen Engerlingen, welche besonders in jedem zweiten Jahre nach dem Flugjahre verheerend auftreten, stellen die in der Erde lebenden Maulwürfe nach, und bei dem vorzüglichen Appetit unseres Wühlers, der täglich so viele Nahrung ge-

braucht, als ſein Körpergewicht beträgt, iſt ſein Vernichtungskrieg gegen die Käferlarven ein furchtbarer. Verſuche, welche Profeſſor Fleiſcher in Hohenheim mit einem gefangenen Maulwurf anſtellte, ergaben, daß derſelbe in neun Tagen außer 193 Regenwürmern, vier andern Kerbthieren und einer Maus nicht weniger als 341 Engerlinge verzehrte. Nicht minder eifrig ſtellt das kleinſte Raubritterchen unſerer heimiſchen Thierwelt, die niedliche Spitzmaus, ihnen nach, ſo daß es ſich lohnte, dieſes nützliche Thierchen überall zu hegen, oder, wo es Noth thut, anzuſiedeln. Dann erhaſcht unſer Igel auf ſeinen nächtlichen Wanderfahrten manchen Engerling; die ſchwarze Krähe und der Staar holen ſie aus der Erde hervor, Blindſchleiche und Eidechſe ſchließen ſich ihnen an in der Bekämpfung der ſchädlichen Thiere. Die an den warmen Abenden herumfliegenden Maikäfer bilden eine fette Beute der Fledermäuſe, welche ſehr wohl die Hecken und Bäume kennen, wo ſie ſich herumzutreiben pflegen. In geräuſchloſem Fluge erhaſchen die Flatterer die Käfer. Sie werden in ihrer Jagd unterſtützt von den Nachtſchwalben und vom Käuzlein. Die am Tage ſchläfrig auf den Blättern hockenden werden von den inſektenfreſſenden Vögeln aufgeſucht und abgeleſen. Auch unſere Hühnerſchaar weiß recht gut die Plätze zu finden, wo die in den Hecken verborgenen Maikäfer für ſie leicht erreichbar ſind; in Menge werden ſie verzehrt und die Hühner ſind um dieſe Zeit ſo geſättigt, daß ſie den Futternapf verſchmähen. Die Eier haben dann einen eigenthümlichen, Vielen nicht angenehmen Geſchmack, weshalb manche Leute zur Maikäferzeit keine Eier eſſen. Bei

ſolch' reichlicher animaliſcher Nahrung wird das Eierlegen indeß ſehr gefördert; oft ſo ſehr, daß mit der Ausbildung des Dotters am Eierſtocke die Abſonderung der das Ei umſchließenden kohlen- und phorphorſauren Kalkſtoffe nicht gleichen Schritt hält. Die Folge davon iſt, daß die Schale nur ſchwach wird, oder wohl gar fehlt. Darum muß man um dieſe Zeit den Thieren reichlich Eierſchalen, Mörtel, oder Weißkalk gewähren.

Was nun die Vertilgung der Maikäfer anbetrifft, ſo darf ſelbſtverſtändlich damit nicht bis zum Ende der Flugzeit gewartet werden, weil dann ſchon ein großer Theil der Eier untergebracht iſt; vielmehr muß mit dem Einſammeln gleich bei ihrem erſten Erſcheinen begonnen werden. Als die beſte Zeit wählt man den Morgen. Die Käfer werden in heißem Waſſer getödtet. Die Engerlinge werden am geeignetſten durch Ueberſchwemmungen getödtet, bei welchen das Waſſer nachhaltig tief in den Boden eindringt. Daher leiten erfahrene Landwirthe, wenn ſie das Ungeziefer auf ihren Wieſen wittern, Waſſer darauf, und die Vertilgung der Engerlinge wird dadurch ſicher herbeigeführt.

Ueberhaupt hat der Maikäfer in keiner ſeiner Daſeinsformen Freunde außer unſerer Jugend, für welche die gänzliche, freilich wohl niemals durchführbare Ausrottung deſſelben ein äußerſt betrübendes Ereigniß ſein würde.

Im Lande des ewigen Frühlings.

Bilder aus Ecuador.

Von

H. Berka.

(Nachdruck verboten.)

Von den republikanischen Staatenbildungen Südamerika's, welche aus den ehemaligen spanischen Vicekönigreichen hervorgingen, hat eigentlich nur Chile einer relativ ruhigen und günstigen Entwickelung sich zu erfreuen gehabt, die übrigen jungen Republiken sind seit ihrer Losreißung von der spanischen Herrschaft in eine fast ununterbrochene Reihe von inneren Zwistigkeiten verwickelt gewesen. Von dem unauslöschlichen gegenseitigen Haß der verschiedenen in ihnen seßhaften Rassen ewig beunruhigt, vom politischen Parteihader zerfleischt, haben sie bisher die Früchte ihrer Unabhängigkeit nur in sehr geringem Maße geerntet, und es ist auch heute noch nicht abzusehen, ob überhaupt und wie eine Aenderung dieser Sachlage möglich ist.

Die Verhältnisse der seit 1830 selbstständigen Republik Ecuador können als typisch für die Entwickelung der Dinge in fast allen südamerikanischen Freistaaten gelten. Ein überreicher Boden, wie geschaffen, das Paradies von Millionen fleißiger Bürger zu sein, dabei völliges Brach-

liegen des Ackerbaues und der Induſtrie, Zerrüttung der ſozialen Verhältniſſe, mangelhafte Civiliſation und Rechtspflege.

Nicht immer indeß war es ſo übel beſtellt, und die herrliche Hochebene von Quito bot, ehe im vierten Decennium des 16. Jahrhunderts die ſpaniſchen Eroberer unter Pizarro die Küſten Peru's, von dem damals Ecuador ein Theil war, betraten, auf mehr als 600 deutſche Meilen Länge den Anblick eines blühenden und hochkultivirten Landes dar.

Einige Jahrzehnte erſt vor der Ankunft der Spanier hatte der große Inka Huaynacapac die Königreiche Peru und Quito unter ſeinem Scepter vereinigt. Eine eigenartige, aber hohe Civiliſation, glänzender Wohlſtand, blendender Reichthum fielen den Eindringlingen überall in die Augen; die wahrhaft großartigen Tempelbauten, die umfangreichen, beiſpiellos reich ausgeſtatteten Paläſte des Inka und ſeiner Großen übertrafen ſelbſt Alles, was ſie bei der Eroberung Mexiko's gierigen Blickes geſchaut hatten. Ein treffliches Straßennetz durchzog die weiten Gebiete, Brücken, die denjenigen Altroms zur Seite geſtellt werden konnten, überwölbten die Ströme, der Ackerbau ſtand auf einer bewundernswerthen Stufe der Entwickelung. Man kannte kaum den Begriff der Armuth: Der Sonnenſohn, der göttlich verehrte Inka, ſorgte für alle Bedürftigen, jede Familie erhielt ihr beſtimmtes Ackerloos, alle Handwerker arbeiteten nur für den Staat, der ihre Erzeugniſſe ſeinerſeits vertheilte und verwerthete. Die Spanier aber unterjochten das harmloſe Volk, und vorbei war es mit der Herrlichkeit von ehedem.

Während Galeere auf Galeere die Schätze Ecuadors und Peru's nach Spanien schaffte und erbarmungslose Härte den Indianern ihre letzte Habe auspreßte, verödete das Land. Es ist Thatsache, daß die spanische Regierung jeden Aufschwung der Kultur geflissentlich unterdrückte, daß sie die Erbauung guter Straßen geradezu verhinderte, weil durch sie Fremde (d. h. Konkurrenten) in's Land gezogen werden könnten, daß sie den Kolonisten die Errichtung von Schulen untersagte und der Willkür ihrer Statthalter freiesten Spielraum ließ.

So verfiel der Ackerbau, die Ureinwohner sanken mehr und mehr in Unkultur zurück, die allmählig an Zahl wachsende Mischlingsrasse erlangte nur sehr langsam größere Rechte, noch langsamer erwuchs ihr das Bedürfniß nach Freiheit, und als sie endlich im Beginn unseres Jahrhunderts die Fesseln Spaniens abschüttelte, da zerrütteten innere Zerwürfnisse die weiten Gebiete auf's Neue.

Man muß die eigenartige Mischung der Bevölkerung kennen, um die Gründe hierfür verstehen zu können. In Ecuador, mit dem wir es hier besonders zu thun haben, und dessen Gebiet mit circa 650,000 Quadratkilometern dem Areal des ganzen deutschen Reiches an Ausdehnung überlegen ist, entfällt von den 1,150,000 Einwohnern kaum mehr als der zehnte Theil auf die kaukasische Rasse, gegen 200,000 Indianer haben sich noch rein und unvermischt, zum Theil im Osten auch politisch ziemlich unabhängig erhalten; der ganze Rest aber, der sich allerdings mit Vorliebe als „Weiße" bei den öffentlichen Volkszählungen registriren läßt, besteht mit Ausnahme

von einigen Tausend Negern aus Mischlingen aller erdenklicher Abstufungen.

Zwischen allen diesen verschiedenen Bevölkerungsklassen herrscht ein ausgeprägter, tief in alle soziale Verhältnisse einschneidender Haß. Noch sind die „Weißen", d. h. die unvermischten Europäer und die ihnen zunächst stehenden Mischlingsgattungen, die Herren, noch besitzen sie den maßgebenden Einfluß in der Leitung des Staatswesens, noch liegt in ihren Händen der größere Theil des Grundbesitzes und fast der ganze Handel, aber aus dem Urtheil aller unparteiischen Landeskundigen scheint doch hervorzugehen, daß sie einer solchen Stellung nicht mehr würdig sind. Die Zukunft Ecuadors und der Mehrzahl der südamerikanischen Republiken beruht auf der Mischlingsrasse, und zwar besonders auf denjenigen Elementen, welche noch am meisten indianisches Blut in den Adern haben.

Ecuador verfügt über außerordentlich reiche Hilfsquellen. Schon die Lage des Landes bestimmt ihm eine wichtige Position im Weltverkehr. Auf der einen Seite der große Ocean, auf der anderen die gewaltigen Zuflüsse des Amazonenstromes, der wichtigsten südamerikanischen Verkehrsstraße der Zukunft — drüben vortreffliche Häfen, hüben ein ausgedehntes Netz von Wasserwegen, die nur der Erschließung harren, um die reichen Osthänge der Cordilleren dem Handel zu öffnen. Das ganze Land wird quer vom Aequator, welcher der Republik den Namen gab, durchschnitten; trotzdem erfreut sich Ecuador innerhalb des größeren Theiles seines Gebietes eines gesunden, verhältnißmäßig gemäßigten Klima's, welches es seiner eigen-

artigen vertikalen Gliederung verdankt. Im Osten die Tiefebene des Amazonenstromes, im Westen ein schmaler Küstenstrich, in der Mitte die gewaltigen Gebirgsmassen der Cordilleren, das ist das Bild eines Querdurchschnittes von Ecuador.

Und welche wunderbare, fast unvergleichliche Gestaltungskraft hat nicht gerade hier die Natur in den Anden entwickelt! In der Südprovinz vereinigen sich die einzelnen Zweige der peruanischen Cordilleren zu dem riesigen Gebirgsknoten von Loja, um dann auf's Neue, in zwei Ketten sich theilend, mehrfach von Flußthälern durchbrochen und durch Querjoche verbunden, ganz Ecuador zu durchziehen, bis sie sich jenseit der Nordgrenze der Republik auf columbianischem Gebiet im Knoten von Pasto wieder zusammenschließen; sie umkränzen ein circa 650 Kilometer langes, 40 bis 60 Kilometer breites Hochland, das durch die oben erwähnten Querjoche in die drei Plateaux von Quito, Riobamba und Cuença getheilt wird. Nirgends in den ganzen Anden finden sich so nahe beisammen so viele gigantische Bergriesen, als in diesen, das Hochplateau von Quito einschließenden Ketten. In dem westlichen Zuge die meist vulkanischen Gipfel des Yliniza, Corazon, Pichincha, Cotacachi und endlich den gewaltigen, all' die genannten Kolosse noch um mehr als tausend Meter überragenden, 6310 Meter hohen Chimborasso — in der Ostkette den Vulkan Sangay, den Cerro del Altar, den Tunguragua, den schöngeformten Kegel des Vulkans Cotopaxi, den ebenfalls vulkanischen Antisana und den Cayambe, dessen Gipfel gerade von dem Aequator durchschnitten wird.

Das Hochplateau selbst liegt durchschnittlich 2800 Meter über dem Meere, und hieraus erklären sich die eigenthümlichen klimatischen Verhältnisse Ecuadors, sie drängen, wie ein deutscher Gelehrter, der längere Zeit an der Universität zu Quito thätig war, berichtet, alle Wärmestufen, welche die verschiedenen Breiten Europa's darbieten, auf wenige Meilen zusammen. Fröstelt einer der Hacienderos, dessen Weiden vielleicht am Hange der Ostcordilleren 5000 Meter über dem Meere liegen und sich etwa des Klima's von Norwegen erfreuen, gar zu sehr, so kann er durch einen Ritt von wenigen Stunden sich in die Temperatur von Marseille oder auch von Sicilien begeben. Am frühen Morgen, fügt unser Berichterstatter, Professor Joseph Kolberg, hinzu, konnte dieser Reisende nichts anderes genießen, als die Milch seiner Kühe und die selbstgebauten Kartoffeln, zum zweiten Frühstück standen ihm in Quito bereits die feinsten europäischen Gemüse zu Gebote und am Abend regalirte ihn sein Wirth mit tropischen Früchten.

Die Lage Ecuadors unter dem Aequator ruft aber noch eine andere Eigenthümlichkeit hervor. Ein eigentlicher Wechsel der Jahreszeiten ist nämlich unbekannt, es scheint stets Frühling und Herbst zur gleichen Zeit zu sein, wie Blüthen und Früchte stets auf demselben Aste stehen und ein Unterschied der Tag- und Nachtlänge nicht wahrzunehmen ist. Es mag hiermit zusammenhängen, wenn der Hochebene scheinbar die Zeichen eines kräftigen Lebens fehlen und ihre Vegetation eintönig genannt wird. Trotzdem ist sie die Stätte einer höchst ergiebigen Getreide- und Maiskultur, die sich verzehnfachen ließe, wenn der

Anbau rationeller betrieben und durch die Schöpfung eines guten Wegenetzes lohnender würde. Ist es doch Thatsache, daß die ganze Küste ihr Getreide von Chile und Peru aus bezieht, obwohl die nahe Hochebene Ueberfluß davon hat!

Freilich ist der Wegebau wohl nirgends schwieriger als in Ecuador, und zwar selbst auf dem Plateau, das man sich keineswegs als eine ebene, glatte Fläche vorzustellen hat. Mitten in flacher Gegend steht der Reisende plötzlich vor Meilen weiten tiefen Schluchten und Spalten, deren Wände oft Hunderte von Metern fast lothrecht abstürzen: es sind die gefürchteten Quebradas, die zum Theil im Laufe der Jahrtausende von den wasserreichen und mit ungestümer Hast dahinrasenden Gebirgsströmen ausgegraben, zum Theil durch vulkanische Gewalt in den Erdboden hineingerissen wurden. Denn wir befinden uns in Ecuador in demjenigen Theil der Erde, der mehr als jeder andere von vulkanischen Erschütterungen heimgesucht wurde und noch heimgesucht wird. Knüpft sich doch fast an jeden Städtenamen der von sieben gewaltigen, noch heute thätigen Vulkanen eingerahmten Hochebene, die Erinnerung einer Katastrophe, die Tausenden das Leben kostete; fielen doch allein in und um Riobamba während des fürchterlichen Erdbebens vom 4. Februar 1797 in wenigen Minuten mehr als 30,000 Menschen der entfesselten Wuth der Elemente zum Opfer, während in der Nacht vom 15. zum 16. August 1868 in den drei Städten Ibarra, Otavala und Cotacachi 20,000 Personen umkamen, und die Zahl aller in jener Nacht Getödteten auf 45,000 angegeben wird.

Nur Quito, die alte Hauptstadt des Landes, ist —

obwohl häufig genug von schweren Erschütterungen heimgesucht — von einer eigentlichen Katastrophe bisher verschont geblieben. Tief eingekeilt in die massigen Ausläufer des Vulkans Pichincha, scheinen weitläufige Stadttheile an den felsigen Höhen schwalbennestergleich zu hängen, und tiefe Schluchten, zum Theil allerdings jetzt ausgefüllt oder überbrückt, ziehen sich quer durch die Stadt.

Ein unvergleichliches Panorama breitet sich gegen Süden aus. Elf mit ewigem Schnee bedeckte Bergriesen, unter ihnen der gewaltige Chimborasso und der Cotopaxi, umspannt das staunende Auge mit einem Blick. Sie scheinen gleichsam aus den mit frischem Grün bedeckten Vorbergen herauszuwachsen, die am Rande der lachenden Fruchtebene allmählig emporsteigen und mit sanften Wellenlinien zu den schroffen Felsmassen der Anden hinüberleiten.

Quito hat in neuerer Zeit bedeutend gewonnen, die Hauptstraßen machen einen wirklich großstädtischen Eindruck, einzelne Kirchen, besonders die prachtvolle Jesuitenkathedrale, sowie der umfangreiche Regierungspalast sind Baudenkmäler, deren sich keine europäische Stadt zu schämen brauchte. Der Handelsverkehr ist ziemlich bedeutend und hat sich besonders schnell entwickelt, seit eine leidlich brauchbare Straße die Hauptstadt mit dem am Westhang der Cordilleren gelegenen Ort Chimbo verbindet, von wo seit 1879 eine 122 Kilometer lange Eisenbahn, bis jetzt die einzige des Landes, nach dem Meerbusen von Guayaquil führt. Leider fehlt noch jede Straßenverbindung nach Osten hin, um den Anschluß an das schiffbare Flußnetz der überaus fruchtbaren Amazonasebene zu vermitteln.

Digitized by Google

Erſt mit der Eröffnung dieſer Verkehrswege würde aber die centrale Lage Quito's voll zur Geltung kommen.

Die Stadt hat nach den Angaben mancher geographiſcher Handbücher 80,000 Einwohner, in Wirklichkeit iſt die Bevölkerung aber wohl viel weniger zahlreich. Als vor einigen Jahren eine offizielle Zählung veranſtaltet werden ſollte, ergab dieſelbe nur 18,000, eine zweite nur 20,000 Seelen. Dieſes befremdliche Ergebniß beruht jedoch darauf, daß die durch mancherlei Erfahrung gewitzigten Städter ſich der Zählung einfach entzogen hatten, weil ſie in deren Folge erhöhte Steuern, verſtärkte Rekrutirung und allerlei ſonſtige Laſten am Horizont erſcheinen ſahen. Schließlich zählte man die Anzahl der bewohnten Häuſer und ſchätzte darnach ſummariſch die Einwohnerzahl auf 40,000. Zwiſchen dieſer und der oben angegebenen Zahl 80,000 dürfte die Wahrheit ungefähr in der Mitte liegen. Jedenfalls ſieht man, daß man nach dieſer durchaus verbürgten Epiſode alle Zahlenangaben aus den Republiken Südamerika's nicht als beſonders richtig annehmen darf.

Verlaſſen wir jetzt die Hochebene und wenden wir uns, die Paßſtraße des Chimboraſſo oder den Reitweg zwiſchen den alten Vulkanen Acacazo und Corazon verfolgend, dem Weſthang der Cordilleren und dem Küſtengebiet zu. Ueber ſanftgeneigte Paramos, die in's Grandioſe überſetzten Alpenwieſen der Anden, klimmt man langſam zu der Paßhöhe, die beiläufig bemerkt etwa in der Höhe des Montcenisgipfels liegt, empor, um dann, von einer beiſpiellos großartigen Scenerie umgeben, über die einzelnen, dem Hauptſtock des Gebirges vorgelagerten, ſich allmählig abſtufenden

Höhenketten zur Ebene hinabzusteigen. Zahllose Flüsse und Bäche bahnen sich durch den Wirrwar von Bergen und Thälern den Weg, bald in tollem Lauf und verzweifelten Wendungen Hinderniß um Hinderniß umgehend, bald den Fels tiefeingeschnitten durchbrechend, bald wieder im jähen Fall in Schaum und Gischt aufgelöst von seiner Höhe herabstürzend. Und über all' dem der großartige Zauber des Urwaldes — eines Urwaldes, wie er auf der ganzen Erde vielleicht nur noch in den gewaltigen, noch von keines Menschen Hand berührten Waldungen der Osthänge der Anden, bis hinab in die Tiefebene des Amazonenstromes, seines Gleichen hat.

Allmählig nähern wir uns der Ebene. Ruhiger fließt der breite Rio Guayas, der vielverzweigte Hauptstrom des Landes, in seinem Bette, das von Hügelland umrahmt ist. Ueppige Wiesen dehnen sich längs des Stromes aus, auf denen sich Tausende von Rindern herumtummeln, die einen Haupttheil des Reichthums Ecuadors ausmachen. Ungleich wichtiger jedoch ist für den Export der Republik der Kakaobaum, denn Ecuador ist das am meisten Kakao produzirende Land der Welt, und es könnte den schon jetzt sehr bedeutenden Export noch verdreifachen, wenn dem Plantagenbau die nöthige Sorgfalt zugewendet würde. Wie mit den Kakaopflanzungen, die zum großen Theil kaum den Namen eigentlicher gewarteter „Pflanzungen" verdienen, verhält es sich jedoch überhaupt fast mit jeder Kultur. Der Kaffee der Provinz Guayaquil ist vortrefflich und könnte den besten Sorten von Java Konkurrenz machen, wenn sein Bau rationell betrieben würde; das

Zuckerrohr wächst in unglaublicher Ueppigkeit und doch müssen die besitzenden Klassen ihren Zucker aus Westindien beziehen, weil der im Lande selbst raffinirte fast stets schlecht ist. Zudem fehlt es an Arbeitskräften. Die Provinzen Manabi und Esmeraldas enthalten trotz des großen Reichthums ihres Bodens kaum 50,000 Einwohner und könnten 5 Millionen ernähren. Außer der langen Reihe aller Kolonialpflanzen vom Kakao bis zum Tabak wachsen hier die feinsten und werthvollsten Hölzer, findet man trotz rücksichtsloser Ausbeute den Kautschukbaum in ausgedehnten Wäldern, gedeiht in seltenster Ueppigkeit die heilkräftige Chinchona, welche die Fieberrinde liefert.

Wesentlich besser liegen die Verhältnisse in den südlicheren Provinzen, wo die Plantagenkultur entschiedene Fortschritte gemacht hat, zum Theil wohl deshalb, weil ihr geeignete Absatzwege nach dem kraftvoll emporblühenden Hafenort Guayaquil zu Gebote stehen. Guayaquil ist in der That der heutige Centralpunkt aller Handelsbeziehungen Ecuadors, die allerdings wesentlich in europäischen und nicht in letzter Linie in deutschen Händen liegen, und in neuester Zeit einen sehr beachtungswerthen Umfang angenommen haben; der Werth der jährlichen Ausfuhr über Guayaquil wird auf circa 30 Millionen Mark angegeben, an welcher Summe der Kakao mit mindestens zwei Dritteln partizipirt, die Einfuhr dürfte 25 Millionen Mark erreichen.

Aber was besagen diese Ziffern gegenüber der Fülle von Reichthum, welche Ecuador der ganzen Welt darbieten könnte, wenn eine thätige, arbeitsame Bevölkerung seine

Schätze auszubeuten verstände. Fast märchenhaft klingen die Berichte über die Ueppigkeit der Osthänge der Anden, der Tiefebene, der Zuflüsse des Amazonenstromes und das ganze weite Gebiet der Ostprovinzen Los Rios und Tunguragua, die noch wenig erforscht und äußerst dünn bevölkert sind. Hierhin haben sich die unvermischten Indianerstämme zurückgezogen, hier klingen noch dieselben Laute, welche zur Zeit des spanischen Einbruchs in den goldenen Hallen der Inkapaläste ertönten — hierher wandern in ihrem unstäten Nomadenleben auch die wilden Indianer Brasiliens, der mit der Gebirgshöhe wechselnden Fruchtreife folgend, hinauf. Hier sind vielleicht endlich jene unergründlichen Goldgruben verborgen, über welche einst die Inkas verfügt haben müssen und die seither verschollen sind; ist es doch auffallend, daß Ecuador, dessen Fürsten ehedem über fast unermeßliche Schätze an edlen Metallen geboten, heute als arm an Gold und Silber gilt. In der That hat sich, abgesehen von verhältnißmäßig geringen Waschgoldfunden, der Bergbau fast nirgends als lohnend erwiesen.

Dieser Umstand war es schließlich, der die Spanier veranlaßte, das Land zu vernachlässigen. Von der Begierde schnell reich zu werden beseelt, verstanden sie die Schätze nicht zu würdigen, welche Ecuador in seiner üppigen Vegetation besitzt. Und doch sind Hebung des Ackerbaues und Verbesserung des Straßennetzes, sowie die Entwickelung einer höheren geistigen Kultur diejenigen Faktoren, welche Ecuador allein zu einer neuen Blüthe verhelfen können. Die Aufgabe ist freilich eine sehr schwierige. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß in dem ganzen riesigen Staat

nicht mehr als 300 Volksſchulen exiſtiren, können wir uns ein Bild von dem Grad an Bildung oder vielmehr Unbildung machen, mit welchem bei der Beurtheilung der Bevölkerung zu rechnen iſt — ein Bild, das in einem traurigen Gegenſatze ſteht zu der Thatſache, daß Ecuador bereits in ganz moderner Weiſe über rund 80 Millionen Mark Staatsſchulden verfügt. Nur Jahrzehnte ruhiger Entwickelung können dies herrliche Land des ewigen Frühlings zu einem wirklichen Gedeihen führen — ob jene aber unter den geſchilderten Verhältniſſen möglich iſt, kann allein die Zukunft lehren.

Zum Jubiläum der Gänseleberpaſtete.

Beitrag zur Geſchichte der Gaſtronomie.

Von

Gottfried Pfeuffer.

(Nachdruck verboten.)

In ſeinem bekannten Werke „Phyſiologie des Geſchmacks“ hebt Brillat-Savarin die Thatſache hervor, welche Wichtigkeit Eſſen und Trinken bei allen Nationen und in Bezug auf alle Lebensverhältniſſe ausübt, wie beachtenswerth es erſcheint, daß heute noch bei den Naturvölkern die meiſten wichtigen Geſchäfte beim Mahle abgemacht werden u. ſ. w. In der That iſt die Ernährungsweiſe und die Kochkunſt ein gewichtiger Faktor im Kulturleben aller Jahrhunderte, denn Art und Gattung der Speiſe und des Tranks hängen

innig zusammen mit der ganzen Entwickelung eines Volkes. Es haben eben auch Speise und Trank ihre Geschichte, und ein Blatt aus derselben soll in dem Nachfolgenden wiedergegeben werden; sind es doch jetzt gerade hundert Jahre, daß die Gänseleberpastete ihren Platz in der ersten Reihe der Erzeugnisse gastronomischer Kunst behauptet.

Schon frühzeitig wurde in Rom die Gans wegen ihrer Leber von den Leckermäulern ungemein geschätzt; man betrieb darum die Zucht von Gänsen, und es wurden zur Mastung Feigen verwendet. So spricht Horaz (8. Satire des II. Buches) von „der mit saftigen Feigen gemästeten Leber der weißen Gans", und Plinius berichtet, daß die Gänseleber vor der Zubereitung in Milch, welche mit Honig versüßt war, gelegt wurde. Der Werth, welchen schwelgerische Leckermäuler auf die Gänselebern legten, geht daraus hervor, daß Heliogabalus, um so recht die unsinnigste Verschwendung zu zeigen, Löwen und andere wilde Thiere mit Fasanen, seine Hunde aber mit Gänselebern fütterte, wie Lampridius erzählt. Erst später wurde den verwöhnteren römischen Gourmands, wie früher das Gänsefleisch, jetzt auch die Gänseleber zu gemein, und sie suchten daher nach anderen Leckerbissen, wenn sie auch an Wohlgeschmack den Gänsen nachstanden, wie die Pfauen, oder sie wenigstens nicht übertrafen, wie das Perlhuhn. In der Barbarei der folgenden Jahrhunderte ging die Kenntniß des Leckerbissens, wie ihn die Gänseleber darbot, für die Allgemeinheit verloren; einzig und allein die Juden bewahrten das Geheimniß seiner Erzeugung durch den Lauf der Zeiten, vorerst zum Nutzen des eigenen Gaumens.

Digitized by Google

Auch im Elsaß und in Lothringen war die Gänsefettleber das Monopol der Juden, das sie, als zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Feinschmecker der französischen Regentschaft dieselbe ausgespürt hatten, für sich behaupteten und ausbeuteten. Ihre eigentliche Verfeinerung und Vervollkommnung fand die Gänseleber erst hier im Elsaß, und dieses Land darf mit vollem Rechte die Gänseleberpastete als eine seiner charakteristischesten Eigenthümlichkeiten in Anspruch nehmen.

Nachdem der Sturm der Revolution auch das Monopol der Fettlebererzeugung, wie es die Juden im Elsaß und in Lothringen bis dahin kultivirt hatten, zu den übrigen von ihm zerstörten Vorrechten geworfen hatte, veröffentlichte das „Théâtre d'agriculture" von Olivier de Serres das so lange geheim gehaltene Verfahren:

„Man sperre eine magere Gans," so lautete die Anweisung, „in einen Käfig von Tannenholz, der so eng sein muß, daß sie sich darin nicht wenden kann. Der Boden desselben bestehe aus flachen, in Zwischenräumen nebeneinander befestigten Stäben. An der vorderen Seite dieses Behältnisses sei eine Oeffnung, gerade groß genug, den Kopf der Gans durchzulassen, darunter an der Außenseite ein kleiner Trog mit Wasser, in dem einige Stückchen Holzkohle schwimmen. Für die Nahrung eines Monats, in welcher Zeit die Mästung vollendet ist, genügt ein Scheffel Mais. Man theile denselben in dreißig gleiche Theile, weiche dieses Futter stets 24 Stunden vor Verwendung in Wasser und stopfe der Gans Morgens und Abends je die Hälfte dieser Portion in den Hals. Gegen den 22. Tag

ſetze man dem Mais einige Löffel Mohnöl zu. Sobald ſich unter den Flügeln Fettpolſter bilden und das Thier anfängt, ſchwer zu athmen, iſt es Zeit, daſſelbe zu ſchlachten, ſonſt erſtickt es. Das Fleiſch iſt vortrefflich und gibt beim Braten drei bis vier Pfund Schmalz. Von ſechs Gänſen entſprechen gewöhnlich nur vier der Erwartung in Bezug auf die Leber, und zwar immer die jüngſten. Man halte ſie während der Mäſtung im Keller oder an einem anderen, wenig hellen Orte.“ —

Es war im Jahre 1762, als der Marſchall v. Contades als Militärgouverneur für die Provinz Elſaß nach Straßburg kam. In ſeinem Gefolge befand ſich ſein Mundkoch, ein Sohn der Normandie, Namens Cloſe. Monſieur Cloſe benützte alle ihm im Elſaß gebotenen Faktoren, um ſein kochkünſtleriſches Talent zu Gunſten ſeines Herrn fruchtbar zu machen, dem die vom Dufte germaniſcher Stockfiſch- und Sauerkrautgerichte durchzogene Provinz auch nach dieſer Richtung hin als eine Art Verbannungsort erſcheinen mochte. Verſichert doch zu Ende des 17. Jahrhunderts der franzöſiſche Oberarzt Dr. Maux, daß „der Stockfiſch das einzige Gericht ſei, welches in der Vorliebe der Deutſchen im Elſaß mit dem Sauerkraut in Wettbewerb treten könne.“ Cloſe's Scharfblick erkannte ſofort, was aus der von Alters her im Elſaß kultivirten und in mannigfacher Geſtalt aufgetiſchten Fettleber der Gans zu machen ſei, wenn ſich ihrer eine „Künſtlerhand“ bemächtigte und alle Kombinationen und Raffinements der Pariſer Schule zu Hilfe nähme.

Unter ſeinen Fingern ward denn auch aus dem ſimplen

bürgerlichen Hausgerichte eine ariſtokratiſche Delikateſſe, indem er den porösen Rohſtoff zum feſten Kerne kondenſirte, dieſen mit einem Flaume von gehacktem Kalbfleiſch umgab und das Ganze in einen verzierten und vergoldeten Teig einhüllte. Damit war der Körper des neuen Kunſtwerkes geſchaffen; jetzt galt es, ihm die Seele einzuhauchen. Cloſe fand auch ſie in dem pikanten Aroma der Trüffel von Périgord. Die Fettleber der Gans, der Paſtetenteig und die Trüffel waren die drei Faktoren, welche ſein erfinderiſcher Kopf zu jenem Meiſterwerke ſeiner Kunſt, der Gänseleberpaſtete, vereinigte.

Geraume Zeit hindurch blieb Cloſe's Erfindung das Geheimniß und das Vorrecht der Marſchallsküche; ſo lange Contades das Kommando im Elſaß führte, überſchritt die Gänseleberpaſtete nicht die Grenzen ſeiner Tafelrunde. Erſt als Contades im Jahre 1788 von ſeinem Poſten in Straßburg abgerufen wurde, gelangte die Gänseleberpaſtete zum Gemeingenuß, und ſomit können die Feinſchmecker in dieſem Jahre das hundertjährige Jubiläum dieſer Delikateſſe feiern. Cloſe kehrte mit dem Marſchall nämlich nicht wieder nach Frankreich zurück, da die ſüßen Feſſeln der Liebe ihn in Straßburg zurückhielten. Seine Angebetete war die Wittwe des franzöſiſchen Paſtetenbäckers Matthieu, welche in der Meiſengaſſe wohnte; ſie beglückte den ſchmachtenden Normannen mit ihrer Hand, und vereint mit ihr begann er nun, die Herſtellung der Gänseleberpaſtete in größerem Maßſtabe zu betreiben, und verkaufte jetzt an alle Welt, was Jahre hindurch nur das ausſchließliche Entzücken des franzöſiſchen Marſchalls und ſeiner vornehmen Gäſte geweſen war.

Aus dem kleinen Laden in der Meisengasse datirt der Ruf, der den Kunstgebilden des Close'schen Ehepaares bald durch ganz Europa und noch darüber hinaus vorauseilen sollte.

Close hatte übrigens erst die Grundlinien seiner Entdeckung gezogen, gewissermaßen nur den Entwurf geliefert; einem anderen, durch die Revolution von seiner Stelle vertriebenen Kochkünstler war es vorbehalten, das Werk weiter fortzuführen und zu vervollkommnen. Die Revolution, welche die Parlamente aufgelöst hatte, zerstörte auch die Küchen der sybaritischen Parlamentsräthe. Auch der Präsident des Parlaments in Bordeaux, Leberthon, sah sich veranlaßt, sein Küchenpersonal zu entlassen. Doyen, das Haupt desselben, ein unternehmender junger Mann, kam infolge dessen nach Straßburg, wo er der zweite Vater der Gänseleberpastete wurde; er galt bereits für eine Koryphäe seines Faches; seine „Chaussons de pommes" (Apfeltörtchen) waren weit und breit berühmt und unübertroffen, durch seine „Chaussons de veau haché" (Kalbfleischpastetchen) stieg er in Ruf und Vermögen und faßte nun den Gedanken, mit Close in Wettbewerb zu treten. In kurzer Zeit excellirte er auch in der Bereitung der Gänseleberpasteten und schwang sich zum siegreichen Nebenbuhler Close's auf. Doyen's Werkstätte war in dem alten Zunftgebäude der Goldschmiede, in dem Hause „Zum Stelzen" in der Münstergasse. Hier ward die Weltherrschaft der Straßburger Gänseleberpastete befestigt, und noch heute steht das Haus Doyen in erster Reihe der im Laufe der Jahrzehnte erstandenen weiteren vortrefflichen Vertreter dieses Industriezweiges.

Die Wiedereroberung Straßburgs hat Deutſchland nicht nur mit einer Stadt von 85,000 Einwohnern und einem hochberühmten Dome beſchenkt, ſie hat dem deutſchen Reiche auch eine beflügelte Armee von 150,000 bis 200,000 Gänſen zugeführt, die alljährlich in die Thore der „wunderſchönen Stadt“ einziehen und ihre Lebern zu Nutz und Frommen der Feinſchmecker aller Erdtheile zum Opfer darbringen.

Die Vervollkommnung der Gänſezucht — zum Zwecke der für die Paſtete nothwendigen Fettleber — hat erſt in der Neuzeit in Straßburg ihren Höhepunkt erreicht. In früherer Zeit ſperrte man die Gänſe in eiſerne Käfige, in denen die armen Thiere eingepreßt feſtſaßen, während Kopf und Hals derart durch eine Oeffnung geſteckt waren, daß ſie nicht zurückgezogen werden konnten. Ein helles Feuer brannte in der Nähe, und das bedauernswerthe Thier lebte ſo, wie es bei dieſer Höllenpein leben konnte; dreimal täglich wurde ihm ſeine Mahlzeit eingezwängt, bis endlich die Stunde erſchien, wo es geſchlachtet wurde. Dieſes grauſame Verfahren iſt ſeit etwa 30 Jahren aufgegeben, denn es brachte ſchwere Nachtheile, nicht ſowohl dem Thiere als ſeinem Beſitzer, der von vier ſeiner Gefangenen gewöhnlich drei vor Erſchöpfung hinſterben ſah. Eine andere, nicht weniger grauſame Art iſt folgende: In einer Art von Keller ſtehen verſchiedene Reihen breiter, nach abwärts geneigter ſteinerner Tiſche. „Hunderte von Gänſen,“ ſo ſchreibt ein Berichterſtatter, „liegen auf dieſen Tiſchen feſtgebunden auf dem Rücken, und das Ohr vernimmt unbeſchreibliche Töne. Der Schwanz des Thieres ragt über die Tiſchplatte hinweg, die Flügel, die Füße, der Körper

sind durch feste Bänder an den Tisch festgebunden, nur der Hals behält seine Freiheit, aber in welcher Lage! Selbstverständlich macht das unglückliche Thier in den ersten Tagen die heftigsten Anstrengungen, um sich aus diesen Banden zu befreien; aber allmählig wird es inne, daß all' sein Sträuben vergeblich ist, und damit tritt eine Art stiller Ergebung ein, die sieben Wochen dauert, bis zur Stunde der Erlösung durch den Tod. Die täglichen Mahlzeiten bestehen aus einem weißen dicken Brei aus halbgedämpftem Reis, Kastanien und Buchweizen. Man nimmt den Hals, öffnet den Schnabel und zwingt die Gänse, drei bis vier dicke Nudeln dieser Masse zu verschlingen, denn man stößt letztere mit dem Finger tief in den Schlund hinein. Die so gewaltsam gefütterte Gans nimmt ihre alte Lage wieder ein und verdaut, bis sich ihr das zweite Mahl nach Stunden naht, und sechsmal des Tages hat sie diese Mahlzeitenqual zu überstehen. Behufs Erzielung einer möglichst großen Leber soll dem Futter öfters auch Spießglanz zugesetzt werden."

Durch die Mast erhöht sich der Ankaufspreis, welcher für eine Gans gegen 2 Mark beträgt, etwa um das Sechsfache, indem eine recht fette Gans 16 bis 20 Pfund wiegt und eine Leber von 2 bis 3 Pfund liefert. Die Leber wird, je nach ihrer Qualität, mit 5 bis 10 Mark, das Fleisch mit 50 bis 75 Pfennig das Pfund bezahlt. Die Straßburger Gänseleber-Pastetenbäckerei gewinnt jährlich mehr und mehr an Ausdehnung. Jeder Wochenmarkt ist durchschnittlich mit über tausend Gänsen bestellt. Mit der Gänsemast beschäftigen sich in Straßburg viele Hundert Personen,

von welchen manche 200 bis 300 Stück einſitzen haben; die zu mäſtenden Gänſe werden vorzugsweiſe vom Unterelſaß, der Rheinpfalz und Baden geliefert.

Bis auf den heutigen Tag iſt es zwar faſt ausſchließlich Straßburg, von wo aus die leckeren Paſteten ihren Weg in alle Welt nehmen, jedoch gehört die Fabrikation des vielbegehrten Artikels ſo ziemlich dem geſammten Elſaß an. Namentlich auch erzeugt Colmar eine ſo vorzügliche Waare, daß verſchiedene Pariſer Gourmands die Colmarer Paſteten für eine der „erhabenſten" Leiſtungen moderner Gaſtroſophie erklären. Wie ſich aber bei ſo vielen Produkten der Induſtrie der Name des verſchwundenen Monopols im Vorurtheile der Menge fortſetzt, ſo gehen auch die in faſt allen größeren elſäſſiſchen Städten gefertigten Gänseleberpaſteten als „Straßburger" in die weite Welt. Allein neben dieſer gewerbs- und geſchäftsmäßigen Herſtellung des Leckerbiſſens ſteht noch gar manches Bürgerhaus zwiſchen dem Rhein und den Vogeſen, das in der Paſtetenbereitung mit den größten Meiſtern ihrer Kunſt zu Straßburg oder Colmar erfolgreich zu wetteifern vermöchte.

Noch heute ſteht der Name Doyen an der Spitze des Geſchäftes; neben ihm glänzen die Firmen Artzner, Blos, Feyel, Fiſcher, Henry, Herold, Hummel, Jehl, Martin, Michel, Müller, Schneegans-Reeb, Schott, Weber-Luthy u. A., welche den Paſtetenruhm Straßburgs in alle Theile der Erde tragen, und deren jährlicher Umſatz auf ungefähr zwei Millionen Mark veranſchlagt werden dürfte.

Mannigfaltiges.

Haudegen und Seelsorger. — In der Stiftskirche zu Stuttgart befindet sich ein altersgraues Grabmal aus rothem Marmor ohne Jahreszahl, dessen lateinische Inschrift in Uebersetzung also lautet: „Hier ruht Dr. Georgius Hartsesser, der erste Dekan dieser Kirche und Rektor des Collegs für arme Studirende zu Tübingen." Der merkwürdige Mann, der an dieser Stätte geharnischt mit Degen und Federbusch abgebildet ist, war — wie der Probst Wölflin in seiner „Haus- und Brauch-Chronik" berichtet — ehedem unter dem Namen „der wilde Georg" bekannt. Er hatte in seiner Jugend zu Tübingen studirt, bald aber zum Schwerte gegriffen, das ihm besser behagte. Von dem alten Ritter Hans v. Ehingen kaufte er sich Waffen und Rüstung und zog gegen die Ungläubigen. Zehn Jahre blieb er fern, dann kehrte er nach Verrichtung mancher Heldenthaten heim, vernarbt bis zur Unkenntlichkeit, jedoch mit vielem Geld und Gut, und trat 1490 in die Dienste des Herzogs Eberhard von Württemberg. Als dieser aber starb, zog er abermals fort und schlug sich in Italien, Spanien, Frankreich, Holland, Dänemark, Polen und Oesterreich herum, und erlernte dabei die Sprachen dieser Länder in dem Grade, daß er mit Jedem eines solchen Volkes sich zu unterhalten vermochte und deren Gebräuche verstand. Als er endlich wieder heimwärts zog, überfielen ihn an der böhmischen Grenze sechs Wegelagerer, um ihn zu berauben. Diesen Spaß verstand aber der tapfere Hartsesser sehr übel; er

zog ſeine ſchartige Wehr gegen ſeine Bedränger und machte ſie alleſammt nieder, hieb ihnen die Köpfe ab und brachte ihre Ohren dem Stadtgericht zu Olmütz. Sein Diener aber, der ihn begleitete, hatte, als die Räuber auftouchten, das Haſenpanier ergriffen und war, ſeinen Herrn im Stiche laſſend, in den Wald geflohen, um von ferne dem Gemetzel zuzuſchauen. Als nun der Kampf ruhte, lief der Entflohene wieder herbei, wurde aber hart angefahren.

„Du biſt ein nichtsnutziger Geſell," ſchrie der Hartſeſſer, „will Dir deshalb auch den Garaus machen, den Du wohl verdienſt," und er hob ſein Schwert empor.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, ſchonet meiner, edler Junker," bat der Bedrohte, „ich hab' von Gott weder Heldenblut bekommen, noch jetzunter gebeichtet!"

Hierüber kam Hartſeſſer in's Lachen und ſchenkte dem Winſelnden das Leben unter der Bedingung, daß er ihm bei der heiligen Dreifaltigkeit ſchwöre, ihn nimmer zu verlaſſen, in welcher Noth er auch ſei, und Alles pünktlich zu thun, was er ihm gebiete.

Das war dem Begnadigten genehm und er ſchwur und that, was ſein Herr ihm befahl. Die Strafe aber hatte Hartſeſſer ihm insgeheim vorbehalten.

Denn als ſie am Schloſſe Lindenfels im Odenwald vorbei kamen, gebot er ihm, vom Eſel zu ſteigen und das edle Grauthier auf ſeinen Rücken zu nehmen. Der Diener mußte wohl oder übel gehorchen, und als er nun mit dem Eſel bepackt war, warf Hartſeſſer auch noch des Grauen Kopfriemen über den Hals des Beladenen und zog alſo zum Thor ein, am dritten Sonntag nach Oſtern im Jahre 1499.

Erſt gab es lange Geſichter, bald aber begleitete die Einziehenden ein Heer von allerlei Leuten, die der Verkehrtheit ſpotteten. Als aber Herzog Eberhard II. von Württemberg, der damals auf Lindenfels gefangen ſaß, den Hergang vom Fenſter

aus erschaute, schickte er seinen Diener hinunter, zu fragen, was diese Posse bedeuten sollte. Der Kriegsmann aber antwortete dem Boten: „Saget dem gewesenen Herzog von Württemberg, Georg Hartsesser kehre aus fernen Landen heim und ehre die Treue zweier Esel nach Gebühr! Der glatte Esel sei in der Noth ihm davongelaufen; der haarige Esel aber habe ausgehalten bei ihm; daher er den Vierfuß auf demjenigen reiten lasse, der den wirklichen Esel an ihm gemacht habe und dem das Leben lieber als der Tod gewesen wäre. So der Herzog es mit seinen Räthen und Schmeichlern ebenso gehalten hätte, so würde er der Esel auch bald genug gefunden haben, die die Trense besser verdient hätten, als seine ‚Langohren', wie er seine Unterthanen geheißen habe, die ihn in der Noth nicht verlassen, wohl aber die Herren vom Adel, so mit ihm in gleiche Schüssel getauchet."

„Der hat die Wahrheit gesprochen, wie noch Keiner," rief Eberhard, als ihm diese Antwort überbracht wurde, „bittet den Hartsesser zu einem Mittagsmahl zu mir."

Der Geladene stellte sich ein und ward von dem Herzoge sehr gnädig empfangen.

„Ein Ersuchen habe ich an Euch, mein lieber Doktor, nämlich, daß Ihr also auch zu Stuttgarten einziehet, wie hier zu Lindensels, damit der junge Herzog Ulrich daran ein Zeugniß für sich auf die ‚Komzytt (Zukunft) seines Regiments eigne.'"

Diesem Begehr entsprach denn auch der Hartsesser und trieb wirklich, wie vorher in Lindensels, den Diener und den Esel zu Stuttgart ein. Als der Herzog Ulrich von dem Ereigniß hörte, schrieb er auf einen Zettel: „Wenn Ihr Esel zu Menschen machet, wie ich vernommen, so würdet Ihr mir sehr zu Liebe dienen, wenn Ihr die Dekanei hierorts übernehmen wolltet."

Alsobald nahm der Beauftragte die Stelle an und predigte auch schon den nächsten Sonntag darauf in der Stiftskirche so schlicht und recht, daß den Hörern „Hören und Sehen verging".

Sein ansehnliches Vermögen aber verwendete er nebst seinem Einkommen zur Unterstützung armer und bedürftiger Studenten. Auch stiftete er der Universität Tübingen 3000 Gulden, und als er starb, hinterließ er nichts als seine Kriegsrüstung, ein Lederhemd und ein Packet mit der Aufschrift „Zum Grabstynn." Es waren 20 Goldgulden darin. An dem Leibe aber des Wackeren entdeckte man nicht weniger als 41 Narben.

Die Bürger Stuttgarts ließen ihm aus Dankbarkeit jenes Denkmal in der Kirche setzen, das urkundlich „307 Gulden zehn und seinf Häller" kostete.

Von seiner Art zu predigen aber gingen über Hartsesser die wunderlichsten Geschichten um. So sah er einstmals Mehrere in der Kirche schlafen. Darüber ward er böse und bestellte den nächsten Sonntag zwei herzogliche Trompeter, die er hinter sich auf die Kanzel postirte und ihnen gebot, sobald er rufe, sollten sie blasen aus Leibeskräften. Während seiner Predigt schliefen nun abermals Mehrere ein. Da schrie er mit donnernder Stimme: „Wachet auf, Ihr Schläfer und Sünder, der jüngste Tag ist kommen!" Und bei diesem Ruf schmetterten die Trompeten „gar rüstiglich darein," so daß „ein gräßlicher Schreck durch aller Hörer Leib fuhr."

Die Wirkung seines Weckungsversuches nach Art der „Posaunen von Jericho" gefiel ihm so sehr, daß er ein „Stift für Kirchentrompeterei" gründete, deren Einführung sich jedoch der Magistrat und auch der Herzog widersetzte. Das Kapital aber blieb beim Stift bis zum Jahre 1618, wo erst eine Figural- und dann eine Instrumentalmusik eingeführt wurde.

Hartsesser wurde 88 Jahre alt und starb in der Kirche am Palmsonntag. Als nämlich die ganze Gemeinde aus der Kirche ging, blieb er allein sitzen, worauf der „Dußler" hinzulief, um ihn aus dem Schlafe zu rütteln — aber er war todt, seinen großen Stock in den Händen haltend, auf dessen Knopf der Spruch

zu lesen war: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren." Alfred Stelzner.

Die wahren Erfinder des Impfens. — Noch lange bevor der Arzt Jenner, dem diese Erfindung zugeschrieben wird, das Impfen durch Kuhlymphe eingeführt hat, war es eine Frau, die Schriftstellerin Lady Montague (gest. 1762), welche zuerst auf das Impfen aufmerksam gemacht hat, und zwar auf das Impfen mit Menschenlymphe, wie sie solches in der Türkei kennen gelernt hatte. Dort wurde das Impfen durch alte Frauen vorgenommen und man nannte es „Einpfropfen". Lady Montague schreibt in ihren Memoiren darüber Folgendes: „Jeden Herbst, wenn bereits im September die große Hitze etwas nachläßt, bilden sich Gesellschaften zu fünfzehn oder sechzehn Personen, um sich gemeinschaftlich von einer alten Frau impfen zu lassen. Die Letztere bringt dann eine Nußschale voll der besten Blatternmaterie und frägt einen Jeden, welche Ader er wünscht geöffnet zu haben. Ungesäumt ritzt sie die Ader, welche man ihr darbietet, mit einer großen Nadel auf und gibt so viel Materie in die kleine Wunde, als auf dem Kopfe ihrer Nadel Platz hat, dann verbindet sie die Wunde mit einem hohlen Stückchen Schale und öffnet noch auf diese Art vier oder fünf Adern. Die Patienten befinden sich vollkommen wohl bis zum achten Tage. Alsdann stellt sich Fieber ein und sie müssen das Bett hüten zwei bis drei Tage. Es ist etwas Seltenes, wenn die Geimpften mehr als zehn bis fünfzehn Blattern in's Gesicht bekommen, die niemals Narben zurücklassen. In acht Tagen sind sie wieder so gesund wie zuvor. Der französische Gesandte in Konstantinopel sagte einmal scherzend zu mir: ‚Es ist merkwürdig, man bekommt hier die Blattern zum Zeitvertreibe, wie man wo anders eine Brunnenkur braucht.' — Es ist nie vorgekommen, daß ein in dieser Weise Geimpfter an den Blattern gestorben wäre, und ich unterließ es nicht, auch an meinem kleinen

Söhnchen dieſe Impfung vornehmen zu laſſen." — Lady Montague ſchrieb dies im Jahre 1749, Jenner vollzog ſeine erſte Impfung erſt 1796. B.-S.

Verſchiedene Anſichten. — Unter allen Volksſtämmen der Erde hat kaum einer ſeit einer Reihe von Jahrhunderten mit ſolcher Zähigkeit ſeinen urſprünglichen Charakter zu bewahren gewußt, als jene nomadiſirenden Bewohner der Wüſtenländer Arabiens, Syriens und Nordafrika's, die man gewöhnlich unter dem Namen Beduinen begreift. Alle Verſuche, dieſelben an ein ſeßhaftes Leben zu gewöhnen, ſind bis jetzt völlig geſcheitert, und ſelbſt mit Gewalt ſind ſie nicht zu europäiſcher Geſittung zu bringen. Ein charakteriſtiſches Beiſpiel gibt der franzöſiſche Reiſende F. Hugonnet in Folgendem. „Die Franzoſen," berichtet er, „dachten, das beſte Mittel, die Araber zur Seßhaftigkeit zu bewegen, beſtehe darin, die eingeborenen Häuptlinge zur Erbauung feſter Wohnhäuſer zu veranlaſſen; denn bei dem Araber gelten Autoritäten viel, und er folgt gerne dem Beiſpiele ſeiner Häuptlinge. Dieſe ließen ſich auch gern von den Franzoſen feſte Wohnhäuſer bauen. Als nun einmal ein Scheich von dem Genie-Offizier, der ihm das Haus errichtet hatte, gefragt wurde, was er dazu ſage, erwiederte der Araber: ‚Ich bin ganz entzückt, die Franzoſen ſind in der That recht liebenswürdige Leute; ſie haben mir einen Dienſt erwieſen, wofür ich ihnen Zeitlebens erkenntlich ſein werde. Seitdem mein Haus fertig iſt, habe ich kein einziges Schaf mehr verloren, ich laſſe ſie jeden Abend in das Haus ſperren und noch nie fehlte des Morgens ein Stück.' — ‚Wie?' fragte der Offizier, ‚und wo bleibſt denn Du?' — ‚O ich,' antwortete der Scheich mit der Miene ariſtokratiſcher Ueberlegenheit, ‚Du begreifſt, ein Mann, wie ich, kann nur unter einem Kameelhaarzelte wohnen!'" Th. W.

Das Teſtament eines Rechenmeiſters. — Fortunatus Dreinull, ein Rechenmeiſter zu Straßburg, hinterließ bei ſeinem

im Jahre 1713 erfolgten Tode ein Teſtament, in welchem er Folgendes verordnete:

„Mein vielgeehrter Großvater, Prosperus Dreinull, unterrichtete mich im Schreiben und Rechnen. Als ich kaum acht Jahr alt war, bewies er mir einſt, daß, wenn man die Intereſſen jährlich zum Kapital ſchlage, ſich daſſelbe in hundert Jahren um hundertunddreißigmal vermehrt habe. Die Aufmerkſamkeit, mit welcher ich ihm zuhörte, ſchien dem alten Manne zu gefallen; er zog plötzlich 24 Livres aus ſeiner Taſche und ſagte mit Enthuſiasmus, der mir noch jetzt vor Augen ſchwebt: „Mein Kind, erinnere Dich, ſo lange Du lebſt, daß mit Oekonomie und Rechenkunſt dem Menſchen nichts auf der Welt unmöglich iſt. Hier ſchenke ich Dir 24 Livres, trage ſie zum Kaufmanne, meinem Freunde, der aus Gefälligkeit für mich ſie in ſeinen Handel nehmen wird. Jährlich ſollſt Du die Intereſſen dazu ſchlagen und dann einſt bei Deinem Tode für die Ruhe Deiner und meiner Seele eine fromme Stiftung davon gründen.“

Ich habe ſeinem Befehle gehorcht. Aus den 24 Livres ſind ſeit jener Zeit (in 62 Jahren) 600 geworden, die ich, Kraft dieſes, in fünf gleiche Theile dividire und verordne, daß ſie, gleich der Stammſumme meines Großvaters, immerfort multiplizirt werden ſollen, jedoch alſo, daß alle hundert Jahr ein Fünftel gehoben und angewendet werde. Das erſte Theil wird in hundert Jahren betragen 13,000 Livres, für welche ein Moraſt urbar gemacht werden ſoll, der neben meinem Geburtsorte liegt. — Hundert Jahre ſpäter wird das zweite Fünftel 1,700,000 Livres betragen; von dieſer Summe ſollen 80 Preiſe geſtiftet werden zur Aufmunterung der Wiſſenſchaft. Hundert Jahr ſpäter iſt das dritte Fünftheil bis zu 220 Millionen angewachſen, Hiervon ſollen im ganzen Reiche 100 patriotiſche Leihhäuſer angelegt werden, welche jedem fleißigen und redlichen Bürger ohne Intereſſen Vorſchüſſe machen. Ferner ſoll man in den

vornehmſten Städten 12 Muſeen und 12 Bibliotheken gründen. Jede derſelben ſoll 10,000 Livres jährliche Rente haben, um 40 verdienſtvolle Gelehrte zu unterhalten. — Hundert Jahre ſpäter wird das vierte Fünftheil 30 Milliarden betragen. Hiervon ſollen 100 neue Städte gebaut und jede mit 150,000 Menſchen bevölkert werden. Man könnte einwenden, daß in ganz Europa nicht ſo viel baares Geld vorhanden ſei; aber ich überlaſſe den Exekutoren meines Teſtaments, das Geld nach Belieben in Immobilia zu verwandeln.

Endlich das letzte Fünftheil wird nach Ablauf von fünfhundert Jahren bis auf 3900 Milliarden geſtiegen ſein. Hiervon ſollen zuerſt unſere eigenen Staatsſchulden und dann, wenn es zureicht, die Schulden der Engländer bezahlt werden aus Dankbarkeit für Newton's ſchönes Werk, die Univerſal-Rechenkunſt betitelt. Die Exekutoren des Teſtaments, ſechs an der Zahl, ſollen aus den redlichſten Männern gewählt werden, und Jeder ſoll ſterbend ſeinen Nachfolger ernennen. Für ihre Bemühung mögen ſie bei Hebung des vierten Fünftheils einen kleinen Bruch von 32 Millionen unter ſich theilen. — Siehe da, welche Wunderdinge ein ſparſamer Mann mit 24 Livres auszurichten vermag!"

Doch Scherz bei Seite; bis auf einen gewiſſen Punkt laſſen dieſe rieſenmäßigen Berechnungen ſich allerdings realiſiren, wie folgende wahre Begebenheit beweiſen kann: Ein Richter zu Norwich ſtarb im Jahre 1724. Er legirte in ſeinem Teſtament 4000 Pfund Sterling, um 60 Jahre lang auf Zinſeszins angelegt und vermehrt zu werden, nach Ablauf der 60 Jahre eine Schule dafür zu ſtiften, in welcher 120 Zöglinge unentgeltlich erzogen, gekleidet und geſpeist würden. Zu Exekutoren ernannte er einen Biſchof und einige andere angeſehene Perſonen. Im Monat Mai 1784 war der Termin abgelaufen, die vorhandene Summe betrug 74,000 Pfund Sterling, und die wohlthätige Stiftung kam wirklich zu Stande. E. K.

Ein Kampf mit einem Tiger, in der Arena bei dem Stamme der Curgs (Indien) gekämpft, wird uns von einem Augenzeugen folgendermaßen geschildert. Ein Mann vom Stamme der Curgs trat in den Kampfplatz, mit nichts als einem Curgmesser bewaffnet und mit kurzen, bis an die Kniee reichenden Hosen bekleidet. Die Waffe, welche er in seiner rechten Hand trug, hatte eine schwere Klinge, ungefähr zwei Fuß lang und gut drei Zoll breit, doch gegen den Handgriff zu, mit dem sie einen rechten Winkel bildete, allmählig schmäler zulaufend. Dieses Messer wird von den Curgs mit großer Geschicklichkeit gebraucht, vor dem Schlag in der Hand ringsum geschwungen und dann mit großer Gewalt auf den Gegenstand gerichtet, den man treffen will. — Der Kämpfer stellte sich dem Radschah vor; den Ausdruck seines Gesichts, als er das Zeichen gab, den Tiger loszulassen, konnte man wahrhaft erhaben nennen. Es lag sozusagen eine Konzentration moralischer Kraft, eine hohe und feste Entschlossenheit in seinen Zügen. Sein Körper glänzte von dem Oel, mit dem er sich eingerieben hatte, um die Elastizität seiner Glieder zu erhöhen. Er hob seinen Arm mehrere Male über den Kopf in die Höhe, als er das Zeichen gab, seinen Feind in den Kampfplatz zu lassen. Die Riegel eines großen Käfigs wurden jetzt von oben aufgezogen; ein starker Königstiger sprang heraus und stand, den Schweif rückwärts und vorwärts bewegend, das Haar sträubend und ein dumpfes Geheul ausstoßend, vor dem Curg. Das königliche Thier blickte zuerst auf seinen Gegner, dann auf die Gallerie, wo der Radschah mit seinem Hofe saß, schien sich aber in seiner Freiheit durchaus nicht behaglich zu fühlen; es war augenscheinlich bestürzt über die Neuheit seiner Lage.

Nach einem kurzen Umherblicken wendete sich der Tiger plötzlich um und ging in seinen Käfig zurück, aus dem ihn seine Wärter, die über demselben standen, vergeblich zu treiben suchten.

Jetzt wurden an den durch das Gitter heraushängenden Schweif des Tigers einige Raketen befestigt und man reichte dem Curg eine brennende Lunte, mit welcher er die Raketen anzündete. Der Tiger sprang jetzt mit furchtbarem Gebrüll auf den Kampfplatz, und während die Raketen platzten, rannte er im Zustande der höchsten Wuth umher. Endlich kroch er, knurrend wie eine Katze, in einen Winkel. Der Rückzug war ihm inzwischen dadurch, daß man den Käfig versperrt hatte, abgeschnitten worden. Während der Explosion der Raketen stand der Curg ruhig da, seinen Feind im Auge behaltend, und rückte ihm endlich mit langsamem, aber festem Schritt näher. Der Tiger erhob sich und zog sich zurück mit gesträubtem Haar. Er schien durchaus nicht Willens, die Feindseligkeiten zu eröffnen; allein sein entschlossener Gegner ließ sich nicht abweisen. Seine Augen unwandelbar auf den Tiger gerichtet, schritt er immer näher, und der Tiger zog sich fortwährend zurück, doch stets die Stirne seinem Gegner zugewendet. Der Curg blieb jetzt plötzlich stehen, und der Tiger richtete sich auf und krümmte seinen Rücken, zu einem Sprunge sich rüstend. Der Kämpfer schritt jetzt rückwärts, und so bald er weit genug entfernt war, daß sich der Blick seines Auges nicht mehr unterscheiden ließ, bog sich das wüthende Thier vorwärts, zog sich zusammen und wagte den Sprung unter wildem Geheul. Sein Gegner, vollkommen hierauf vorbereitet, sprang schnell auf die Seite, schwang, als der Tiger den Boden erreichte, sein gewichtiges Messer und traf ihn mit furchtbarer Gewalt auf den einen Hinterfuß, gerade oberhalb des Gelenkes. Die Knochen waren durchhauen und der Tiger nicht mehr im Stande, einen zweiten Sprung zu machen. Das verwundete Thier brüllte entsetzlich, wendete sich aber plötzlich gegen den Curg, der sich inzwischen mehrere Schritte weit zurückgezogen hatte, und rutschte auf drei Füßen, den verwundeten vierten, nur noch an der Haut hängenden, nachschleppend, auf

ſeinen Gegner zu, der, das ſchwere Meſſer hoch erhoben, den Angriff ruhig erwartete. Sobald der Tiger bis in ſeine Nähe gekommen war, ſchmetterte die Wucht der ſchweren Waffe mit unwiderſtehlicher Gewalt herab, und mit geſpaltenem Schädel lag das königliche Thier zu den Füßen ſeines Ueberwinders, der kaltblütig ſein Meſſer auf dem ſchönen Fell abwiſchte, an den Radſchah einen ehrerbietigen Gruß richtete und ſich unter lauten Beifallsrufen der Zuſchauer entfernte. C. T.

Erdeſſer. — Unter den Krankheiten, denen die Tropenbewohner unterworfen ſind, iſt die Geophagie oder die Sucht des Erdeſſens eine der merkwürdigſten und ſo verbreitet, daß man dieſelbe wegen der Häufigkeit ihres Auftretens in einzelnen Gegenden eine wahre Volkskrankheit und zwar eine ſehr unheimliche Volkskrankheit nennen kann. Alle Farben und Stände ſind ihr in gleicher Weiſe verfallen, vorwiegend fallen Kinder und Halberwachſene dem krankhaften Gelüſte zum Opfer — und wo einmal dem Gelüſte nachgegeben wurde, da iſt auch keine Rettung mehr; nicht gütliche Vorſtellung noch ſtrenge Züchtigung, kein abſchreckendes Beiſpiel, noch die ſichere Ausſicht auf den Tod vermögen dem unglücklichen Hange Einhalt zu thun; alle Willenskraft iſt gebrochen, und nur unausgeſetzte Beaufſichtigung und Abſperrung vermag dem Verderben allein noch entgegenzutreten. Sein Ausſehen verräth den Erdeſſer unverkennbar; die Geſichtsfarbe iſt bleich, wächſern, blutleer, das Geſicht ſelber ſchwammig aufgedunſen; der Körper magert ab, die Muskeln erſchlaffen, während der Leib aufgetrieben wird; der Blick wird ſtarr und unſicher, es tritt Kurzathmigkeit ein, der Kranke nimmt ein ſcheues, heimliches, verſtecktes Weſen an. Gewöhnlich iſt es eine fettige, gelbliche oder röthliche, mit zerſetzten organiſchen Beſtandtheilen gemiſchte Thonerde, welche von dem krankhaften Triebe der Erdeſſer aufgeſucht wird, jedoch greifen ſie auch, wo dieſe fehlt, zu kieſigem und kalkhaltigem Sande. Daß manche wilde Völker, wie z. B.

die Otomaken am Orinoko, Geophagen sind, ist ja bekannt, doch daß das Erdessen auch unter einzelnen civilisirten Völkern zum Theil europäischer Abkunft unter den Tropen verbreitet ist, dürfte noch wenig erwähnt sein und interessiren, vielleicht aber noch mehr, daß fast alle Thiere des Waldes in jenen Ländern, die Vögel nicht ausgenommen, ebenfalls diese Erde aufsuchen und begierig verschlingen; sie sammeln sich zahlreich an solchen Stellen, welche der Jäger als gute Jagdgründe bald auskundschaftet; sogar in dem Magen des Krokodils finden sich große Mengen von thoniger Erde. Dr. A. B.

Kaiser Wenzel. — An den Namen Kaiser Wenzel's knüpft sich bekanntlich die Sage vom heiligen Nepomuk, den derselbe hätte in die Moldau werfen lassen, weil er ihm nicht die Beichtgeheimnisse der Kaiserin habe verrathen wollen. Wenn auch die Erzählung historisch durch nichts beglaubigt ist, so wäre Wenzel eine solche tyrannische Willkür doch sehr wohl zuzutrauen gewesen. Er war einer der schlechtesten und unfähigsten Regenten, die Deutschland jemals gehabt hat, ein Schlemmer und Prasser und dabei von grausamer Sinnesart. Den Henker nannte er nicht anders als seinen lieben Gevatter, und als Jemand einst an seine Thür geschrieben hatte: „Wenceslas, alter Nero" — Wenzel, ein zweiter Nero — schrieb er darunter: „Si non fui, adhuc ero" — war ich's nicht, nunmehr werde ich's sein. — Später trat gegen ihn Rupert von der Pfalz als Gegenkönig auf und fand schnell bedeutenden Anhang. Auch die freie Reichsstadt Nürnberg schickte sich an, denselben zu huldigen, wollte aber gern, daß Wenzel sie vorher der ihm geschworenen Treue entlassen möge und bot dafür 20,000 Goldgulden. Wenzel aber machte es billiger: „Schickt mir vier Fuder Bacharacher," antwortete er der freudig überraschten Gesandtschaft auf ihr Begehr, „und Ihr sollt Eures Eides entbunden sein." — Als man ihm meldete, sein Schloß Wischehrad sei fast völlig nieder-

gebrannt, fragte er blos, ob auch der Weinkeller vom Feuer zerstört sei und da dies verneint wurde, rief er ganz vergnügt: „So kann meinetwegen alle zehn Tage ein Schloß abbrennen, wenn nur mein Rheinwein keinen Schaden nimmt." Zw.

Das „Aber". — Fürst Kaunitz, der treue Kanzler Kaiser Joseph's II., führte einst den preußischen Gesandten in das Zeughaus zu Wien. Ueber die Reichhaltigkeit der Waffen, Muniton u. s. w. war der Gesandte sehr überrascht, doch sagte er dann ironisch lächelnd: „Sehr wohl, an Waffen fehlt es nicht zum Krieg führen, aber" —

Kaunitz ließ ihn nicht ausreden, nahm ihn am Arm und führte ihn in die Schatzkammer. Dort wies er auf die großen Vorräthe an Gold und Silber und sagte: „Das ‚Aber' liegt hier, mein Lieber!" W. L.

Eigenthümlicher Grund. — Der Herzog von Roquelaure war häßlich und wußte, daß er es war. Eines Tages begegnete ihm ein Bauer aus der Auvergne, der mit einer Bittschrift zum König nach Versailles wollte. Der Herzog nahm sich sofort seiner an und stellte ihn Ludwig XIV. selbst vor, mit dem Bemerken, er habe große Verpflichtungen gegen diesen Mann. Nachdem der König das Gesuch genehmigt hatte, erkundigte er sich nach jenen Verpflichtungen. „Ja, Sire," entgegnete der Herzog, „wäre dieser Pavian nicht auch Ihr Unterthan, so wäre ja ich der häßlichste Mann Ihrer Monarchie." —dn—

Goethe als Theaterdirektor. — Eine namhafte, noch in den vierziger Jahren lebende dramatische Künstlerin begann ihre Laufbahn zu Anfang dieses Jahrhunderts in Weimar. Sie hatte bei ihrem ersten Debüt auf den Brettern nur einige wenige Worte zu sagen. Goethe, der zu jener Zeit bekanntlich Intendant des Weimar'schen Hoftheaters war, ließ sie zu sich kommen und sagte: „Nun, mein liebes Kind, sprechen Sie mir einmal vor, was Sie morgen zu sagen haben." Sie gehorchte. Goethe belehrte sie nun

und ließ ſie die Worte wiederholen. Sie that es. „Noch einmal!“ ſagte der Dichter ruhig. Darauf mußte ſie auf ſein immer auf's Neue wiederholtes: „Noch einmal!“ dieſelben Worte wohl fünfzigmal ſagen, und als ihr endlich, vor innerem Aerger und zurückgedrängten Thränen, die Stimme verſagte, ſprach er, ohne im Geringſten Notiz von ihrem Grimme zu nehmen, zu ihr: „Nun, mein liebes Kind, gehen Sie jetzt nach Hauſe, und überdenken Sie ſich das, dann kommen Sie morgen wieder, da wollen wir es noch ebenſo viele Male wiederholen; dann ſoll es ſchon gehen!“ — Und es ging am andern Tage. E. K.

Ein verlorener Brief. — General v. York hatte am 30. Dezember 1812 zu Tauroggen die bekannte Konvention mit dem ruſſiſchen General v. Diebitſch, nach welcher ſein Corps ſich mit den Ruſſen gegen Napoleon vereinte, geſchloſſen. Major Graf Henckel v. Donnersmark war von dem General v. York nach Berlin geſandt worden, um dem König Friedrich Wilhelm III. das Nähere zu berichten. Der König befand ſich in Potsdam und nahm den Bericht des Grafen Henckel ohne Zeugen entgegen, alſo kannte nur er allein die wahren Umſtände der Konvention. Weil das Bekanntwerden derſelben aber ſehr gefährlich werden mußte, da Berlin noch von den Franzoſen beſetzt war, ſo ſprach der König nachher zu ſeiner Umgebung: „Da haben wir's! Der Skandal von 1806 mit den Kapitulationen geht wieder los! Das ganze York'ſche Corps hat kapitulirt!“ — Der Eindruck dieſer Nachricht war ein außerordentlich niederſchlagender, denn Jedermann glaubte, das ganze preußiſche Corps habe ſich ſelbſt in ruſſiſche Gefangenſchaft gegeben. Der König ſandte dann den Major v. Thile ſogleich nach Berlin zum Miniſter v. Hardenberg, um ihm die Botſchaft mitzutheilen, welche mit einem Schlage die ganze Lage des preußiſchen Staates ändern und augenblicklich feindliche Maßregeln der Franzoſen herbeiführen konnte. Der Major v. Thile eilte nach Berlin, aber man mochte eilen wie

man wollte, zwei Stunden gehörten damals ungefähr immer dazu, und es war schon dunkel geworden, als er über den zu jener Zeit noch tief sandigen Platz am Opernhause in Berlin ging, um sich zu dem Minister zu begeben. Wer beschreibt seinen Schreck, als er an Hardenberg's Thür bemerkt, daß er den Brief des Generals v. York, in welchem derselbe die wahre Bedeutung der Konvention mit den Russen erklärte, verloren hatte. Das war keine Kleinigkeit; denn wenn dieser Brief in die Hände der französischen Behörden fiel, würden sie nur nach Kriegsrecht gehandelt haben, wenn sie den König und die königliche Familie sofort gefangen genommen und das Land auf französische Rechnung verwaltet hätten. Major v. Thile war in Verzweiflung. Er eilt den Weg zurück, den er gekommen, und sieht auf dem Opernplatze eben ein altes Mütterchen mit einer Laterne auf den Boden leuchten und ein Stück Papier betrachten, das dort im Sande lag. Es sehen, darauf zustürzen und es der Alten fortreißen, die sich schon darnach bückte, war das Werk eines Augenblicks, und es war wirklich der Brief des Generals v. York. — Während dies in Berlin geschah, drohte in Potsdam die Sache auf eine andere Art bekannt zu werden. Major Henckel v. Donnersmark hatte eine Menge Privatbriefe von Offizieren der Armee in Kurland an ihre Kameraden in Potsdam mitgebracht und abgegeben, so daß, obgleich er selbst kein Wort von dem wahren Stande der Dinge verlauten ließ, die Nachricht, Preußen habe mit Rußland Frieden gemacht, und es gehe gegen die Franzosen, doch in Potsdam und namentlich auf dem für den Abend bestimmten Hofball allgemein bekannt wurde. Sie erregte so großen Jubel, daß schon dadurch die Sache verrathen werden mußte. Diese Unvorsichtigkeit, die Briefe auszutheilen, durch welche die wahre Sachlage verrathen war, mußte wieder gut gemacht werden. Beim Rapport am nächsten Tage äußerte daher der König: „Ich höre von fabelhaften Gerüchten, die

sich verbreiten; sie sind alle falsch; ich allein habe die richtigen Berichte. General v. York hat kapitulirt und wird vor ein Kriegsgericht gestellt!" Im Stillen aber ließ der König rüsten. Am 13. Januar 1813 begab er sich mit seinen Kindern nach Breslau, nachdem die Franzosen einen mißlungenen Versuch gemacht hatten, Potsdam, welches vertragsmäßig von jeder französischen Besatzung frei war, zu besetzen und vermuthlich den König gefangen zu nehmen. Und von Breslau aus erließ er dann jenen berühmten Aufruf: „An mein Volk", welcher die Befreiungskriege einleitete. C. T.

Eine Antwort des „kleinen Abbé". — Nach dem Siege bei Höchstädt, den Prinz Eugen mit seinem Verbündeten Marlborough über die Armee Ludwig's XIV. errungen hatte, sagte die reizende Gräfin Althan, die im österreichischen Lager anwesend war, zu dem Prinzen: „Wie ist es nur möglich, Prinz, daß man nach so vielen glorreichen Siegen noch nach neuen Lorbeeren geizen kann?"

„Ach, Madame," erwiederte der Feldherr, „wie ist es möglich, noch Roth aufzulegen, wenn man ohnedies so schön ist?" Kl.

Ein Schreibfehler, der die Wahrheit sagt. — Der Marquis Lebel, dessen Braut ihm den Ring zurückgegeben hatte, weil er ein Trinker war, schrieb hierüber an einen Freund, dem er aber den wahren Sachverhalt verbergen wollte. Indessen schenkte er infolge eines kleinen Schreibfehlers wider Willen dem Freunde reinen Wein ein, indem er schrieb: „Ich weiß gar nicht, weshalb Leonore mich verlassen hat! Ich liebte doch die Flasche (Falsche) so sehr und bin ihr noch jetzt mit Leib und Seele ergeben." Ws.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.

UNIV. OF MICHIGAN,
JUL 13 1912

JUL 13 1942

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 0491

Filmed by Preservation 1992

Digitized by Google